BSB Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum
Digitale Bibliothek

Hildebrandt, Eduard

Professor Eduard Hildebrandt's Reise um die Erde

Bd.: 2

Berlin 1870

Geo.u. 528 xh-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10622303-9

Copyright

Das Copyright für alle Webdokumente, insbesondere für Bilder, liegt bei der Bayerischen Staatsbibliothek. Eine Folgeverwertung von Webdokumenten ist nur mit Zustimmung der Bayerischen Staatsbibliothek bzw. des Autors möglich. Externe Links auf die Angebote sind ausdrücklich erwünscht. Eine unautorisierte Übernahme ganzer Seiten oder ganzer Beiträge oder Beitragsteile ist dagegen nicht zulässig. Für nicht-kommerzielle Ausbildungszwecke können einzelne Materialien kopiert werden, solange eindeutig die Urheberschaft der Autoren bzw. der Bayerischen Staatsbibliothek kenntlich gemacht wird.

Eine Verwertung von urheberrechtlich geschützten Beiträgen und Abbildungen der auf den Servern der Bayerischen Staatsbibliothek befindlichen Daten, insbesondere durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung der Bayerischen Staatsbibliothek unzulässig und strafbar, soweit sich aus dem Urheberrechtsgesetz nichts anderes ergibt. Insbesondere ist eine Einspeicherung oder Verarbeitung in Datensystemen ohne Zustimmung der Bayerischen Staatsbibliothek unzulässig.

The Bayerische Staatsbibliothek (BSB) owns the copyright for all web documents, in particular for all images. Any further use of the web documents is subject to the approval of the Bayerische Staatsbibliothek and/or the author. External links to the offer of the BSB are expressly welcome. However, it is illegal to copy whole pages or complete articles or parts of articles without prior authorisation. Some individual materials may be copied for non-commercial educational purposes, provided that the authorship of the author(s) or of the Bayerische Staatsbibliothek is indicated unambiguously.

Unless provided otherwise by the copyright law, it is illegal and may be prosecuted as a punishable offence to use copyrighted articles and representations of the data stored on the servers of the Bayerische Staatsbibliothek, in particular by copying or disseminating them, without the prior written approval of the Bayerische Staatsbibliothek. It is in particular illegal to store or process any data in data systems without the approval of the Bayerische Staatsbibliothek.

10622303

10622303

Professor Eduard Hildebrandt's

Reise um die Erde.

Nach seinen Tagebüchern und mündlichen Berichten erzählt

von

Ernst Kossak.

Zweite, mit dem Portrait des Verfassers und einer Reise-Karte vermehrte Auflage.

Zweiter Band.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Berlin, 1870.
Druck und Verlag von Otto Janke.

10622303

10622303

I.

Hongkong. Wäſcher und Schneider. Die Victoriaſtadt. Als Freßgevatter. 1100 Pfd. Sterling Briefporto. Nach Kanton. Bocca Tigris. Whampoa. Blumenſchiffe. Die innere Stadt. Die Pagode der fünf Genien. Kinderleichen.

Die Sehnſucht, ans Land zu kommen, trieb mich ſchon um 5 Uhr Morgens von meinem Lager. Die Maſchine des Dampfers war ſeit einer Stunde geheizt, die Anker wurden gelichtet und erſt einige Tauſend Schritte näher an der Stadt wieder ausgeworfen. Viele Hunderte von chineſiſchen Böten, alle mit Weibern „bemannt“, hatten auf dieſen Moment gewartet und boten uns in unbeſchreiblichen Lauten ihre Dienſte an. Die erſte an Bord war eine kokette Chineſin in eleganter Toilette, die mit der Gewandtheit Blondin's die Schiffswand hinankletterte und uns geſchäftliche Offerten machte. Mich begrüßte ſie mit den Worten: **„Good morning, Sir, me washi you master!“** in jenem gräßlichen Kauderwälſch (**pidjen English**), in dem ſich die Landeskinder mit den Fremden zu verſtändigen ſuchen. Das chineſiſche Fräulein war eine Wäſcherin und legitimirte ſich durch ein Album engliſcher Zeugniſſe, nach denen ihre Sauberkeit nichts zu wünſchen übrig ließ. Ihr folgte mit gleicher Gewandtheit ein junger Mann, der ſich mit den Worten: **„me No. 1 Pieci** (piecer Flicker) **London Taylorman!“** einführte. Er war ein Bekleidungsakademiker und ſtellte ſich uns zur Ausbeſſerung alter und Anfertigung neuer Gewänder zur Verfügung. Wir vermochten uns kaum aller Anerbietungen zu erwehren.

Um 9 Uhr fuhr ich mit dem Capitän ans Land und ſtattete meinem Banquier, Herrn Wieſe, dem Compagnon des Hauſes

Siemssen, eine Visite ab. Der liebenswürdige Millionär lud mich so zuvorkommend ein, in seinem Hause, oder vielmehr Palaste, zu wohnen, daß eine abschlägige Antwort unmöglich war. Der 10. April wurde überwiegend Reinlichkeitsbestrebungen gewidmet, und erst am nächsten Morgen unternahm ich die erste malerische Inspectionstour in der Umgegend der Victoriastadt, wie sie von den Engländern officiell genannt wird. Auf den Rath meiner Hausgenossen werde ich aber jedes ähnliche Wagestück für die Zukunft unterlassen. Mit der öffentlichen Sicherheit der Umgegend soll es überaus schlecht bestellt sein. Jeder chinesische Proletarier vermuthet bei allen wohlgekleideten Europäern eine goldene Uhr, und trägt kein Bedenken, wenn es unbemerkt geschehen kann, sich eines solchen Kleinods zu bemächtigen, selbst wenn er darum einen Mord begehen müßte.

Hongkong ist eine Insel angeblich von ungefähr achtzehn bis zwanzig Quadratmeilen Flächeninhalt, und war noch vor fünfundzwanzig Jahren von Fischern und Seeräubern bewohnt. Seit 1841 Besitzthum der Engländer, ist Hongkong die Centralstelle des englischen und europäischen Handels mit China geworden. Die Victoriastadt liegt an dem Abhange des etwa 2000 Fuß hohen Victoriapiks, und die Häuser sind meistentheils in einem gefälligen italienischen Styl gebaut. Zu den ansehnlichsten Bauwerken der Stadt gehören: der Gouvernementspalast, die Post, das Hospital für kranke Seeleute, das Gericht und das Missionshaus, sowie die großen Speicher. Das Klima der Stadt wird leider durch den Gebirgszug in ihrem Rücken verschlechtert, der die Seebrise absperrt und dadurch die Hitze auf eine unleidliche Weise steigert. Von Süden nach Norden streicht durch die Insel Hongkong ein schönes grünes Thal (the happy valley), in dem die englischen Sportsmen Armadille, Schlangen und Landschildkröten erbeuten.

Als günstiges Omen durfte ich es wohl ansehen, daß am 11. April Nachmittags im Hause meines gütigen Wirthes ein junger Europäer die Weihen der Taufe empfing. Der neue Erdenbürger war in dem benachbarten Macao einem Hamburger Schiffscapitän geboren worden, und Herr Wiese hatte das Local zum Tauffeste hergegeben. Obgleich der Täufling erst acht oder neun Tage zählte, war die Wöchnerin, eine kerngesunde Hamburgerin, doch schon bei dem um 6 Uhr stattfindenden Festmahle

zugegen und betheiligte sich mit deutscher Ausdauer an den bis Mitternacht währenden Champagnerlibationen. Wenn schon eigens als „Freßgevatter" geladen, hatte ich mich aus Furcht vor einer Indigestion schon um 9 Uhr in meine Gemächer zurückgezogen. Die officiellen Gevattern und Gäste bestanden nur aus Landsleuten. Der Tag wurde außerdem durch die Ankunft eines englischen Schiffes verherrlicht, das, mit Kohlen beladen, die von selbst in Brand gerathen waren, im Hafen von Hongkong durch ein paar scharfe Kanonenschüsse in den Grund gebohrt werden mußte.

Vorläufig wird mein Aufenthalt in Hongkong nur von kurzer Dauer sein. Wer vermöchte bei der Nähe von Kanton der Versuchung eines Abstechers nach der südlichen Hauptstadt Chinas zu widerstehen? Ich besorgte am 12. April meine Correspondenz mit den Lieben in der fernen Heimath, machte mit einigen Herren eine Promenade nach dem Rennplatze, welcher in dem glücklichen Thale liegt, und fiel, als wir um 7 Uhr Abends nach Hause kamen, gleich wieder in die Schlingen eines gastfreien Landsmannes, der mich zu einem abermaligen Diner preßte. Sein neues Quartier sollte heute eingeweiht werden. Unser munterer Gastgeber zahlt für ein zweistöckiges Haus von fünf Fenstern Front mit einem kleinen, aber reizenden Garten nicht weniger als 12,000 Dollars Jahresmiethe. Der Schluß von solchen Ausgaben auf die Einnahmen ist leicht. Mein Wirth und seine Firma (Siemssen u. Comp.) zahlen u. A. jährlich elfhundert Pfd. Sterling Briefporto. Die Zahl der Domestiken in unserem Hause beläuft sich auf vierzig Köpfe, unter denen sich eine chinesische Wittwe als „Jungfer" der Frau vom Hause befindet. Das ganze Corps steht unter dem Commando eines „Compradors" (Kellnerpräsidenten), der für das Betragen seiner Untergebenen alle Verantwortlichkeit übernehmen muß.

Am 13. April Morgens 8 Uhr stachen wir auf dem nordamerikanischen Dampfer „Hankow" mit militärischer Pünktlichkeit in See. Die Verbindung zwischen Hongkong und Kanton wird von einer Yankee-Gesellschaft unterhalten. Die Fahrt kostet in erster Klasse incl. des Frühstücks nur sieben Dollars, und das schnelle Schiff bringt es bis zu sechzehn Knoten in der Stunde. Die Einrichtung ist wahrhaft fürstlich; das Boudoir einer Prinzessin ist nicht sauberer und einladender als die Kajüte. Mit dem Frühstück hätte sich ein auf englischen Postdampfern herunter-

gehungerter Passagier wieder für acht Tage verproviantiren können, so reichlich waren die solidesten Nahrungsmittel vorhanden. Als Würze wurde u. A. wieder Syrup herumgereicht, dessen sich zwei nordamerikanische Passagiere als Zuthat zu den Fischen und Beefsteaks bedienten. Nach Monate langer Entbehrung rührten mich die nach dem Dessert präsentirten Wassernäpfe und Zahnstocher fast zu Thränen. Meine Tischnachbarn, drei englische Opiumhändler, unterhielten sich damit, die neue, am Hofe der Königin Victoria übliche Methode, Fische zu essen, einzuüben. Nach ihrer Behauptung bediene man sich nicht mehr ausschließlich der Gabel, sondern auch — des Löffels. Nicht recht im Einklange mit dem sonstigen Comfort der „Hankow" steht die große Anzahl scharfgeladener Büchsen, Revolver und Korbsäbel, mit welchen die ganze Langseite der Kajüte decorirt ist. In der Bai von Hongkong und auf dem Perlflusse, an dem Kanton liegt, muß man jedoch stets auf einen Angriff der chinesischen Piraten vorbereitet sein. Unser Steuermann steht, um einen besseren Ueberblick zu haben, in einem Glashause vorn auf dem Schiffe und setzt von hier aus durch einen Mechanismus das Steuer in Bewegung.

Nachdem wir vier Stunden lang zwischen zahllosen kleineren und größeren, aber immer kahlen Inseln durchgefahren waren, erreichten wir um 12 Uhr die Bocca Tigris, d. h. die Mündung des Perlflusses. Hohe schwarze, spärlich mit Moos bedeckte Felsen bilden die Ufer, doch werden diese weiterhin flacher und nehmen einen prosaischeren Charakter an. Um 1 Uhr zeigt sich die erste, auf einem Hügel gelegene, siebenstöckige, chinesische Pagode. Das niedere Land verschwindet wieder und das Terrain wird welliger. In der blauen Ferne zeigen sich Berge von 1000 Fuß Höhe; um 2 Uhr erreichen wir die erste Station Whampoa, eine Art Vorstadt von Kanton, durchweg aus Bambusrohr erbaut. Wir halten hier einige Minuten lang, schiffen Passagiere aus und nehmen andere ein, dann setzt sich der Dampfer langsamer von Neuem in Bewegung; die Menge der Dschunken versperrt fast das Fahrwasser, trotz der majestätischen Breite des Flusses. Nahe am Ufer wird eine zweite Pagode sichtbar, und um 3 Uhr gehen wir, nach einer Fahrt von zwanzig deutschen Meilen in sieben Stunden, zwischen Kanton und der Insel Honam vor Anker. Das Gedränge der stets von Weibern geführten Böte war beängstigend. Viele von ihnen hatten ihre kleinen Kinder bei sich, von denen

die jüngeren mit einer Schnur an das Boot gebunden waren, um im Falle eines Sturzes in das Wasser gleich herausgezogen zu werden. Bei meiner Abneigung, Koffer und Aquarellensammlung in diesem wilden Getümmel aufs Spiel zu setzen, blieb mir Zeit genug, das armselige Volk zu beobachten. Ihre Säuglinge tragen die Bootsweiber in einer Bandage, wie die Frauen der Flissaken, auf dem Rücken, Kindern von drei bis vier Jahren wird ein Tönnchen auf den Nacken gebunden, das sie über dem Wasser erhält. Häufig ist dasselbe aber schlecht befestigt oder durch die Balgereien der Kinder verschoben, und das fallende Kleine geräth dann mit dem Kopfe unter das Wasser. Mehreren Kindern waren auch Schweineblasen auf dem Rücken befestigt. Nachdem die Mehrzahl der Passagiere den Dampfer verlassen hatte, miethete ich ein mit vier Weibern bemanntes, etwas größeres Boot und ließ mich in mein Quartier rudern. Die älteste der Grazien sprach einige Worte englisch, und verstand, was ich wollte, die drei Uebrigen verhielten sich schweigend und erschienen durch schwere Arbeit und Noth niedergedrückt. Zwei von ihnen trugen Säuglinge auf dem Rücken. Die armen chinesischen Weiber müssen häufig ihre Männer ernähren, die früh und spät auf der Bärenhaut liegen und Opium rauchen.

Noch an demselben Abende machte ich dem preußischen Consul, Baron von Carlowitz, eine Visite und besuchte in seiner Gesellschaft eine Anzahl sogenannter Blumenschiffe (Flowerboots). In Paris führt man den Fremden in die Gärten von Mabille oder Chateau des Fleurs: in Kanton sucht man ihm auf den Blumenschiffen eine Vorstellung von den Sitten der Hauptstadt beizubringen. Man erräth, daß die Loretten und Grisetten Kantons auf diesen Blumenschiffen ihr Wesen treiben, doch kann ich nicht umhin, das Betragen dieser Damen zu rühmen. Es unterschied sich sehr zu ihrem Vortheil von der Zudringlichkeit der emancipirten Schönen, welche die modernen Tanzlocale Berlins bevölkern und sich an die Fersen der einzelnen Fremden heften.

Die gebotenen Unterhaltungen waren sehr einfacher Art, die roth geschminkten Damen sangen durch die Nase und begleiteten ihre Melodien auf einem nur einsaitigen Instrumente; wir bewirtheten sie mit Thee oder süßen Leckereien und wechselten einige Worte „Pidjen-Englisch“. Die chinesischen Stammgäste, meistens ältere Herren, bewegten sich mit gleicher Zurückhaltung; auf keinem der

von uns besichtigten Blumenschiffe habe ich etwas Ungehöriges bemerkt. Eben so anständig betrugen sich die in einigen öffentlichen Localen versammelten Männer. Sobald wir eintraten, näherten sie sich und suchten uns eine Gefälligkeit zu erweisen, hätte diese auch nur in dem Anerbieten eines trockenen Melonenkernes oder einer Prise Opium bestanden.

Der Balcon meines Zimmers im Siemssen'schen Hause, einer Commandite des Hauptgeschäfts, ragt über den Perlfluß hinaus, und das ganze Panorama des Lebens auf dem Wasser, wie der eigentlichen Stadt Kanton mit den White Cloud Bergen, welche den Hintergrund bilden, breitet sich vor meinen Blicken aus. In den Morgenstunden des 14. April beschränkte ich mich, sobald der Nebel sich zertheilt, auf einige Bootdetailstudien, später wurde über den Fluß gesetzt und ein Rundgang durch die Stadt unternommen. Zuerst besichtigte ich die vor mehreren Jahren im Kriege von den Chinesen niedergebrannten Factoreien der Holländer, dann durchkreuzte ich die Südvorstadt und gelangte durch das bei den Seeleuten so beliebte Schweinegäßchen und Südthor in das Weichbild Kantons selber. Mein Begleiter, der Agent des Hauses Siemssen, übersetzte mir die Namen der Straßen; da gab es eine Südstraße, Drachenstraße, Himmelsgasse, geflügelte Drachenstraße, martialische Drachenstraße, goldene Blumenstraße, Apothekerstraße, Schatzstraße, Seidengasse und Goldstraße. Man ließ uns im Ganzen unbehelligt, nur hie und da beehrte man uns, wenn wir den Rücken kehrten, mit dem Schandtitel: „Fanquei" (rothe Teufel). Die Unterschiede zwischen der Physiognomie Kantons und großer europäischer Handelsstädte sind so beträchtlich, und die Eindrücke so eigenthümlich, daß ich fast verzweifle, sie mit der Feder zu fixiren. Die Straßen sind nur schmal und mit Ziegeln oder Fliesen gepflastert; von Kanalisirung habe ich nichts bemerkt. Der besondere Reiz einer Stadt, wie Kanton, in der so viele Reichthümer angehäuft sind, liegt in den Häuserfronten und den Schildern der Läden. Der Chinese liebt bunte Farben in grellster Zusammenstellung und geht bei der Ausschmückung seines Hauses und Geschäftslocales mit Gold und Silber keineswegs sparsam um. Strenge genommen besteht die Außenseite der Häuser nur aus einer Combination von schmalen Schildern, die, etwas abstehend von der grauen Backsteinmauer, in chinesischen Schriftzeichen den Beruf der Bewohner und ihr Waarenverzeichniß ankündigen. Der

Anblick ist von unbeschreiblicher Pracht. Alle Läden stehen weit offen, und Niemandem wird es verwehrt, einzutreten, die Waaren zu besichtigen und, ohne etwas zu kaufen, sich wieder zu entfernen. Der höfliche Chinese empfängt und entläßt seinen Gast mit den beiden Worten: „Tschin, Tschin!“ Diese sind ein Ausdruck absoluter Höflichkeit und bedeuten alles Gute, das ein Individuum dem andern wünschen kann. „Tschin, Tschin“ hat mich durch ganz China begleitet, mich am ersten Tage begrüßt und am letzten verabschiedet. Nicht selten tränkt der gastfreie Kaufmann den Ankömmling mit Thee oder erquickt ihn mit Mandarinen-Orangen, auch erlaubt er, seine Waaren zu berühren. In den größeren und besseren Geschäften sind die Preise fest, den Kleinhändlern mag man getrost den dritten Theil der geforderten Summe bieten und wird ihnen doch nicht Unrecht thun. Viele Schilder tragen die drastische Inschrift: „In meinem Geschäft wird nicht betrogen.“ Die betreffenden chinesischen Signaturen prägen sich dem Gedächtniß ein, und ich habe dieselben am häufigsten vor den Läden der Tuchfabrikanten und Seidenwaarenfabrikanten wiedergefunden. Das Gewimmel in den schmalen, aber durchschnittlich überaus reinlich gehaltenen Straßen gleicht dem Treiben der Ameisen. Der betäubende Wirrwarr trieb mich von Zeit zu Zeit immer in einen Laden, wo ich einige Minuten ausruhte. Wo etwas mehr Spielraum ist, z. B. an den Landungsplätzen der Böte, sind meistens Kuchenbuden mit Glücksrädern aufgestellt, in denen die kleinen Leckermäuler ihr Geld verspielen. Fortuna lächelt den jungen Kantonesen nicht freundlicher, als den Pointeurs auf dem Berliner Schützenplatze.

Die innere alte Stadt, in die wir durch das erst seit drei Jahren dem Fremden eröffnete Kantonthor gelangten, ist von Festungswerken umgeben. Wir erstiegen ungehindert die Wälle und genossen die herrliche Aussicht auf das Innere Kantons, die große neunstöckige Pagode, die schon 1700 Jahre stehen soll, ihr fünfstöckiges Seitenstück, von wo aus sich eine Totalansicht auf den Fluß, die Stadt und ihr Hinterland eröffnet, und ruhten im obersten Stockwerk der letztgenannten Pagode von unseren mehrstündigen Anstrengungen aus. Hier befand sich fünf Jahre vor meiner Ankunft eine Kaserne der französischen und englischen Truppen. Man erblickt von der Höhe im Hinterlande sieben Hügel, die Todtenäcker der Bewohner von Kanton. Nachdem wir noch

einen benachbarten Hügel erklettert, der das bisherige Panorama beträchtlich erweiterte, traten wir den Rückweg an, kamen bei vielen Opferhäusern vorbei, wo Papier und wohlriechende Stäbchen verbrannt wurden, und betraten einige derselben. Ueberall wurden wir höflich aufgenommen. In den gewöhnlich mit einem Gebethause verbundenen Schulen herrschte eine große Ordnung. Die Kinder saßen sittig, ein jedes vor einem kleinen Pulte, und arbeiteten. Die geräumigen Schulzimmer waren mit vielen Blumen und kleinen Palmen geschmückt. Wenn ich diese sauberen Räume und die elegante Einrichtung mit den Klassen der Bürgerschulen und Gymnasien unseres Vaterlandes verglich, mußte ich der chinesischen Pädagogik den Vorrang einräumen. Wir begaben uns nächstdem zu der schon erwähnten großen Pagode, erhielten indessen nicht die Erlaubniß, sie zu ersteigen. Das alte Bauwerk geht dem gänzlichen Ruin entgegen, der Thurm hat sich auf eine bedenkliche Weise geneigt, aber man scheint gelassen den Einsturz abzuwarten; von Reparaturen war keine Spur zu bemerken.

So müde wir uns fühlten, meine fieberhafte Aufregung ließ mich nicht rasten, wir wanderten weiter zu der Pagode der fünf Genien und besichtigten ihre große Glocke, aus der bei der letzten Belagerung der Stadt eine feindliche Kugel ein tüchtiges Stück gerissen hat. Der Tempel liegt auf einem Hügel und umfaßt mehrere ansehnliche Baulichkeiten. Die Wände sind mit vielen allegorischen Reliefs verziert, mit vergoldeten Götzenstatuen decorirt und roth, die Lieblingsfarbe der Chinesen, angestrichen. Die Dächer bestehen aus grünen glasirten Ziegeln. Die angrenzenden Straßen schienen immer prächtiger und stattlicher zu werden, wir passirten eine Menge von Triumphbögen und kamen an mehreren großen Mandarinenpalästen vorüber, die mit zehn Fuß hohen geharnischten Kriegern und sechzig Fuß langen Drachen bemalt waren. Auch hier verhinderte uns Niemand am Eintritt und an der Besichtigung innerer Räume, Höfe und Gärten. Die Mandarinen selber kamen nicht zum Vorschein, doch waren uns mehrere unterwegs theils in Palankinen, theils zu Pferde begegnet. Zwei von ihnen waren mit der Pfauenfeder geschmückt, eine dienstliche Auszeichnung, der bei uns eine der mittleren Klassen des rothen Adlerordens entsprechen möchte, die anderen trugen einen rothen oder blauen Knopf; ich hoffe im Verlauf der Zeit tiefer in das Verständniß dieser büreaukratischen Nüancen zu dringen. Die

komisch geformte Kopfbedeckung der würdigen Beamten scheint gleichfalls eine amtliche Bedeutung zu haben. Die eleganten Damen, denen wir in dieser Stadtgegend häufiger begegneten, bedienen sich bei ihren künstlich verkrüppelten kleinen Füßen der Stöcke; sie würden, da sie auf den Zehen gehen, sonst fortwährend in Gefahr schweben, niederzufallen. Ich habe mehrere sehr hübsche, wenn auch bei den langgeschlitzten Augen etwas seltsame Gesichter bemerkt.

Den Charakter dieser Damen lehrte mich mein unermüdlich aufmerksamer Begleiter unterscheiden. Man hat nur die Haartracht zu beachten. Unverheirathete Frauen tragen eine Menge kleiner, über die Breite der ganzen Stirn nebeneinander geklebter, zollanger Zöpfchen; zwei hinten herabhängende lange Zöpfe sollen überdies noch große Heirathslust bedeuten. China ist einmal das Land der Wunderlichkeiten. Was würden z. B. unsere Nachtschwärmer zu den polizeilichen Verfügungen von Kanton sagen? Nach dem Wortlaut des Gesetzes hat ein loyaler Unterthan des himmlischen Reiches Nachts gar nicht das Haus zu verlassen, doch giebt es eine mildere Observanz. Erstens muß er mit gehöriger schriftlicher Legitimation versehen sein, zweitens eine Laterne tragen, auf der sein Name angebracht ist. Es versteht sich von selbst, daß ihn nur die allerdringendste Nothwendigkeit zu einem nächtlichen Ausgange zwingen kann.

Den phantastischen lichten Bildern, die an diesem Tage an mir vorübergezogen waren, fehlte es nicht an Schattenseiten. Schon auf der ersten Ueberfahrt waren mir mehrere im Strome schwimmende Kinderleichen nicht entgangen. Später bemerkte ich in einem düstern Winkel der städtischen Fortification einen kleinen Schädel und ein Häuflein Knochen, zuletzt kamen wir an einem in zerrissene Matten gewickelten Päckchen vorüber, aus dem die herrenlosen Hunde ein Füßchen hervorgezerrt hatten. Schon in Hongkong hatte man mich auf diese schauerlichen Symptome der chinesischen Unsittlichkeit vorbereitet, angesichts der Wirklichkeit verlor ich jedoch beinahe die männliche Fassung. Bei der Uebervölkerung des Landes und der Schwierigkeit, die nöthigen Subsistenzmittel für die Familie herbeizuschaffen, ist der Kindesmord an der Tagesordnung. Gemeinhin fallen ihm die neugeborenen Mädchen zum Opfer, namentlich wenn sie von schwächlichem Körperbau und von unansehnlicher Gesichtsbildung sind. Die unnatürlichen

Eltern werfen die Kinder in den Strom, oder setzen sie lebendig aus, eine Beute der Hunde und Schweine. In größeren Städten, die nicht am Wasser gelegen sind, wirft man die Leichen in einen aufgemauerten Behälter, in den von Zeit zu Zeit ungelöschter Kalk geschüttet wird. Unsere Missionäre geben sich zwar alle erdenkliche Mühe, diesen Greueln zu steuern, allein ihre Anstrengungen verschwinden in der Menge der täglichen Unthaten. Es bleibt ihnen nichts übrig, als neugeborene Mädchen, wenn der Mord derselben zu befürchten steht, den Eltern für eine Kleinigkeit (einen Shilling) abzukaufen und auf eigene Kosten zu erziehen. Bei den überaus geringen Bedürfnissen des Volksstammes sind sie schon im zwölften Lebensjahre im Stande, für sich selber zu sorgen. Der Lohn der Missionäre ist die schwache Hoffnung, durch die christliche Erziehung der geretteten Kinder allmählich auf Weltanschauung und Sitten der Chinesen veredelnd einzuwirken.

II.

Die Tempel auf Honam und die heiligen Schweine. Die Schicksalsstäbchen. Die Tempel der Fruchtbarkeit und der Schrecken. Das Bettelsystem in Kanton. Die Straße ein Sterbebett. Der reiche Potingua. Medicinische Reclame.

Am 15. April begann ich mit einem Frühmarsch durch die Insel Honam, dem gegenwärtigen Wohnsitz der in Kanton handeltreibenden Europäer. Einige malerisch gelegene Hügel hatten schon von unserem Hause aus meine Aufmerksamkeit erregt, und ich trug kein Bedenken, sie zu erklettern, da ich mich, der in Hongkong erhaltenen Warnungen eingedenk, wohlbewaffnet hatte. Meine Vorsicht war unnöthig gewesen, jene Hügel waren nur mit zahllosen Grabstätten der Chinesen bedeckt, und keine sterbliche Creatur begegnete mir in der frühen Morgenstunde. Nachdem ich von einem hervorragenden Punkte aus die schönste Aussicht über den Strom nach Kanton und östlich nach Whampoa betrachtet hatte, begab

ich mich zu dem auf der Insel befindlichen Tempel und seinen zahlreichen Seitengebäuden. Streng genommen ist es eigentlich falsch, von einem Tempel zu reden, denn die gottesdienstlichen Gebäude bilden, genauer betrachtet, einen beträchtlichen Complexus von Capellen und Wohnungen der Bonzen. Erstere liegen in kleinen Entfernungen hintereinander und nehmen mit den seitwärts ein Spalier bildenden Wohnungen der Geistlichen den Raum einer kleinen Stadt ein. Vor dem Eingange einer jeden dieser Tempelparcellen sitzen auf niedrigen Postamenten abscheuliche Thierfratzen, bald Löwen, bald Drachen ähnlich, dem Eingange gegenüber steht der Hochaltar Buddha's, die Wände sind theils mit kleineren Statuen dieser Gottheit, theils mit alten Waffen und Marterwerkzeugen, Trommeln und Tamtams, oder ähnlichen Sinnbildern des Krieges und der Macht ausgeschmückt. Vor der Pforte des Haupttempels, der sich hinsichtlich seiner Größe kaum von den anderen unterschied, saß ein Unterbonze mit der Gelassenheit eines Oelgötzen und hielt eine brennende Kerze in der Hand. Die Andächtigen zündeten ihre Lichter oder Opferstäbchen an und schritten in den Tempel, um die grellgefärbten vergoldeten oder versilberten Opferpapiere vor dem Altar zu verbrennen. Die Mehrzahl dieser großen Bogen, von denen ich eine Auswahl mitgebracht habe, ist von einem so brennenden Mennigroth tingirt, daß ein europäisches gebildetes Auge kaum die Gluth erträgt. Jeder Bogen, der hie und da mit echtem Schaumgold oder Silber bedeckt ist, zeigt in der Mitte eine Menge feiner paralleler Durchschnitte, die einen symbolischen Sinn haben mögen. Die Façaden der Tempel sind mit vielfachen Stuccaturarbeiten und moralischen Sprüchen und Sentenzen aus dem Schicksalsbuche mit Gold, rother, blauer, gelber und schwarzer Farbe geschmückt. Die chinesische Sprache ist, wie die Hieroglyphensignatur des alten Aegyptens, eine Begriffssprache und gestattet mithin eine unglaubliche Knappheit des Ausdrucks. Der Himmel mag wissen, wie viele Schriftsätze auf diesen Wänden eng aneinandergereiht stehen. Das Innere aller Tempel ist mit bunten Lampen, hängenden, reich betroddelten Laternen und Porzellanvasen überladen. Auf dem Altar stehen in einem Becher die sogenannten Schicksalsstäbe. Noch war ich über ihre Anwendung in Zweifel, als mein junger Wirth, der mir gefolgt war, in den Tempel trat und auf meine Bitte: den priesterlichen Cicerone um Auskunft zu ersuchen, sogleich den Becher ergriff und von den

Schicksalsstäbchen Anwendung machte. Der Bonze, ein toleranter Mann, schien durch die Dreistigkeit des ungläubigen rothen Teufels höchlich belustigt zu werden. Mein Freund schwenkte den Becher leicht in der Luft, so daß einige Stäbchen über den Rand zu Boden fielen; das ihm zunächst liegende wurde aufgehoben und aufgerollt. Es trug eine Nummer, diese wurde in dem auf dem Altar liegenden Schicksalsbuche aufgesucht und ihm der dabei stehende Spruch mitgetheilt. Ich mußte an das Verfestechen in der Bibel und die Betschwestern in unserem Vaterlande mit ihren Stopfnadeln denken.

Wir schritten, nachdem der Bonze durch einen Shilling für seine Mühe entschädigt worden, wieder ins Freie und wurden zu einem etwas stallartigen, zoologisch duftenden kleinen Seitentempel zur Rechten geführt, in dem acht heilige Schweine es sich wohl sein ließen. Wir mußten von verborgenen Beobachtern umgeben sein, denn als wir das Gemach der Sauen verließen und lachend einige, den Frommen vielleicht anstößige Bemerkungen machten, flog uns ein Dutzend Steine von allen Seiten um die Köpfe, und wir hatten nichts eiliger zu thun, als uns aus der gefährlichen Nachbarschaft zu entfernen. Unser Führer, der Bonze, der, wie alle seine Amtsbrüder, einen grauen Rock trug und einen rattenkahl geschorenen Schädel präsentirte, spannte einen Sonnenschirm über sein unbedecktes Haupt und schritt voran in einen kleinen Garten, der mit den wunderlichsten Zwerggewächsen angefüllt war. Diese Gärtnerei schien die Mußestunden der Klosterbewohner auszufüllen. Meistens waren diese Pflanzen reichbelaubte Myrtensträucher, die in der Form von Elephanten, Hirschen, Hunden, Vögeln und Vasen sauber zurechtgeschnitten waren. In der Nähe befand sich ein mit wunderschönen Goldfischen gefüllter Teich. Der große Newfoundländer meines Wirthes, der uns ohne Weiteres in den Tempel begleitet und alle Buddhas argwöhnisch beschnüffelt hatte, unterließ nicht, in den Teich zu springen und zum höchsten Entsetzen der Fische ein kaltes Bad zu nehmen. Die erschrockenen Thiere gewährten ein prächtiges Schauspiel, als sie aus dem Wasser in die Höhe springend im Schimmer der Sonne über dem Spiegel des kleinen Teiches einen Augenblick hindurch einen goldenen Schild bildeten. Die kleine Waldung uralter Banienbäume, welche die Klosteranlagen begrenzt, war durch den letzten Teifun am 27. Juli des Jahres 1862 stark gelichtet worden. Das Un-

wetter hatte nach der Angabe der Europäer überhaupt in der Umgegend Kantons und auf dem Perlflusse furchtbar gehaust. Viele Tausend Familien, die kein anderes Obdach hatten als ihre auf dem Fluß schwimmenden Böte, waren elendiglich zu Grunde gegangen. Die stromab getriebenen Leichen hatten am Tage darauf den Umschwung der Räder des von Hongkong kommenden Dampfers gehemmt. Nachdem wir für unser Geld eine Tasse Thee in der benachbarten Bonzenwohnung getrunken, aber den Ankauf einer Partie Goldfische abgelehnt hatten, mit denen von den Klosterleuten ein sehr einträglicher Handel getrieben wird, trennten wir uns von den frommen Männern in bester Freundschaft. Durchschnittlich habe ich, um zu Ehren des Buddhaismus, dessen Entartungen im himmlischen Reiche auf sich beruhen mögen, die Wahrheit zu gestehen, in den chinesischen Priestern aufgeweckte und gutgenährte Männer gefunden. Besonders wohl aussehend und von gefälliger Tournüre fand ich die Bonzen in dem Tempel der Fruchtbarkeit, den ich erst einige Tage später besuchte, aber gleich hier erwähnen will. Die Andächtigen in dieser Oertlichkeit bestanden nur aus jungen hübschen Chinesinnen, auf deren überaus zierliche Händchen ich alle Touristen aufmerksam mache, und schienen mir die erwähnten Bonzen, so viel ich in der kurzen Zeit meiner Anwesenheit zu ergründen vermochte, ernstlich beflissen zu sein, die Bittstellerinnen in ihrem Kummer über den bisher mangelnden Ehesegen zu trösten und bei beharrlichem Besuche ihres Tempels auf eine bessere Zukunft hinzuweisen.

Am Morgen des 16. April ließ ich mich stromauf nach dem Macao-Fort rudern. Nur in Begleitung eines chinesischen Kuli, meines Lohnbedienten, der etwa ein Dutzend kaum verständlicher englischer Vocabeln inne hatte, ging ich, ohne Jemand um Erlaubniß zu fragen, in die Festung und skizzirte flüchtig Einzelheiten, ohne von der Mannschaft behelligt zu werden. Der Wachtdienst war mit mehr Comfort, als ihn europäische Wachtstuben aufweisen, verbunden. Mehrere Soldaten lagen in ihren Betten und schliefen hinter Moskitonetzen, andere saßen bei Tisch und verzehrten mit Eßstäbchen ihr Frühstück. Man behandelte mich sehr zuvorkommend. Eben so freundlich gesinnt fand ich die Besatzung des Südthors (south gate) von Kanton; ich wurde sogar mit dem landesüblichen Thee erquickt, den ich oft in den elegantesten Gesellschaften des europäischen Continents nicht so fein

und wohlschmeckend erhalten habe, als inmitten dieser abenteuerlichen Soldateska. Der Sonnenbrand vertrieb mich jedoch bald von der schattenlosen Stadtmauer, die ich der besseren Umsicht halber erstiegen hatte. Am Abend desselben Tages unternahmen wir Hausgenossen noch eine Excursion nach dem den Europäern neuerdings eingeräumten Stadttheile im Westend von Kanton. Man ist fleißig mit dem Häuserbau beschäftigt, aber der sumpfige Boden macht den Grundbesitzern viel zu schaffen. Nach einer Menge vergeblicher Versuche, Gebäude haltbar herzustellen, hat man sich zu ordentlichen Pfahlrosten entschlossen. Die neue englische Kirche, bei der man diese Vorsicht nicht beobachtet hatte, stürzte nach meiner Abreise sammt ihrem Thurm in Trümmer, nachdem noch eine halbe Stunde vorher darin Gottesdienst gehalten worden war.

In Begleitung eines Reisvogels — mit diesem Spottnamen bezeichnen die hiesigen Deutschen die Reiskaufleute — besuchte ich am 17. April die an das Ostthor Kantons grenzende alte Stadtmauer und eine Anzahl Tempel, unter ihnen die Pagode der fünfhundert Genien der Götzen. Das an den Wänden aufgestellte vergoldete und gut erhaltene Bataillon reichte hinsichtlich der Größe des einzelnen Götzenmannes nur um wenige Zoll über das preußische Militärmaß hinaus. Neben den meisten Tempeln befanden sich Gärten voller Zwerggewächse und Fischteiche; im Ertrage beider scheint ein Theil der Einkünfte der Geistlichkeit zu bestehen. Die Gegensätze rücken aber in asiatischen Landen hart neben einander; noch von dem heiteren Eindruck dieser Oertlichkeit erfüllt, wurde ich in der nächsten Straße durch ein melancholisches Schauspiel an die von den Ansichten und Empfindungen europäischer Völker ganz abweichende Weltanschauung der Chinesen gemahnt.

Durch den prachtvollen Anblick eines auffallend bunten Ladenschildes gefesselt, stolperte ich über einen am Boden liegenden Gegenstand und wurde nur durch den kühnen Griff meines Reisvogels vor dem Fall bewahrt. Beinahe in der Mitte der Straße lag ein alter Mann, beide Arme kraftlos von sich streckend. Mit einem unsäglich dürftigen und schmutzigen Gewande bekleidet, schien er aus Schwäche niedergesunken und eingeschlafen zu sein. Als ich, so weit es mir der vorüberfluthende Menschenstrom gestattete, ihn näher in Augenschein nehmen und mitleidig etwas bei Seite an die Wand des Kaufmannsladens schieben wollte, entdeckte ich meinen

Irrthum. Der bräunlich gelbe Teint, der sich über Gesicht, Stirn und Schädel bis an den schneeweißen Zopf erstreckte, zeigte einen Stich ins Leichenfarbige, die Augen hatten eine seltsame Starrheit angenommen, der zahnlose Mund war halb geöffnet; der Alte lag offenbar im Sterben. Ich prallte entsetzt zurück, aber Niemand von den Vorübergehenden warf auch nur einen Seitenblick auf den Sterbenden, ja mit heiterem Lächeln trat der Ladenbesitzer aus seinem Local und lud uns mit freundlichen Handbewegungen ein, die Waarenvorräthe zu besichtigen. Wir traten ein, kauften eine unbedeutende Elfenbeinschnitzerei, und mein Begleiter erzählte mir, wie es oft genug vorkomme, daß hochbejahrte entkräftete Leute, wenn sie die Annäherung des Todes fühlten, sich mitten auf die Straße legten und mit heroischer Resignation das Ende ihrer Tage erwarteten. Die sittliche Motivirung dieses Verfahrens blieb der Berichterstatter mir schuldig. Ob die jammervolle Beschränktheit der chinesischen Wohnungen, oder die unwiderstehliche Sehnsucht: angesichts des freien Himmels die Trümmer des sterblichen Leibes dem Walten der Elemente zurückzuerstatten, die Unglücklichen zu diesem Entschlusse treibt, wage ich nicht zu unterscheiden. Die Polizei mag, außer Stande, die Lebensüberdrüssigen daran zu verhindern, doch mit ihrem Verfahren nicht einverstanden sein. Mir wurde später ein eingepferchter Raum in einer etwas freier gelegenen Stadtgegend gezeigt, wo die Sterbelustigen unter amtlicher Billigung ihr Lager wählen dürfen. Die Vorübergehenden können hier durch den Stacketenzaun, wie durch das Gitter der Morgue zu Paris, die Todescandidaten betrachten, und es soll vorkommen, daß Verwandte und Freunde hier alte Angehörige und Bekannte wieder erkennen und sich zuweilen bemühen, sie ihrem verzweifelten Entschlusse abwendig zu machen und am Leben zu erhalten. Wir achten das Dasein dem Golde gleich; in den Augen der Ostasiaten ist es nur ein unedles Metall.

Ein anderer Greuel ist zu Kanton der polizeilich geduldete, ja organisirte Bettel. Die Zahl der von Almosen lebenden Einwohner übersteigt angeblich hunderttausend. Wohl die Hälfte derselben ist blind; dem Vernehmen nach werden sogar viele Kinder armer Leute von ihren Eltern absichtlich geblendet, um durch Betteln zur Erhaltung der Familie beizutragen und den Alten die Arbeit zu ersparen. Unter Anführung eines noch leidlich Sehenden ziehen kleine Trupps durch die Straßen und lassen sich durch das fest-

gehaltene Stockende des vor ihnen gehenden Gefährten leiten. Sie treten in die offenen Läden und Hausflure und klappern oder blasen auf einer schrillen Pfeife so lange, bis der Eigenthümer sie durch eine kleine Gabe zum Abzuge bewegt. Selten erhalten sie mehr als einen Cash, eine durchlöcherte schlechte Kupfermünze, den fünfhundertsten Theil eines Dollars, oft müssen sie selbst die Hälfte, ein Bruchstück, herausgeben. Alle diese Bettler stehen unter einem Chef und bilden mehrere Associationen. Ihr Geschäft wird planmäßig betrieben, sie treten am Morgen auf bestimmten Sammelplätzen an und begeben sich von da nach verschiedenen Stadttheilen von Kanton. Die Nacht bringen diese Unglücklichen, falls sie ganz obdachlos sind, in großen scheunenartigen Gebäuden zu. In der kühlen Jahreszeit wird auf die reihenweise ausgestreckten Schläfer eine große Decke herabgelassen, durch deren Schlitze jeder, um nicht zu ersticken, den Kopf zu stecken hat. Am Morgen wird die Decke wieder in die Höhe gezogen und die Hausgenossenschaft vertrieben. Der Anblick dieser Unglücklichen ist häufig erschütternd. Einst begegnete ich einem noch jungen Menschen, in dessen leeren Augenhöhlen zwei blutige Charpiebündel steckten. Er schien erst vor Kurzem geblendet zu sein.

Auf die Denkungsart der Chinesen erlaubt ihr kaufmännisches Verfahren Rückschlüsse. Im Kleinhandel ist auch für den Fremden eine Waage unentbehrlich. Erhält der Chinese beim Ankauf einer Waare einen Dollar, so wirft er ihn zuerst auf den dünnen Stein, der auf keinem Ladentische fehlt, dann wird das Geldstück sorgfältig gewogen, zu mehrerer Sicherheit schickt er den Dollar wohl noch zu einigen Nachbarn und bittet um ihr Gutachten. Natürlich nimmt er keinen Anstoß daran, wenn man ihn beim Herausgeben klingender Münze mit gleichem Argwohn behandelt. Ist ein Dollar von ihm als vollgewichtig anerkannt, so prägt er ihm seinen Stempel auf. Das Gepräge des mir vorliegenden Geldstücks ist durch zahllose winzige Stempel nicht nur total zerstört, sondern auch die Platte durch die heftigen Schläge so entstellt, daß in der Mitte eine tiefe Aushöhlung entstanden und der Rand brüchig geworden ist. Die Fragmente zerbrochener Dollars werden als Scheidemünze benutzt, da nur der gemeine Mann plumpe, auf einen Riemen gezogene Kupferstücke bei sich führt. Die Zahl der Leihhäuser ist beträchtlich; in allen Stadtvierteln zeigte man mir großartige Speicher, in denen die versetzten Waaren aufbewahrt werden. Je nach der

Jahreszeit trägt der arme Mann bald seine Sommer-, bald seine Wintergarderobe dorthin; der geringe Zinsfuß der Anstalten soll ihm dies Verfahren erleichtern.

In den späteren Nachmittagsstunden segelten wir den Perlfluß eine Viertelmeile weit oberhalb Kanton hinauf und besuchten den berühmten Garten eines reichen Chinesen, des Herrn Potingua, einer kaufmännischen Notabilität von Kanton. Das Grundstück dieses Gentlemans ist ein seltsames Sammelsurium von Palästen, Brücken, Fischteichen, Pagoden, Blumenbeeten und Irrgängen, es fehlt sogar nicht an einem Theater und einer Holzschneidewerkstatt nebst Druckerei. In einem geschlossenen Raume wird ein zerbrochener Wagen als Rarität aufbewahrt. Die schmalen Straßen Kantons, wie der Sumpfboden seiner Umgegend, verbieten den Gebrauch des Fuhrwerks; reiche Personen bedienen sich der Palankins und der Reitpferde. Potingua, ein überaus beleibter, von Fett glänzender Handelsherr, sah bei unserer Ankunft eine Menge (nur männlicher) Gäste bei sich, die von hundert bezopften Dienern umgeben waren, und feierte ein Gelage. Wir zogen uns rasch zurück, doch nickte uns der Gastgeber von seinem Sitze aus freundlich zu, als wollte er uns ermuntern, sein reiches Eigenthum gründlich zu betrachten. Wohl eine Stunde bedurften wir, um uns nur flüchtig in den Gärten umzusehen. Die Promenade war zudem mühselig genug, da die schmalen, mit Fliesen gepflasterten Fußsteige uns zwischen den bewässerten Reisfeldern oft zum Balanciren nöthigten. Es blieb uns nichts Anderes übrig, als im Gänsemarsch vorzugehen. Die Pfade waren bisweilen nicht viel breiter als die Schärfe eines Rasirmessers.

Die Besichtigung der chinesischen Läden hat für mich unbeschreibliche Reize; ich kann mich an diesen phantastischen Theeservicen, den Schnitzereien aus Ebenholz, den Stühlen, Sophas, Tischen und Bettstellen aus den kostbarsten Hölzern und einer Mosaik von rothen oder weißen Marmorstiften und Platten gar nicht satt sehen. Die Preise, selbst für Kleinigkeiten, sind abschreckend hoch; ich habe durch meine späte Ankunft die beste Zeit zu Einkäufen verfehlt. Kurz vor Neujahr läßt der Chinese am leichtesten mit sich handeln, da er um diese Zeit, wie auch andere Leute ohne Zopf, viel Geld braucht. Einige remarquable Vasen wurden mir im tiefsten Vertrauen von Landsleuten als Manchester- und Birmingham-Fabrikat bezeichnet, das von englischen Speculanten nur nach Kanton ge-

schickt worden war, um durch den chinesischen Stempel die Bürgschaft der Echtheit zu erhalten. Minder anziehend als diese prachtvollen Bazars sind die Wohnungen der Aerzte. Der bei uns wildwachsende Pfuschdoctor hat hier noch nicht Platz gegriffen; die chinesische Medicin führt unumschränkt das große Wort. So viel ich zu ermitteln vermochte, bestehen die Medicamente meistens aus Pillen und Pflastern. Von letzteren wird die sonderbarste Anwendung gemacht. Fällt das lange getragene Pflaster endlich von dem Patienten ab, so bedient sich der Arzt seiner als Reclame. Unsere wilden Mediciner, die Daubitze, Hoffs, Jacobis, Popps, Lampes und Dubarrys drucken zu ihrer Empfehlung die Dankbriefe der Genesenen für schweres Geld in den Zeitungen ab; die chinesischen Heilkünstler wissen dergleichen billiger herzustellen. Sie kleben oder nageln die Pflaster an die Fronten ihrer Häuser. Angehende Aerzte, deren Praxis noch in den Kinderschuhen steht, beginnen mit der Hausthür; die Wohnungen renommirter Doctoren sind bis an den ausgeschweiften Giebel, der widerwärtigste Anblick von der Welt, mit Pflastern bedeckt. Billionen Fliegen machen den Aufenthalt in der Nachbarschaft unerträglich. Die gelehrten Herren verstehen auch hier, sich äußerlich ein Ansehen zu geben. Sie tragen große Brillen und bauen ihre Häuser im Styl der Tempel.

Auf meinen Spaziergängen, über denen die künstlerischen Arbeiten leider gar arg vernachlässigt werden, lerne ich täglich etwas Neues. Gewiß erinnert sich so Mancher, wie lebhaft ihrer Zeit die Frage der Bedürfnißanstalten erörtert wurde, wie uneinig man noch jetzt in der preußischen Capitale über die Kanalisation oder die systematisch geordnete Abfuhr der Dungstoffe ist. In Kanton hat man längst den Werth derselben eingesehen. Die Besitzerinnen der sogenannten „Cabinets d'Aisance" in Paris lassen sich von ihren Gästen einen Entgelt von fünfzehn Centimes zahlen; in Kanton verhält es sich umgekehrt. Der Inhaber jedes Erleichterungsinstitutes fühlt sich verpflichtet, alle bei ihm vorsprechenden Personen ihren Leistungen gemäß zu honoriren. Für die Lieferung zahlt er, je nach ihrem Aggregatzustande und ihrer Substanzialität, einen bis vier Cash. So geht der Landwirthschaft kaum ein Atom der städtischen Dungstoffe verloren, und die chinesische Gärtnerei zieht daraus die außerordentlichsten Vortheile. Im Großen und Ganzen verdient die Straßenreinigung Kantons das höchste Lob. Die schmalen Straßen werden sehr sauber gehalten, und selbst die Fußpfade vor

der Stadt sind mit Granitplatten gepflastert, da man bei dem fetten Erdreich bei anhaltendem Regenwetter gleich knietief in den weichen Boden sinken würde.

Ist die Hitze nicht zu erdrückend, so besuche ich auch Werkstätten und Fabriken, und bewundere den rastlosen Fleiß und die Geschicklichkeit der Bevölkerung. Schon Kinder von sechs Jahren gehen ihren Eltern zur Hand und verrichten den Tag über unverdrossen irgend eine leichte, aber für das Geschäft unerläßliche Arbeit. In jedem Winkel Kantons, oft in Oertlichkeiten, die nur noch für den Aufenthalt des Ungeziefers geeignet zu sein scheinen, wird gesponnen, gewebt, geschnitzt, gemalt und gefärbt. Der Chinese ist unermüdlich; was Erholung heißt, ist ihm vollkommen unbekannt.

Am 17. April wurde schon um 7 Uhr Morgens in Gesellschaft von fünf Landsleuten eine Wanderung in die Straßen der Stadt angetreten. Wir besuchten den „Tempel der Schrecken". Als abmahnendes Beispiel sind in diesem, um der Geschäftsüberhäufung der Criminaljustiz nachdrücklich vorzubeugen, die furchtbarsten Todesstrafen durch Holzfiguren vergegenwärtigt. Ein Delinquent wurde zwischen zwei Brettern zersägt; ein anderer saß in einem mit Wasser gefüllten Kessel, unter dem Feuer brannte. Eine mir vollkommen neue Todesstrafe war das haarsträubende Verfahren, den Verbrecher zu Tode — zu läuten. Eine große Glocke wird über ihn herabgelassen und einen halben Fuß hoch über dem Erdboden schwebend erhalten; nun bearbeiten die Schergen das Metall so lange mit gewaltigen Hämmern, bis das Opfer, von dem wüsten Lärm innerlich vernichtet, zu Boden sinkt und endlich den Geist aufgiebt. Sind diese Illustrationen zum chinesischen Strafgesetzbuch maßgebend, so werden im himmlischen Reiche Verbrecher auch wilden Thieren vorgeworfen. Bei meinem langen Aufenthalte in China werde ich mich genöthigt sehen, auf das Capitel der Rechtspflege, des Gefängnißreglements und der starken Nervensysteme der Chinesen wiederholt zurückzukommen.

10622303

III.

Die Aufnahme einer Straße in Kanton. Ein Feuerwachtthurm. Ein Mandarin mit blauem Knopf. Tschau Tschau. Haifischflossen und Hachée von Raupen.

Nach mehrtägigem Müssiggange mußte endlich daran gedacht werden, die Ernte für meine Aquarellensammlung zu beginnen. Unser Consul, Herr von Carlowitz, geleitete mich zu einer vorzugsweise pittoresken Straße und verschaffte mir die Erlaubniß, vor einem Hause niedersitzen und malen zu dürfen. Der betreffende Viertelsmandarin würde dieselbe wahrscheinlich verweigert haben, hätte er ihre Folgen voraussehen können. Ueber meine persönliche Lage erlaube ich mir keine Bemerkung weiter; die Straße war nur vier bis fünf Fuß breit und die Hitze überstieg 30 Grad Réaumur. Kaum hatte ich Platz genommen und meine Utensilien ausgepackt, als die Neuigkeit sich wie ein Lauffeuer verbreitete. Die Ladenbesitzer traten vor die Thüren, die jüngeren Familienmitglieder erkletterten die Schilder, alle Fenster und Dächer waren besetzt; der Verkehr stockte und die Straße wurde von Seiten der Behörde für zwei Stunden abgesperrt. Nachdem es mir gelungen war, durch handgreifliche Pantomimen und Rippenstöße unter den Umstehenden eine Gasse zu öffnen, machte ich mich an die Arbeit, aber immer von Neuem drängte die schaulustige Menge heran. Ein kleiner Chinese trieb die Frechheit so weit, sich mit dem Ellenbogen auf meine Schulter zu stützen, um die Malerei zu betrachten. Meinen chinesischen Lohnlakai oder Cicerone hatte ich zwar bei mir, allein auch diesem gelang es nicht, mich vor den Zudringlichen zu schützen. Ich war froh, als ich nach zweistündiger Arbeit die Skizze vollendet und nach einstündigem Rückzuge durch die engen Straßen das Ufer des Flusses und mein Boot erreicht hatte. Der Janhagel war mir in der süßen Hoffnung, der Tuschkasten könne noch einmal geöffnet werden, bis an das Wasser gefolgt. Ich ließ die Bootsleute eine halbe Stunde weiter zu einer malerischen Gruppe von Blumenböten rudern und gedachte diese zu Papier zu bringen, doch erregte mein Beginnen auch hier gerechtes Aufsehen. Alle in den Zwingern der Galanterie aufbe-

wahrten Damen wurden sichtbar und schnatterten unter einander über den dreisten Fremdling; ich bedauerte nur, einige der jüngsten nicht zum Sitzen bringen zu können; es befanden sich Schönheiten ersten Ranges, d. h. nach chinesischem Geschmack, unter ihnen. Als ich ihnen durch zugeworfene Kußfinger meine Huldigung darzubringen suchte, brach der gesammte Chorus der Vestalinnen von Kanton in ein schallendes Gelächter aus. Ich darf nicht vergessen anzuführen, daß der Inhaber des nächsten Blumenbootes einen Diener zu mir herübersandte und mich mit Thee labte. Es war 3 Uhr, als mein Werk vollendet war, ich dinirte bei Herrn von Carlowitz, dann mietheten wir ein von den Damen geräumtes Blumenboot, fuhren den Perlfluß eine Strecke hinauf, gingen dort vor Anker, zündeten die Cigarren an und schlossen den Tag im Genuß der mild fächelnden Abendbrise. Um 11 Uhr kehrten wir nach Hause zurück.

Am nächsten Morgen unternahm ich die Besteigung eines Feuerwachthurms, von dessen Höhe ich mir eine treffliche Aussicht versprach, da alle diese Institute stets an einem ihrem Zweck entsprechenden Punkte erbaut sind, doch war es nicht leicht, hinaufzukommen. Zuerst mußte von einem nahen Gurkenhändler eine hohe Bambusleiter geborgt und das Dach des Hauses erklettert werden. Der mich begleitende Feuerwehrmann hatte außerdem eine kürzere Leiter mitgenommen und leistete mir dienstfertig alle nöthige Hülfe. Noch kletterten wir über mehrere angrenzende Dächer, als sich auch schon Schaaren von Zuschauern versammelt hatten. Die besten Plätze aller Dächer waren besetzt, Jeder wollte wissen, was der rothe Teufel im Schilde führe. Ueber schwankende Leitern auf die Spitze des Thurmes gelangt, wurden meine Erwartungen nicht getäuscht, mit jeder neu erkletterten Leiter gestaltete sich die Aussicht schöner; oben entfaltete sich ein wahres Panorama von Kanton. Der Wachthabende empfing mich, froh, einer unerwarteten Erheiterung theilhaftig zu werden, höchst zuvorkommend, ich richtete mich in seinem Zimmer sehr comfortabel ein und brachte in vollkommener, nach der Belästigung des gestrigen Tages doppelt schätzenswerther Abgeschiedenheit mehrere Bilder zu Stande. Das Hinabsteigen vom Thurme war auffallend schwierig. Ich war mit Mappe und Schirm beladen, die Zuschauer hatten in der gespannten Erwartung, noch müsse sich irgend etwas Unerwartetes zutragen, ihre Plätze nicht verlassen und begrüßten mich

schon bei meinem Erscheinen auf der obersten Leiter mit einem wilden Hohngeschrei; mich überfiel eine peinliche Befangenheit. So mag einem Trapezgymnasten, wenn er seine öffentliche Laufbahn beginnt, zu Muthe sein. Abgesehen von einigem Stolpern auf den brüchigen Leitersprossen, kam ich jedoch glücklich hinab und conservirte auf dieser bedenklichen Promenade sogar mein Uhrglas, dessen Einbuße mir am schmerzlichsten gewesen wäre, da ich hier an einen Ersatz nicht denken konnte. Die Zuschauerschaft verabschiedete mich mit einem vocalen Mißtrauensvotum; ihre Erwartungen waren getäuscht worden. Einmal in dem Revier eines Feuerwachtthurms, darf ich nicht verschweigen, daß Feuersbrünste in den chinesischen Städten trotz der engen Bauart und der verfänglichen Beleuchtung von Papierlaternen zu den Seltenheiten gehören. Versicherungsgesellschaften sind im ganzen Reiche unbekannt, und jeder Hausbesitzer, auf dessen Grundstück Feuer auskommt, muß nicht allein eine Geldstrafe zahlen, sondern auch den etwaigen Schaden seiner Nachbarn ersetzen. Der Chinese wird mithin von Kindesbeinen an zur Behutsamkeit im Umgange mit Licht und Feuer erzogen.

Wieder auf sicherem Grund und Boden, denn der Wachtthurm, ein lockerer Aufbau von Bambusstäben, war zugleich ein Wackelthurm, schlenderte ich langsam durch die Straßen und freute mich der heutigen Ausbeute und der rasch vollbrachten Arbeit, als sich plötzlich der Himmel verdunkelte und zehn Minuten später ein Platzregen losbrach. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als auf dem Flur des nächsten Hauses ein Unterkommen zu suchen. Mein Regenschirm war dieser Sündfluth nicht gewachsen. Mein Zufluchtsort war ohne Ladeneinrichtung, also auch ohne lebhafteren Verkehr, doch entging ich nicht der Aufmerksamkeit der Hausgenossen. Emissäre aus den oberen Stockwerken erschienen am unteren Ende der Treppe und statteten dann in der höheren officiellen Region Bericht ab, endlich erschien ein kleiner alter Herr mit unbeschreiblich heiterem Gesichte, und bat mich, ihm in seine Wohnung zu folgen. Man reicht in China einander zum Gruß niemals die Rechte, mein gastlicher Greis faltete nur beide Hände, drückte sie inbrünstig an die eigene Brust, verdrehte salbungsvoll die Augen, flötete „Tschin, Tschin," und machte mit dem Haupte eine Wendung nach der Treppe. Ich konnte ihn nicht mißverstehen. Als wir in seinen reizend geschmückten Zimmern es uns bequem

gemacht und die Pfeifen gestopft hatten, erschien die unvermeidliche Theekanne, und die Unterhaltung begann. Unglücklicher Weise stellte sich sogleich heraus, daß mein Wirth im Englischen nicht besser unterrichtet war als ich im Chinesischen, doch hinderte dieser mißliche Umstand das geschwätzige Männlein keineswegs, seine Plauderei fortzusetzen. Er schwadronirte chinesisch, ich antwortete ihm in deutscher Mundart, und dennoch verständigten wir uns durch Geberden, bejahende oder verneinende Grunzlaute und andere rhetorische Elementar-Hülfsmittel ganz leidlich. Die reiche Ausstattung des Gemaches imponirte mir, ich dachte an die Apartements unserer Banquiers und Geh. Commerzienräthe, und fragte den Alten in wohlgesetztem Deutsch: „Mit wem ich die Ehre hätte....?" Zugleich fügte ich, die Pantomimen heimischer Solotänzer zum Muster nehmend, eine Geberde und Stellung hinzu, die ich von den Abenteurern Flick und Flock gelernt, als der Bergkönig mit seinem Gefolge sich ihnen näherte. Mein Wirth schien zu begreifen, er tippte mit dem Zeigefinger auf die Brust, zog die schrägen Augenbrauen in die Höhe, sah mich fragend an und verließ das Zimmer. Nach einigen Secunden kehrte er zurück; er trug in der Rechten einen hohl ausgeschweiften, trichterartigen Hut, dessen Spitze mit einem blauen glänzenden Knopf und einer leichten Troddel-Garnitur verziert war. Vor mir stand demnach ein Würdenträger des himmlischen Reiches, ein Mandarin vom blauen Knopfe. Der gute Alte konnte der Versuchung nicht widerstehen, sich einen Augenblick lang mit dem Rangsymbol zu bedecken, ich machte eine respectvolle Verbeugung, dann brachte er den amtlichen Hut wieder in sicheren Gewahrsam und holte allerlei nationale Curiositäten: hingehaucht zarte Porzellanschalen, Bilderchen, Schnitzereien, Schriftproben u. dgl. m. hervor, um mir die Zeit zu vertreiben. Ich öffnete ein wenig das Fenster, da die hiesigen Scheiben, geschliffene und polirte Muschelschalen, wohl Licht durchlassen, aber keine Aussicht gestatten; der Regenguß hielt an. Der Mandarin errieth meine Absicht, ihm nicht länger beschwerlich zu fallen und mich nothgedrungen auf den Weg zu machen, er schüttelte unwillig das Haupt und prononcirte im „Pidjen-Englisch" die ersten europäischen Silben. „Chow, Chow!" (Tschau, Tschau) rief er mit kreischender Stimme und deutete auf die Nebengemächer, in deren einem ein Tisch servirt wurde. „Tschau, Tschau" heißt „Essen!", er lud mich zum Diner ein. Alle Sprößs-

linge von Culturstaaten verstehen einander; ich deutete auf meine Garderobe, deren ursprünglich schon abgeschwächter Glanz bei der Uebersteigung der Dächer nicht gewonnen hatte. Der artige Beamte — ich verzichte nur ungern auf die Bezeichnung „Geh. Rath", so liebevoll anheimelnd war sein Betragen — beruhigte mich durch Geberden, aus denen ich zu errathen glaubte, er stelle mir die eigene Garderobe zur Disposition; ich beschloß zu bleiben. Der würdige Mandarin sah einige Gäste bei sich, es war kein großes Diner, keine Universal-Abfütterung, sondern nur eine jener zwanglosen Mahlzeiten, die wir rothen Teufel: „Junggesellenessen" nennen. Bald darauf fanden sich die sechs Gäste ein, lauter alte Standespersonen von dem Range meines lieben Wirthes, nur einer schien einen noch höheren Posten zu bekleiden; in seinem Benehmen, so zuvorkommend es war, lag etwas von Herablassung; er erinnerte mich an unsere alten Aristokraten, die, wenn sie endlich in den Besitz eines Ordenssterns gelangen, sich das Air von Prinzen geben. Zugleich sah ich, daß die Hypothese eines Junggesellendiners falsch war. Sämmtliche Herren trugen schneeweiße Schnurr- und Knebelbärte, ein Beweis, daß sie im heiligen Ehestande lebten oder doch Wittwer waren. Nach dem chinesischen Code civil ist es nämlich den Landesangehörigen erst gestattet, sich den Bart stehen zu lassen, wenn sie sich als „Großväter" legitimiren können. Der Bart ist das Zeichen höchster männlicher Würde, doch wächst er bei diesem Volksstamm nur am Kinn und auf den Oberlippen; Backenbärte sind mir nirgends zu Gesicht gekommen. Der Chinese bringt es nur zu dürftigen Stoppeln. Meine Verlegenheit in dieser Gesellschaft war nicht gering, keiner der Gentlemen verstand Englisch, ich war mit den Landessitten noch nicht vertraut und hatte bisher überwiegend nur mit dem Volk verkehrt; ich schwebte in Gefahr, mich lächerlich zu machen. Dazu kam meine geheime Besorgniß vor den Ingredienzen der Nationalküche. Unterwegs hatte ich nur bei chinesischen Restaurants gespeist, die theilweise schon in die Schule der Franzosen und Engländer gegangen waren; jetzt erinnerte ich mich aller jener schauderhaften Substanzen, von denen ich in Reisebeschreibungen gelesen hatte. Die Caricatur eines Gesandten, dem der chinesische Minister eine scharfgebratene Ratte auf der Gabelspitze anbietet, erschien vor meinem inneren Auge. Die Furcht, durch Unkenntniß der Sprache und Tafelgebräuche lächerlich zu werden, war indessen

unnöthig, die Unterhaltung der Gäste beschränkte sich auf lakonische, fast orakelhafte Sätze, und ihre feine Bildung verbot ihnen, etwaige Unschicklichkeiten von meiner Seite zu belächeln oder auch nur zu beachten. Messer und Gabeln waren nicht vorhanden; ich sah mich genöthigt, zu den Eßstäbchen zu greifen, und ahmte meinen Nachbarn nach, die mit den ungefähr bleistiftlangen, rothgefirnißten und vergoldeten Hölzchen die kleinsten Bissen sicher zum Munde führten. Das „Tschau, Tschau" bestand aus wenigstens 30 bis 35 Gängen, und Gäste wie Lakaien hatten, da Teller und Stäbchen fortwährend gewechselt wurden, mit dem Angebot und der Nutznießung der Speisen alle Hände voll zu thun.

Erst später wurde ich mit der chinesischen Küche vertrauter, ich begnüge mich demnach nur mit der Anführung der nationalen Leckerbissen, die mir im Hause eines deutschen Landsmannes, des Herrn Schütze, analysirt wurden, oder die ich selber erkannte. Die diesseitigen Feinschmecker vermag ich in so weit zu beruhigen, als alle jene wunderlichen animalischen und vegetabilischen Substanzen, die der Chinese zu sich nimmt, stets in kleine Stücke zerschnitten auf den Tisch kommen, und dadurch sowohl, wie durch farbige Saucen und vielfache Würzen, ganz unkenntlich werden. Gleich in einem der ersten Gänge erschienen nächtlich schattirte Scheiben von seltsamem barschen Geschmack in einer schwarzen Sauce. Arglos nahm ich mehrere zu mir, doch überfiel mich später ein gründliches Mißbehagen, als Herr Schütze mir betheuerte, es seien hartgekochte Eier gewesen, die, vier bis fünf Jahre lang unter der Erde aufbewahrt, einen der Entwickelung alter Käse ähnlichen Umbildungsproceß durchgemacht hätten. Die unnatürliche Speise war mir so schlecht bekommen, daß ich für alle Folgezeit darauf verzichtet habe. Ein an Hausenblase erinnerndes Gericht waren indianische Vogelnester. Haifischflossen, eine große Delicatesse, mundeten mir bei ihrer pikanten Zubereitung, doch bin ich noch heute ungewiß, ob diese Schüssel oder die als Salat zubereiteten jungen Bambussprossen die entsetzliche Indigestion, mit der ich am andern Morgen zu kämpfen hatte, vollendet haben. Zwei problematische Assietten, denen die Tischgenossen stark zusprachen, ließ ich unberührt vorübergehen; eine Ahnung warnte mich. Nach meiner Beschreibung und Herrn Schütze waren die in einer blauen Sauce schwimmenden Nudeln gesalzene und getrocknete Regenwürmer, und die Bestandtheile eines mit Bouillon servirten Hachées große und

kleine Raupen. Der Durst wurde mit leichtem, etwas erwärmtem Weine gestillt; die Chinesen sind keine leidenschaftlichen Zecher, auch reizen die meisten Schüsseln nicht zum Trinken. Eine Menge Süßigkeiten bildeten das Dessert, dazu gehörte Marzipan, angefertigt aus Zucker, Mandeln und — Schweineschmalz.

Sobald der Regen aufhörte, verabschiedete ich mich unter vielen Danksagungen, miethete vor dem nächsten Tuschladen einen Palankin und gelangte trockenen Fußes in mein Boot. Der Magen eines Fisches, von dem ich kurz vor Aufhebung der Tafel auf Empfehlung des Gastgebers genossen, lag mir schwer im Magen; was hätte ich darum gegeben, wäre mir eine Gelegenheit geboten worden, mich gleich den Nobilis in Bangkok nach dem schweren Diner auf dem Sopha auszustrecken und von den Sclavinnen kneten zu lassen. Ich durfte mich nur an dem Anblick meiner Skizze weiden.

Das Südthor ist der liebste Zielpunkt meiner Ausflüge; mit der Besatzung habe ich Freundschaft geschlossen und sogar schon das Talent eines Schülers erweckt. Bei meiner letzten Ankunft brachte mir einer der Soldaten, ein Unterofficier, eine von ihm angefertigte Skizze der Umgebung, die ungeachtet der chinesischen Perspective Anlagen verrieth. Ich corrigirte, da ich mich mit ihm nicht weiter verständigen konnte, die ärgsten Fehler, und die Veränderungen des intelligenten Gesichts zeigten, daß der Mensch mich verstanden habe. Vom Südthor aus begab ich mich in das Innere der Stadt und stattete einem dort wohnenden Fachgenossen einen Besuch ab.

10622303

IV.

Ein Fachgenosse und sein Atelier. Im Gefängniß und vor Gericht. Der gesetzliche Hungertod. Zwei Theaterabende. Der Kaiser als „deus ex machina“ der chinesischen Komödie. Nach Macao. Der Wildpark von Ratten.

Wir leben jetzt in der Jahreszeit, wo die Kantonesen ihre Sommerwohnungen beziehen, d. h. auf dem Dache ein Mattenhaus errichten und darin die Nächte zubringen. In vielen Straßen waren die Bewohner der Häuser mit dem Bau dieser Zelte beschäftigt. Es ist das einzige Mittel für eine so arbeitsame Bevölkerung, sich in diesen enggebauten Stadtvierteln und niedrigen Häusern etwas frische Luft zu verschaffen. Nach einigen Nachforschungen fand ich den mir bezeichneten Künstler, eine Notabilität der chinesischen Malerei. Er bewohnte ein zweistöckiges Haus und empfing mich mit großer Würde in einem kleinen Zimmer des ersten Stockwerkes. Ein lang herabhangender grauer Schnurrbart verrieth seine Großvaterwürde, zwei Hauptschüler oder Famuli leisteten ihm Gesellschaft. Ein Schach- und Dominospiel bewies, daß die Künstler gelegentlicher Erholung nicht abhold seien. Nur der Meister malte an einer Staffelei, ähnlich der bei uns gebräuchlichen, die Schüler saßen vor kleinen Tischen und führten ihre Malerei an einem schrägen Brette aus, auf dem die zu illustrirende Fläche von Holz, Leinwand oder Papier ausgebreitet lag. Neben Jedem standen dicke Holzscheiben mit den erforderlichen Farbenmixturen. Der Chef allein bediente sich einer halbmondförmigen Palette; seine Pinsel waren von ungleicher Feinheit. Einige bestanden aus Borsten, andere aus Marderhaar oder feingespaltenem Bambus. Er beschäftigte sich eben mit der Vergrößerung einer kleinen weiblichen Photographie, die durch ein Quadratnetz in Lebensgröße und zwar in Oel übersetzt werden sollte. Die chinesischen Maler sind in dem letzten Decennium mit den Oelfarben bekannt geworden und arbeiten darin noch äußerst schülerhaft. Was der alte Raphael mit dem glühenden Zinnober und Indigo auf seiner Platte im Schilde führte, war mir unerklärlich. Weislich hütete ich mich, mein Handwerk zu verrathen,

und geberdete mich lediglich als Kunstfreund und Kunde. Der Kopf des Portraits näherte sich der Vollendung, war aber durchaus unähnlich; die Halskrause und der Faltenwurf des Kleides in ihrer sclavischen Nachahmung konnten wohlgerathen heißen. Ich durfte nicht länger zweifeln: die als Ladenschild vor dem Hause stehende lebensgroße Figur des edlen Washington war ein Werk des Meisters; ich erkannte die Würde der Zeichnung, vereint mit Tollkühnheit des Colorits; die Aehnlichkeit des Frauenzimmers, an dem er arbeitete, mit dem Befreier Nordamerikas bildete sich immer deutlicher heraus. Auf meine Bitte, mir seine Gallerie zu zeigen, — der Meister war im Stande, sich in „Pidjen-Englisch" auszudrücken — holten die Gehülfen eine, mit den stereotypen chinesischen Bildchen gefüllte Mappe und breiteten ihre Schätze vor mir aus. Es waren Ansichten der Insel Honam und der dortigen Consulatsgebäude vorhanden, mit der Ausführung der viel zu großen Flaggen hatten die Maler sich die meiste Mühe gegeben. Von Perspective war wie immer keine Spur zu entdecken. Zur Erinnerung wollte ich ein halbes Dutzend dieser auf Quartblätter von Reispapier gemalten flüchtigen Veduten mitnehmen und fragte nach dem Preise. Jetzt wurde der Kunstsenior gesprächig; er forderte für jede dieser Schludereien die unverschämte Summe von acht Dollars. Auf mein skeptisches Kopfschütteln spielte ihm seine künstlerische Reizbarkeit einen Streich. Er hob die Rechte, streckte den mageren Daumen aus und schrie: „Numbel one handsum" (number one handsome) „Nummer eins, vortrefflich!" und wiederholte die Worte „Numbel one" im Crescendo mehrmals. Anfangs verstand ich ihn nicht gleich, dann erinnerte ich mich, daß die Chinesen nicht das R auszusprechen vermögen, und begriff, was er sagen wollte: er sei der erste Maler im Lande China. Der Abschluß des Geschäfts wurde vorläufig aufgeschoben; der Meister suchte mich durch einige an den Wänden hängende Proben seines Talents zu Bestellungen zu ermuntern. Außer einem abermaligen Washington, der jedoch mehr in Essig, als in Oel gemalt schien, waren mehrere stark decolletirte Schönheiten vorräthig, Liebesbriefe lesend, mit Spatzen tändelnd oder von bejahrten Chevaliers im Bade belauscht, sämmtlich Copien französischer Lithographien. In einem geheimen Cabinet war für ein kleines Entrée eine chinesische Venus zu sehen. Im zweiten Stockwerk hausten die geringeren Schüler oder Lehrburschen der berühmten Firma. Das

ganze Atelier war nicht größer als ein Hühnerstall, in der Mitte stand ein Kochapparat, auf dem die Theekanne dampfte, einer der unglücklichen Jungen saß auf dem andern, keiner war älter als fünfzehn Jahre. Alle arbeiteten, wie der unsterbliche Meister im ersten Stockwerk, an Copien. Die Theilung der Arbeit war vollkommen ausgebildet. Der Erste malte auf den Figurenbildern den Oberleib, der Zweite den Unterleib, der Dritte den Faltenwurf, der Vierte die Schuhe, der Fünfte den Fußboden, der Sechste die Hände u. s. w. Die Farben trocknen schnell auf dem Reispapier, die Arbeit schritt rasch vorwärts; nur die Gesichter fehlten auf allen Blättern. Der Gesichtermaler war an der Dysenterie erkrankt. Ich hielt mich bei der Betrachtung der Kunstwerke nicht lange auf; das Atelier duftete nicht nach Veilchen oder Rosen.

Unten im Laden wurden die Fabrikate der Firma feilgeboten. Einem der Jünger lag der Tagverkauf ob, er saß in einem dunkeln Winkel und malte nach einer Photographie eben den schwarzen Leibrock der Copie. Kein Augenblick durfte ungenutzt verstreichen. Der Laden war jedoch nicht allein Kunstgeschäft; er diente auch irdisch gemeineren Handelszwecken. Mehrere kleine Geschäftsleute hatten sich als Miether in den spärlichen Raum getheilt. Hart neben dem Bilderhändler verkaufte ein Cigarrenhändler außer Tabak: Castor oil (Ricinusöl), links saß ein Verkäufer von lebenden Fischen und dicht an der Thür eine Geldwechslerfamilie. Im Heraustreten sah ich erst, daß die Straße nicht zu den saubersten der sonst gar reinlichen Stadt gehörte. Das Geschäftsleben mochte in ihr floriren, aber das Ameisengewimmel der hastigen Menschenmenge war beängstigend. Bald kam ein zu Pferde sitzender Mandarin vorüber, dem Alle in die Läden auswichen, bald ein Arzt mit riesengroßer Brille; am meisten gemieden wurden die Exporteure, Männer, die an einem auf der Schulter balancirenden Bambusstabe zwei gestrichen volle Eimer frische Dungstoffe aus den Thoren schaffen und durch ein lautes Wehgeheul alle Vorübergehenden vor einer unvorsichtigen Annäherung warnen. Ich pries mich glücklich, sobald ich durch eine Seitenstraße, in der mir dreimal der Hut vom Kopfe gerannt worden war, den Tempel der fünf Genien erreicht hatte und erschöpft auf den Stufen des Portals ausruhen konnte.

Das Südthor ist erfahrungsmäßig der bequemste Ausgangspunkt für meine Studienrundgänge; ich kehre daher häufig zu

meinen militärischen Freunden zurück und stelle von ihrem Wachtlocal aus meine Untersuchungen der Straßen von Kanton an. Der niemals stockende Menschenstrom läßt mich nur langsam vorwärts gelangen, und selten entgeht ein beachtenswerther Gegenstand meiner Aufmerksamkeit. So erregte vor einem stattlichen, jedoch etwas düster aussehenden Gebäude ein Haufe von Individuen, die sämmtlich mit Ketten belastet waren, an denen sie obenein etwa fünfzig Pfund schwere Steine hinter sich herschleppten, meine Verwunderung. Das Gebäude war ein Gefängniß, und die Kettenträger seine Bewohner. Im Gegensatz zu dem sonstigen furchtbaren Criminalverfahren der Chinesen schienen die Sträflinge mit leidlicher Milde behandelt zu werden. Da eine Menge von ihnen vor der Hausfront auf der Straße lustwandelte oder auf dem Pflaster der Höfe umherlungerte, ließ sich nicht wohl annehmen, die Spazierstunde der Gefangenen habe begonnen; den Gefangenen mochte im Ganzen größere Freiheit gegönnt werden als in Europa, wo die Wachtposten sie nicht aus den Augen verlieren dürfen. Von Niemandem aufgehalten, durchschritt ich mehrere Höfe und kam im dritten derselben endlich vor die Thür der Gerichtshalle des Criminalgefängnisses. Sie stand zwar offen, doch waren alle Unberufenen durch eine zwischen den Pfosten ausgespannte schwere eiserne Kette ausgesperrt. Eben mußte eine Verhandlung stattfinden, denn der Saal war mit Menschen gefüllt, und so weit ich sehen konnte, lagen einige Subjecte auf dem Bauche und drückten die Nase auf den Fußboden, muthmaßlich also Angeklagte. Einer der Richter, gleichviel ob Rath oder Hülfsarbeiter, in dessen Gesichtskreis ich gerieth, durchbohrte mich mit so ingrimmigen Blicken, daß ich für gerathen hielt, mich zu entfernen, um so mehr, als meine Anwesenheit den Mob von Kanton anzog und ein Theil der Zuhörer sich um mich versammelte. Es war nicht schwer, sich die fernere Procedur auszumalen; die lieben Landsleute hatten mir genug davon erzählt, und ich wurde später wiederholt unfreiwilliger Augenzeuge. Die chinesischen Richter plagen sich nicht mit feinen Untersuchungen, ob in einem gegebenen Falle Gefängniß oder Geldstrafe zu verhängen sei. Ist der Angeklagte seines Vergehens schuldig erklärt, so ergreift der Vorsitzende unverzüglich einen vor ihm stehenden Becher voll Schicksalsstäbchen, wirft durch eine rasche Schwenkung eine gewisse Anzahl zu Boden, läßt sie zählen und dem Verurtheilten die entsprechende Summe von Hieben

mit einem Bambusrohr verabreichen. Die Prügelstrafe ist in China nicht mit entehrenden Vorstellungen verbunden. Selbst höhere Beamte werden bei geringeren Verschuldungen nicht gleich vor einen Disciplinargerichtshof gestellt, dessen Ausspruch vielleicht ihre ganze künftige Carrière zu Grunde richten würde; der Chef des Departements läßt den straffälligen Staatsdiener auf dem Fußboden ausstrecken, jenen conservativen Körpertheil entblößen, den Eulenspiegel so oft zu höhnischen Ostentationen zu mißbrauchen liebte, und denselben in ausreichender Weise mit Bambus bearbeiten. Ob die Collegen sich vorkommenden Falls diese büreaukratischen Gefälligkeiten untereinander erweisen, oder ob man sich dazu besonderer Subalternen bedient, vermag ich nicht anzugeben. Da jede derartige Tracht Prügel die an anderen Orten landesübliche „Nase" vertritt, wird jedenfalls alljährlich eine Menge unnöthiger Schreiberei erspart. Daß dem ganzen Verfahren nur väterliche Gesinnung zu Grunde liegt, geht aus dem Schlußact der Ceremonie hervor. Der Abgestrafte hat dem Richter für richtigen Empfang seinen Dank auszusprechen. Gemeine Verbrecher werden noch anderweitig bestraft; man spannt sie in einen schweren hölzernen Halskragen (spanische Fiedel), steckt sie in einen engen Käfig, in dem sie weder sitzen noch ausgestreckt liegen können, und hängt sie mit hinten zusammengebundenen Händen und Füßen an einem leichtgezimmerten Gestell auf. In der Vollziehung der Todesstrafen theilt man nicht die Scheu europäischer Gerichtshöfe. Die im Laufe eines Jahres in Kanton vollstreckten Hinrichtungen werden auf mehr als Tausend veranschlagt. Die übliche Form ist die Enthauptung. Der Henker ergreift den Zopf des vor ihm knieenden Delinquenten, zieht den Kopf an seinen Unterschenkel und schneidet ihn mit einem breiten Schwert vom Rumpfe. Auf raffinirtere Todesarten komme ich wahrscheinlich später zurück. Eine derselben ist die Verurtheilung zum Hungertode. Der Verbrecher wird mit einem schweren, tonnenähnlichen Holzgefäß umgeben, aus dem nur sein Kopf hervorragt, und vor eine vielbesuchte Restauration gesetzt. Bei Todesstrafe ist es allen Vorübergehenden verboten, ihn mit Speise und Trank zu erquicken. Durch den Duft der Speisen zur Verzweiflung gebracht, muß der chinesische Tantalus in dieser Lage verschmachten.

Für die Abendstunden desselben Tages wurde unter deutschen Landsleuten der Besuch eines Theaters verabredet; eine renommirte

umherziehende Schauspielergesellschaft war angekommen. Die hiesigen Vorstellungen beginnen schon um 6 Uhr Abends und dauern nicht selten bis 4 Uhr Morgens, wir versäumten daher nicht viel, wenn wir uns erst um 8 Uhr auf den Weg machten. An einem Abende werden gewöhnlich zwölf bis fünfzehn kleine Stücke gespielt. Wir hatten eine weite Strecke zurückzulegen. Nach einer halbstündigen Bootsfahrt mußten wir noch eben so lange landein marschiren, und zwar auf nur fußbreiten Pfaden über eine Menge schmaler Steinplatten und Brücken zwischen Reisfeldern. Es war bereits stockfinster, und die vor uns her getragene Papierlaterne gewährte eine äußerst spärliche Beleuchtung. Jeder mußte sich vorsehen, nicht auszugleiten und in den Sumpf zu fallen; eines gleich unangenehmen Theaterganges wußte ich mich bis dahin nicht zu erinnern. Glücklicher Weise war ich der Letzte unserer Reihe. Das Theater selbst stand mitten in einem Teiche und war auf Pfählen unmittelbar über der Wasserfläche erbaut, wahrscheinlich in der Absicht, die Temperatur des Innern zu verbessern und den Zuschauern, wenn Feuer ausbrechen sollte, Gelegenheit zu bieten, ohne Weiteres aus den Fenstern zu springen und sich durch Schwimmen zu retten. Einer Baustelle auf dem culturfähigen Festlande schien man das Kunstinstitut nicht für werth zu halten. Das Material der Wände bestand aus Bambusstäben von verschiedenem Durchmesser, das Dach aus Matten von Palmblättern; ein Hängewerk verlieh ihm größere Sicherheit. Der Zuschauerraum war ungemein groß und konnte, obgleich nur ein Logenrang vorhanden war, doch mehr als 5000 Personen aufnehmen, die sich freilich der Mehrzahl nach in dem das ganze Erdgeschoß umfassenden Parterre und stehend aneinander pressen mußten. Das Eintrittsgeld für den ersten Rang betrug nicht mehr als zwölf Silbergroschen nach unserem Gelde; der Stehplatz im Parterre kostete nur einen Silbergroschen, doch war auch im ersten Range für Sitze nur nothdürftig gesorgt. Als wir diese „Nobelgallerie“ auf einer Bambusleiter mühselig erklettert hatten, wies man uns statt Fauteuils niedrige, sieben Zoll breite Fußbänkchen als Sitze an. Das Publikum unseres Ranges war nicht sonderlich zahlreich, desto stärker aber das Parterre besetzt. Ich hockte an dem Geländer auf ein Bänkchen nieder, hielt mir weislich die Nase zu und blickte verdutzt in den Zuschauerraum hinab. Bis dicht an die Rampe der Bühne war der weite Raum mit kahlen bezopften

Schädeln gefüllt, die an den Inhalt eines Beinhauses erinnerten. Sämmtliche Kunstfreunde hatten schon vor dem Eintritt ins Parterre die Oberkleider abgelegt, denn der Raum reichte nicht hin, im Hause selber es sich bequem zu machen. Die nackte Menschenmasse — die Orientalen tragen keine Hemden! — konnte füglich einem Kirchenmaler als Vorbild für die Auferstehung der Todten am jüngsten Tage dienen. Aus der Tiefe stieg ein mephitischer Qualm empor, der für civilisirte Geruchsorgane nicht hätte empfindlicher sein können, wäre jeder einzelne Zuschauer zugleich Mime und von den Aengsten eines ersten Auftretens bedroht gewesen. Auf den Bambusstäben des complicirten Hängewerkes unter dem Dache ritten Hunderte von Kerlen, die zwischen den Palmblätter-Matten durchgekrochen waren und der Vorstellung gratis beiwohnten. So gefährlich die Positionen dieser zerlumpten Turnliebhaber aussahen, Unglücksfälle schienen nicht vorzukommen; die Zuschauer des Parterres nahmen von den über ihren Köpfen baumelnden Eindringlingen nicht die geringste Notiz, sondern widmeten ihre ganze Aufmerksamkeit nur der Vorstellung. Eben so wenig bekümmerte sich das Dienstpersonal des Theaters oder die Beamten der Sicherheitspolizei um diese verwegenen Kunstfreunde; der Direction war unverkennbar Alles an einem überfüllten Hause gelegen. Unser Laternenträger hatte, nebst den übrigen Bedienten, mit uns ohne Entrée den ersten Rang bestiegen und sich unter die Zuschauer gemischt, dann waren sie nach längeren Berathungen wieder hinabgeklettert und an die Kasse gegangen. Wie ich später erfuhr, war es ihnen gelungen, von dem Kassirer eine kleine Provision für unsere Zuführung zu erpressen. Das Publikum ersten Ranges bestand aus Bewohnern Kantons der bemittelteren Klassen. Die Herren waren mit Kochherden und Theekesseln versehen, sie rauchten Cigarren, tranken Thee, und von Zeit zu Zeit wurde aus den mit Victualien gefüllten Buden vor dem Theater mannigfaltiger Proviant herbeigeschafft. Frauen waren weder im ersten Range noch im Parterre zugegen, auch alle weiblichen Rollen in den Stücken wurden von Jünglingen und Knaben ausgeführt.

Nach chinesischem Geschmack war die Bühne glänzend decorirt, doch entsprach nichts davon unseren theatralischen Gebräuchen. Die Hinterwand, eine mit wüsten Fratzen bemalte Gardine, blieb in allen Stücken unverändert, der einzige Scenenwechsel bestand darin,

daß die auf dem inmitten des Theaters stehenden Tische liegende Decke umgedreht, die beiden rechts und links aufgestellten Stühle etwas näher oder etwas weiter gerückt wurden. Vor der Hinterwand ist die Capelle aufgestellt, doch hat ihre Zusammensetzung nichts unseren Orchestern Analoges. Ist das Streichquartett die Basis des europäischen Instrumentale, so sind die hauptsächlichsten Tonwerkzeuge der Chinesen: Tamtam, Gong, Schellen und eine große Glocke. Die Capelle begleitet mit ihnen sowohl den Gesang, wie den Dialog der Acteure; das Stück war mithin ein Mittelding von Melodrama und Liederspiel. Ob der Text sich für eine derartige musikalische Behandlung eignete: das zu entscheiden, muß ich der chinesischen Kritik anheimgeben. Die Hauptperson war ein Mandarin, der vielfach seine Amtsbefugnisse überschritten hatte und nach dem dumpfen Beifallsmurmeln der Menge im Parterre ein stehender Typus des nationalen Theaters zu sein schien. Er häufte das Maß seiner Schandthaten durch körperliche Mißhandlung aller Hausgenossen und selbst eines Ankömmlings, den er durch die anzüglichsten Redensarten beleidigte. Jetzt zeigten sich unter unseren denkenden Logennachbarn Spuren sittlicher Entrüstung, aber gleichzeitig Zeichen froher Erwartung einer strengen Abstrafung des Verbrechers. Das Stück war bekannt und beliebt. Sehr bald gab sich der beschimpfte Ankömmling als Kaiser von China zu erkennen, der nach der Sitte des Khalifen Harun Alraschid umherstrich und Zustände und Persönlichkeiten seines Reiches kennen zu lernen suchte. Was blieb dem gütigen Monarchen übrig, als den Verbrecher mitten durchsägen zu lassen? Die Bitten des Schuldigen sind vergebens, schon werden die Vorkehrungen zur Execution mitten auf dem Theater getroffen, da humpelt die junge Gattin des Mandarins auf ihren verkrüppelten Füßchen links aus der Coulisse auf die Bühne. Der junge Schauspieler bediente sich der üblichen Krückstöcke und verstand den unbehülflichen Gang der feinen Chinesinnen geschickt nachzuahmen. Natürlich hat die Mandarine g e h o r c h t; sie weiß Alles, wendet sich mit einer kläglich beweglichen Rede an das Herz des Kaisers und macht wirklich Eindruck auf sein Gemüth. Der Verbrecher wird begnadigt; der Kaiser aber begiebt sich mit der schönen Bittstellerin in das Seitengemach, vermuthlich nur, um ihre Danksagungen für die Rettung des Gemahls entgegen zu nehmen. Der zurückgebliebene Ehemann hält diesen Moment für geeignet, in mehreren Couplets seinen angenehmen Gatten-Empfindungen Ausdruck zu verleihen,

und mit ihnen unter einem barbarischen Lospauken auf die Instrumente schließt das Stück. Die Theatersprache der Chinesen besteht in einem fortwährenden widerwärtigen Fistuliren, das sich mit einem eben so unnatürlichen Pathos vereint. Dem Stoffe lag, wie ich anfangs glaubte, ein historischer Vorgang zum Grunde, doch überzeugte ich mich in späteren Vorstellungen, daß ein alterthümliches reiches Costüm, wie es alle Mitwirkenden trugen, überhaupt zur chinesischen Bühnen-Etikette gehöre. Der Kaiser suchte sich durch auffallendes Geberdenspiel vor allen minder einflußreichen Personen auszuzeichnen. Sobald er sich z. B. auf einen Sessel niederließ, setzte er die Beine breit auseinander und stemmte beide Fäuste drohend auf die Oberschenkel. Das nächstfolgende Theaterstück beschäftigte die Section der Springer und Athleten der reisenden Gesellschaft. Der Inhalt des Quasi-Ballets blieb mir unverständlich, doch werde ich wohl nicht weit neben dem Schwarzen der Scheibe vorbeischießen, wenn ich die Vermuthung ausspreche, es habe sich um die Rettung einer zwischen dem guten und bösen Princip bedenklich schwankenden Seele gehandelt, denn geflügelte Engel und Teufel kämpften unabläßig um ihren Besitz. Die Seele gehörte zu den Hauptspringern und Matadoren der Truppe, auf allen Vieren laufend machte sie einen Satz über Tisch und Bänke, überschlug sich in der Luft zwischen einem Spalier von Schwertern und Lanzen und warf mit unfehlbarer Sicherheit mit haarscharfen Dolchen um sich. Das ganze Publikum sympathisirte mit der Seele. Während dieser Forcetouren schwebten große Flammen quer über die Bühne, ohne daß man den sie bewegenden Apparat zu erkennen vermochte. — Das lärmende Schauspiel hatte uns betäubt, der Knoblauchsgeruch wurde bei der steigenden Hitze immer unerträglicher; wir brachen auf, erstanden vor dem Theater Jeder eine brennende Fackel und gelangten so ohne Unglücksfall über die schmalen Pfade und Brückchen bis an das Ufer des Perlflusses und unser Boot. Ich will hier gleich bemerken, daß unsere Gesellschaft bei dem Mangel an anderweitigem Unterhaltungsstoff schon am nächsten Abend das Theater abermals besuchte. Mir lag vornehmlich daran, das seltsame Bild meinem Gedächtniß fest einzuprägen. Ich wußte noch nicht, daß die Theaterliebhaberei in den Städten Chinas ebenso zu den Leidenschaften der Einwohner gehört, wie in unserem Welttheile, und daß ich auch künftig nicht der Gelegenheit entbehren würde, mir ähnliche Zerstreuungen zu verschaffen. So viel ich bei

meiner Unkenntniß der Sprache begriff, war das Hauptstück des zweiten Abends eine größere Localposse mit Gesang, der freilich wieder, wie in ähnlichen Kunstproducten unserer Heimath, an Wohllaut und technischer Geschmeidigkeit viel zu wünschen übrig ließ. Die Hauptpersonen des Sittengemäldes von Kanton waren: ein Nachtwächter, ein Fischhändler, ein Halunke, Riemchenstecher, Bauernfänger oder sonst etwas, drei junge Mädchen, ein schartiges Messer, ein Mann, dem das Haus durch eine schmutzige Frau verleidet wird, einige Mandarinen, ein Gerichtsbeamter und ein Chor von Gesindel. Die kräftig ausgesprochene moralische Tendenz konnte Niemandem verborgen bleiben. Nicht nur die Katastrophe entsprach den strengen Forderungen des angeborenen Rechtsgefühls, sondern auch in den meisten Einzelscenen suchte jedes gekränkte Individuum durch körperliche Züchtigung seines Gegners die Aufrechthaltung des Rechtszustandes zu fördern. In dem gesammten Don Quixote kommen nicht so viel Prügeleien vor, wie in dieser Posse. Heute nahmen wie uns die Freiheit, auf die Bühne zu gehen und Alles in der Nähe anzusehen, ohne doch etwas Ungewöhnlicheres zu entdecken.

Die Zahl der in Kanton, d. h. auf Honam ansässigen Europäer übersteigt nicht vierzig, die der deutschen Handelsfirmen nicht neun. Dazu kommen noch mehrere Missionäre und ein englischer Geistlicher, der mit seiner permanenten weißen Cravatte und einem melodischen Baßorgan sich zu einem Liebling der Kirchengängerinnen emporgeschwungen hat. Bei dem Sonntags-Gottesdienst spielt ein talentvoller deutscher Kaufmann die Orgel. Eine Untugend der hiesigen Europäer, die ich auf ihre isolirte Stellung und den geringen Wechsel in der Unterhaltung und im Umgange zurück zu führen geneigt bin, besteht in ihrer Vorliebe für Hunde. Ohne die im Hofe campirenden Köter ernährt jeder Haushalt ein halbes Dutzend Schoßhunde, die zudem der Hälfte nach sich lebender Nachkommenschaft erfreuen. Die Uebervölkerung von Flöhen wird man sich auszumalen vermögen.

Der 24. April war herangekommen, mit der Ausbeute an Aquarellen durfte ich zufrieden sein, die Hitze stieg, und nach meinem Reisekalender konnte ich die Fahrt nach Macao nicht länger verzögern, so schwer ich mich von Kanton trennte. Die Nähe von Hongkong und Macao, wo ich mich längere Zeit aufzuhalten gedachte, berechtigte mich zu der Hoffnung einer baldigen Wiederkehr.

Die Einschiffung an Bord des kleinen nordamerikanischen Raddampfers „Spark", der die Verbindung zwischen Kanton und Macao unterhielt, bot auf dem glatten Flußspiegel nicht die sonstigen Unbequemlichkeiten und Gefahren. Zu meinem gerechten Kummer war mir nicht vergönnt, die auf dem „Spark" herrschende Musterwirthschaft länger als einen Tag zu genießen. Bis in den engsten und finstersten Winkel wetteiferte der Dampfer an Sauberkeit mit dem Nippestisch einer Dame, Mobiliar und Tischzeug der ersten Kajüte schienen einer fürstlichen Hofhaltung zu entstammen, der junge nordamerikanische Capitän war die Artigkeit selbst, und der erste Steuermann wählte offenbar den Befehlshaber zum Vorbilde seines Betragens. Ich war der einzige Passagier erster Kajüte und nahm um 10 Uhr Vormittags mit beiden Herren das Tiffin ein. Acht Gänge: Fische, Braten, Eierspeisen, Wein, Thee, Kaffee und gute Havannah-Cigarren kosteten nur — einen Dollar. Die Tafelmusik bestand in einem betäubenden Gehämmer unten im Maschinenraum, denn im Mechanismus hat sich wieder der gewöhnliche Schaden gezeigt, doch lichteten wir eine halbe Stunde später von Neuem die Anker. Es ging den mächtigen Strom hinunter; ich suchte so lange als möglich das malerische White Cloud-Gebirge hinter Kanton im Auge zu behalten. Wieder kamen wir nach Whampoa, in die Bambusstadt, wieder durchkreuzten wir ganze Flotten von Dschunken und Fischerbooten, und nochmals erquickte sich mein Auge an dem Prospect auf die großartige neunstöckige Pagode.

Die malerischen Träumereien werden nur durch die vor der Glasthür der Kajüte auf und ab wandelnde portugiesische Schildwache unterbrochen. Als ich mich dem der Halbkaste angehörigen Krieger näherte, betheuerte er mit eifrigen Geberden: sein Gewehr sei scharf geladen. Wollte er mich beruhigen? Weshalb überhaupt ein Posten vor der Kajüte? Auf dem Verdeck und im Zwischendeck standen ebenfalls Wachen mit geladenem Gewehr; die Ursache blieb mir nicht lange verborgen. Auf dem zweiten Platze befanden sich anderthalb hundert secundäre Passagiere von chinesischem Geblüt, deren Gegenwart militärische Vorsichtsmaßregeln bedingte. Noch vor einem Jahre war einer dieser kleineren Postdampfer von den Passagieren zweiter Klasse überfallen worden. Die Raubmörder hatten alle Europäer niedergemacht, den Dampfer hart an der Bocca Tigris auf den Strand gesetzt, Alles, was nicht niet- und nagelfest, davongetragen, und das Wrack in Brand gesteckt; nur

ein Engländer hatte sich durch Schwimmen gerettet. Eben so wenig lassen sich die Dampfer die größeren Fischerböte nahe kommen, und jede chinesische Handelsdschunke ist auffallend stark bemannt und mit mehreren Kanonen bewaffnet. Heute verhielten sich die chinesischen Passagiere durchaus ruhig, und nach einer ungefähr zehnstündigen Fluß- und Seefahrt trafen wir um 6 Uhr Abends in Macao ein. Der königl. preußische General-Consul, Herr von Rehfues, erwies mir die Freundlichkeit, mich vom Schiff abzuholen und für mein Unterkommen zu sorgen. Ich wohne ein paar Schritte von seinem Hause in einem alten portugiesischen Palaste, der schon vor Jahren in den Besitz der Firma Siemssen übergegangen ist. Das portugiesische Regiment, das sich noch auf dem Küstenstreifen von Macao behauptet, befindet sich in gänzlichem Verfall, und alle werthvolleren Grundstücke werden nach und nach von betriebsamen Deutschen und Engländern erworben. Der Palast beherbergt nur mich und zwei chinesische Diener, die für meine Bequemlichkeit zu sorgen haben, doch überzeugte ich mich gar bald, daß die Ruine noch anderweitig bewohnt sei. Die Chinesen hatten mein Gepäck in das Schlafzimmer getragen, dessen Bett mitten im Zimmer steht, die Fenster geöffnet, und mich mit dem Gruße „Tschin, Tschin!“ verlassen; ich nahm auf einem Lehnstuhl neben dem Fenster Platz und versank in stilles Nachdenken. Plötzlich wurde ich durch ein lautes Rascheln stutzig gemacht, ich kannte diese Musik; sie konnte nur von Ratten herrühren. Wirklich hatte der einladende Geruch meiner Koffer, deren einer durch eine todte Maus in Kanton verpestet worden war, eine ganze Heerde dieser Nagethiere aus den Spalten der Wände herbeigelockt; ich ließ sie gewähren und unbehelligt die Koffer beschnuppern, doch beschloß ich, meine beiden Bedienten auf die Ergiebigkeit der Rattenjagd aufmerksam zu machen. Schon an Bord des „Spark“ hatte ich aus einem Gespräch mit dem Steuermann erfahren, daß die Ratte wirklich zu dem beliebtesten Wildpret der niederen Jagd in China gehöre. Der Bestand der Küstenreviere ist so stark, und der Bedarf unter den niederen Klassen so massenhaft, daß die Rattenzufuhr in der zu Hongkong erscheinenden, regelmäßige Correspondenzen aus Macao bringenden Zeitung eine stehende Rubrik des Marktberichts bildet. Die locale Gourmandise unterscheidet, wie die Zoologie, zwischen Land- und Wasserratten; erstere sollen sich durch ihren Wohlgeschmack auszeichnen und werden daher theurer bezahlt.

Das Hauswild wird mit einer sauersüßen Brühe oder Senfsauce zubereitet. Die Bedienten waren vor Freuden außer sich, als ich ihnen meine Mittheilung machte und absolute Jagdfreiheit im ganzen Hausbezirk gewährleistete. In dem alten Palast konnte ein geschickter Rattenfänger durch Fleischausbeute und Pelzwerk viel verdienen.

V.

Die Praya granda. Der Tempel eine Theebude. Mein achtzigjähriger Enkel. Ein Nachmittag im Theater. Schreihälse. In der Spielhausstraße.

Am frühen Morgen des 26. April machte ich mich, mit einem Revolver in der Tasche und einem stämmigen Bambusrohr in der Hand, auf den Weg und eine Runde um Macao. Das an der offenen Bai gelegene portugiesische Stadtviertel ruft in mir die Erinnerung an Rio Janeiro und Madeira zurück, so groß die Terrainunterschiede sonst sein mögen. Die gebirgige Bodengegend ist von malerischer Mannigfaltigkeit. Mehrere alterthümliche Forts und auf Höhepunkten gelegene Kirchen blicken finster durch die üppige tropische Vegetation auf den glühend indigoblauen Ocean herab, dessen Vorfluth zu schwellen beginnt, auf der mächtigen Wallung schwimmt ein Hauch kühler Morgenluft, die Brust des gequälten Menschen hebt sich höher, sein Auge füllt sich mit Thränen — nennt es Nervenschwäche, Einwirkung des Klimas, wenn ihr wollt — ich nenne es Religion.

Hinter der alten portugiesischen Stadt erstrecken sich weithin die chinesischen Viertel. Der verlockendste Spaziergang für den Touristen ist die „Praya granda", eine halbmondförmige Straße am Meer, auf der andern Seite von stattlichen palastartigen Häusern eingefaßt. Einige der verwitterten Bauwerke sollen noch aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts stammen, denn die erste Ansiedelung der Portugiesen datirt aus dem Jahre 1539. So melancholisch der Eindruck ist, den diese gleich den Palästen

am Canal grande zu Venedig zur Hälfte leerstehenden Gebäude hervorrufen, findet sich in der Praya granda gegen Abend doch der Corso von Macao zusammen, und die portugiesische Musikbande trompetet bis Sonnenuntergang. Von dem bleiernen Druck der Atmosphären von Bangkok und Kanton befreit, schöpfte ich hier frischen Lebensmuth. Gleich in den ersten Tagen meines Aufenthaltes war ich so glücklich, die Bekanntschaft einer liebenswürdigen portugiesischen Familie hart am Hafen zu machen. Die Damen gestatten mir, so manchen Tag in ihrer Gesellschaft zuzubringen. Dann sitze ich mit der Bleifeder am offenen Fenster und fahnde auf pittoreske Chinesen.

Die stärkende Seeluft wirkt nicht allein auf den Humor des schönen Geschlechts, sondern auch der goldenen Jugend des Handelsstandes höchst vortheilhaft ein. Nicht nur Alles, was in animalischer oder vegetabilischer Richtung an Entartung streift, nimmt in den Tropen riesige Dimensionen an, auch in moralischer Hinsicht begeht der Mensch hier leichter Excesse, als in der gemäßigten Region. Von der leidenschaftlichen Verlogenheit der reichen jungen Ansiedler habe ich schon gesprochen; in Macao wurde alles Bisherige überboten. In Gesellschaft zweier Gehilfen großer Firmen lustwandelte ich Abends am Meeresstrande; einer der jungen Herren hatte an Wortwitzen schon Hervorragendes: „Je Dollar (toller), je besser!“ geleistet. Jetzt blieb er plötzlich sinnend stehen und sagte: „Wissen Sie, meine Herren, wir verschreiben alljährlich für 1000 Pfd. Sterling Dinte!“ Das war dem Collegen zu arg, er packte heftig meine Schulter und rief: „Und wir ersparen durch bloße Weglassung der J-Punkte an 2000 Pfd. Sterling für Dinte!“ Der Reisende, gleichviel ob er in dem engeren Bezirk einer Stadt oder in Provinzen und Ländern sein Wesen treibt, immer eine den Menschenbeobachter fesselnde, wenngleich häufig auch ärgernde Gestalt, schießt in dieser Zone wild wuchernd ins Kraut. Hier verirren sich seine ästhetischen Eigenschaften, seine alle anderen Urtheile niederdonnernde Redekunst und Unfehlbarkeit bis in das Ungeheuerliche. Wer einen tropischen Handelstouristen belauscht hat, wenn er zur Mandoline sang oder in unbewachten Momenten die Fleduse beseelte, wird mich nicht der Verleumdung hoffnungsvoller Dilettanten bezichtigen. Da ich mich von einer, noch aus Europa stammenden Schwäche nicht freigemacht habe und mit derartigen musikalischen und rednerischen Vorträgen nicht

zu befreunden vermag, ziehe ich in vielen Fällen der Gesellschaft dieser aufstrebenden Millionäre die der Eingeborenen vor.

Die Unterschiede zwischen den Bekennern der Religionen des Buddha und Confucius, die in den chinesischen Provinzen neben einander bestehen, treten nach meiner Wahrnehmung hier deutlich hervor. Die Anhänger der Lehre des Confucius stehen in Macao nicht im besten Geruch. Aus ihnen rekrutiren sich Schmuggler, Piraten, Opiumraucher, Spieler, Diebe und Gauner. Begehen sie ein Verbrechen, so machen sie sich unverzüglich aus dem Staube und suchen auf den benachbarten kleinen Inseln eine Zuflucht. Die maritime Umgegend von Macao ist die hohe Schule der chinesischen Piraterie. Mehrmals habe ich Gelegenheit gefunden, zu Macao in die Tempel der Confucius-Bekenner zu gelangen und ihr Treiben zu studiren. Unmittelbar neben den Altären wird Thee getrunken und Kuchen dazu gegessen, Tabak geraucht und Domino oder Karten gespielt. Träte der Stifter dieser Religion in einen solchen Tempel, er griffe sicherlich, wie seiner Zeit Christus im Tempel zu Jerusalem, zur Geißel. Die Buddhaisten betragen sich in ihren Bethäusern und Klöstern ungleich sittiger.

Am 28. April besuchte ich mit meinem Malerapparat einen alten, merkwürdigen Schiffertempel. Er ist von riesigen morschen Banienbäumen beschattet und zwischen großen Felsblöcken errichtet; neben dem Tempel standen mehrere Gruppen Bambusrohr. Eine Partie derselben war mit sauber ausgeschnittenen Papierstiefeln, Geldkisten und Hüten behängt. Man erklärte sie mir als Opfer oder Weihgeschenke andächtiger Frauen. Von hier aus fuhr ich zu Wasser nach dem etwa eine Stunde entfernten Buddhakloster. Ueber wesentliche Abweichungen von der herkömmlichen Bauart wüßte ich nichts zu berichten, nur eine überdachte Gartenhalle überraschte mich. Mehrere hohe und umfangreiche Bäume reichten mit ihren Stämmen und Wipfeln weit über die offene Decke des Saales hinaus, innerhalb der reichdecorirten Wände wurden köstliche Blumen in Fülle gezogen. Im blühenden, betäubend duftenden Rosengebüsch saß zwischen den Baumstämmen ein achtzigjähriger chinesischer Bonze; vor ihm stand die dampfende Theekanne. Er war in sein Gebetbuch vertieft, erhob aber bei meiner Annäherung das Haupt und begrüßte mich auf zuvorkommende Weise. Der würdige Herr, vielleicht einer der einflußreichsten Geistlichen des Klosters, sprach etwas Englisch und schien hoch erfreut,

seine Sprachkenntnisse erweitern zu können. Ich mußte mich erst geduldig in sein Rothwälsch hineinhören, ehe es mir gelang, einige Silben zu verstehen. Die Zunge des Alten war schwer, seine Zähne hatte er sämmtlich verloren. Ueberaus höflich, wie alle gebildeteren Chinesen, beeiferte er sich, mich mit Complimenten zu überhäufen. Da vorgerücktes Alter das höchste Ansehen im himmlischen Reiche genießt, kann ein artiger Chinese dem Andern nichts Angenehmeres erweisen, als wenn er seine zurückgelegten Jahre rühmt. Der achtzigjährige Greis entblödete sich daher nicht, zu mir zu sagen: „Du bist gewiß schon sehr alt?“ Die Höflichkeit gebot auf diese Frage die Antwort: „Nicht halb so alt, wie Du, mein Vater!“ Der überhöfliche Bonze ergab sich noch nicht: „Mein theurer, lieber Vater!“ fuhr er fort, „sprich die Wahrheit, gewiß könntest Du mein Großvater sein!“ Nun war nichts mehr zu sagen, ich protestire nicht weiter gegen die mir octroyirte Großvaterschaft, schwieg resignirt und trank mit meinem kopfwackelnden „Enkel“ eine Tasse Thee. In einer benachbarten Capelle, in welche mich ein zwischen Gesang und Gewinsel schwebendes Geräusch menschlicher Stimmen lockte, fand ich vier jüngere Bonzen. Sie saßen an einer Art Tisch vor einem vergoldeten Buddha und lasen, sangen oder grunzten aus aufgeschlagenen Büchern Gebete im Quartett. Der Aelteste von ihnen schlug mit einem Stabe fortwährend auf eine große Glocke, die einen dumpfen Ton von sich gab. Als ich nach Besichtigung des Klostergartens, der einen seltenen Reichthum von Zwerggewächsen enthielt, wieder ins Freie trat, kam mir eine Schaar armer Kinder entgegen, die sich inzwischen Bettelns halber versammelt hatten. Keins von ihnen war ohne irgend ein Gebrechen. Ein Drittel war blind, die Uebrigen waren durch Hasenscharten und Knochenfraß des Nasenbeins entstellt. Die beiden letztgenannten Uebel sind in ganz China verbreitet, und ich bin hie und da in Seitenstraßen mancher großen Städte gerathen, wo man vergeblich die höchsten Preise auf eine unversehrte Nase gesetzt hätte. Ich vertheilte alle kleine Münze, die sich in meinen Taschen fand, an die unglücklichen Kinder und glaubte jetzt unbehelligt davon zu kommen, aber hinter den Kleinen lauerten die herrenlosen Hunde des Klosterreviers auf mich und stimmten ihr Kriegsgeschrei an. Aus Furcht, von ihnen angefallen zu werden, zog ich den Revolver und spannte den Hahn; es war nicht nöthig, an die Be-

stien einen Schuß zu verschwenden. Kaum hörten sie das Knacken, als sie sich sämmtlich in eine ehrerbietige Ferne zurückzogen; ihre Genossenschaft schien üble Erfahrung mit Feuerwaffen gemacht zu haben. Sie begleiteten mich jedoch mit klagendem Geheul bis zur nächsten Hundestation, wo ich auf ähnliche Weise bewillkommnet und verabschiedet wurde.

Mein häusliches Leben gestaltete sich ungleich angenehmer, als ich erwarten durfte. Morgens zwischen 5 und 6 Uhr holt einer meiner beiden chinesischen Diener aus dem Haushalte des General-Consuls eine Tasse Thee und ein Brötchen, dann werden die häuslichen Angelegenheiten besorgt, die Kleider und Zimmer gereinigt; um 10 Uhr begebe ich mich zu Herrn von Rehfues und nehme mit ihm und Herrn von Radowitz das Tiffin ein. Oft verleitet uns die anregende Unterhaltung, länger bei Tische zu sitzen, als unsere Geschäfte erlauben; um 5 Uhr finden wir uns zu einem Spaziergange in der Praya granda ein und kehren um 6 Uhr zum Diner in die Wohnung des Herrn von Rehfues zurück. In Gesellschaft der geistreichen und liebenswürdigen Cavaliere schwinden die Stunden wie Minuten. Sie sind unerschöpflich in charakteristischen Mittheilungen über chinesische Eigenthümlichkeiten und geben mir die wichtigsten Fingerzeige, wie und wo ich meine Beobachtungen anzustellen habe. Zuweilen besuchen wir das hiesige, erst seit einigen Tagen mit dem Beginn der Regenzeit eröffnete Theater. Es unterscheidet sich nicht weiter von dem zu Kanton befindlichen und ist wie dieses lediglich aus Bambusrohr und Palmblätter-Matten erbaut. Von Nägeln weiß diese Baukunst nichts; alle Bestandtheile werden durch Flechtwerk und Knoten von gespaltenenem Rohr verbunden. In einer Höhe von ungefähr 50 Fuß über dem Parterre hingen auch hier wieder in dem Rohrgebälk des Dachstuhls viel Gratiszuschauer, ohne daß Jemand von ihnen Notiz nahm. Die hiesige Gesellschaft liefert für ein Eintrittsgeld von 12 Sgr. im ersten Range Vorstellungen von sechzehnstündiger Dauer, die schon Vormittags beginnen; ich habe daher die günstige Gelegenheit benutzt, mich schon um 2 Uhr einzufinden und in aller Gemächlichkeit eine Aquarelle der Bühne und des Zuschauerraumes anzufertigen. Meine Arbeit wurde nicht durch die Zudringlichkeit der Neugierigen, sondern allein durch die mich zerstreuenden Vorgänge auf der Bühne unterbrochen. Die Gesellschaft führte ein Spectakelstück auf, das mit prachtvollen Co-

stümen, gellender Musik und ohrenzerreißendem Fistelgesang ausgestattet war.

Die Mannigfaltigkeit der Prügel war sehr groß. Ohrfeigen, Fußtritte, Hiebe mit Bambusstöcken und flacher Klinge wechselten unaufhörlich untereinander. Ein häufig angebrachter Effect, den ich zu Gunsten der Hebung unserer deutschen Schaubühne den Theatern zweiten Ranges nicht verschweigen darf, erschien mir eben so nachdrücklich wie sinnreich. Sobald ein Acteur eine Maulschelle erhielt, wurde hinter der Scene ein Kanonenschlag abgebrannt, der Geschlagene stürzte jählings zu Boden, sprang aber sogleich wieder auf und floh hinter die Coulissen. Der Zusammenhang der Handlung blieb mir unverständlich, nur so viel begriff ich aus Peripetie und Katastrophe, daß die Heldin des Stückes eine treulose Gattin war, die im Finale ihre Strafe erlitt. Ihr Gemahl, der Arzt seiner Ehre, geberdete sich jedoch dabei nicht so romantisch, wie sein College im spanischen Trauerspiele. Die Schuldige wurde auf den Rücken gelegt und empfing eine Anzahl Hiebe mit der flachen Klinge auf den Bauch. Um die unangenehmen Empfindungen auszugleichen, kehrten sie die Schergen alsdann um und applicirten dieselbe Dosis jenem Theile, der zu ihrem Empfange physisch ungleich berechtiger war. Dabei hatte es indeß noch nicht sein Bewenden. Als die Büttel fertig waren, machte sich ein Scharfrichter über die arme Sünderin her und trennte mit einem breiten Schwerte den (künstlichen) Kopf vom Rumpfe. Ein großer rother Lappen stellte das in Strömen fließende Blut vor, doch ließ sich das Opfer dadurch nicht abhalten, aufzuspringen, einen Burzelbaum zu schießen und blitzgeschwind davon zu laufen. Während der Hinrichtung wurde ein brillantes Feuerwerk abgebrannt. Meine Aquarelle war glücklicherweise fertig, als ich durch einen auf meinen entblößten Kopf fallenden kleinen Gegenstand heftig erschreckt wurde. Der Pinsel entfiel meiner Hand, ich griff nach dem Scheitel, fühlte aber zugleich, daß der unbekannte Gegenstand über den Hinterkopf in wilder Eile den Rücken entlang das Weite suchte. Mein Nachbar, ein junger Bursche, kreischte laut auf und schleuderte die Fußbank nach dem Thiere. Ein auffallend großer Tausendfuß war von der Decke auf meinen Kopf gefallen; mit zerschmettertem Körper zuckte er noch zu meinen Füßen. Vor der Thür des Theaters fand ich außer anderen Sehenswürdigkeiten einen großen Guckkasten, um

den sich eine Menge Kinder drängte. Ich warf nur einen Blick hinein, fuhr aber, empört über die Schamlosigkeit der ausgestellten Bilder, rasch zurück. Diese optische Belustigung gehörte unzweifelhaft zu den erlaubten Unterhaltungen und Bildungs-Elementen der unerwachsenen Jugend.

So oft es das zwischen Regengüssen und heiterem Himmel bei drückender Hitze schwankende Wetter gestattet, durchforsche ich die specifisch chinesischen Stadttheile Macaos. Für ein Malerauge sind sie, wenngleich die schmutzigsten, doch immer die interessantesten. Die Verarmung des Ortes, dem Hongkong längst den Rang abgelaufen hat, scheint auch auf die Erwerbsverhältnisse des chinesischen Proletariats sehr nachtheilig eingewirkt zu haben. Beispiele einer Armuth, wie sehr sie hier vorkommt, sind mir selbst in den elendesten Vierteln Kantons nicht begegnet. Viele Wohnungen, in denen ganze Familien hausen, gleichen aus Koth und Rohrsplittern zusammengeklebten Vogelnestern. Wenige Quadratfuß müssen zum Nachtlager eines Haufens nackter Kinder hinreichen. Ein ganzes Straßengeviert besteht nur aus Hütten, wie sie Steinklopfer an unseren Chausseen zum vorübergehenden Schutz gegen Wind und Regen errichten. Familien, die Tag und Nacht in ihren auf den Strand gezogenen Böten zubringen, sind schon als wohlhabend anzusehen. Wird das Boot so schadhaft, daß der Eigenthümer sich dessen nicht mehr zum Fischfange und Strandraub bedienen kann, so wird es umgekehrt, auf Pfähle gestützt und bildet nun ein Schutzdach für die Familie. Hochbejahrte Leute, wenn ihnen die verfaulten Trümmer über dem Kopfe zusammenstürzen, bleiben darunter liegen und ergeben sich, ohne eine Hand zu rühren, in ihr Schicksal. Ich verlasse diese Stätten des Jammers, von denen ich stets mit Ungeziefer bedeckt nach Hause zurückkehre, meistens in tiefer Niedergeschlagenheit; erst der benachbarte Fisch- und Gemüsemarkt erheitert mich wieder durch die bunte Zusammenstellung der Producte. Bei ihrer gewissenhaften Bodencultur und peinlichen Sorgfalt bringen die chinesischen Gärtner ihr Gemüse zur höchsten Vollkommenheit. Gleiches gilt auch von den Blumen. Die Liebhaberei für zierliche Topfgewächse ist unter allen Ständen und Lebensaltern verbreitet. Der ärmste Mann, welcher nur in einem düstern Winkel sein Geschäft treibt, benutzt den hellsten Punkt, um mit einem Faden ein lackirtes Näpfchen, in dem ein Reis grünt, an die Decke zu hängen; die Augenlust des Reichen

besteht in Blumenetagèren und herrlichen Gartenanlagen. Die Fische werden auf dem Markte in fließendem Wasser lebendig erhalten; oft vermag ich mich nicht an ihrer Farbenpracht satt zu sehen. Meine Lieblinge sind die in allen Tönen des Spectrums schillernden kleinen Delphine und eine Art dunkelrosenrother Aale. Der Fischmarkt ist zugleich ein Lieblingsort der Wahrsager. Sie sitzen vor kleinen geschnitzten Tempeln und ziehen daraus gegen eine geringe Geldentschädigung die Nummern, welche man in der Lotterie besetzen soll.

Ein chinesisches Leichenbegängniß, das an meiner Wohnung vorüberzog, konnte ich sehr bequem vom Fenster aus betrachten. Von Weitem gesehen, glich das Ganze einem theatralischen Aufzuge, erst in der Nähe sah man, daß es sich um den bittern Ernst der Nothwendigkeit handle. Das Modell eines Tempels wurde vorausgetragen, ein Musikchor folgte und ließ die nationalen Schlaginstrumente erschallen; vor dem Sarge schwang man Fahnen und Trophäen. Die Form des Sarges glich der bei uns gebräuchlichen, doch war er mit einer rothseidenen, goldgestickten Decke verhüllt. Vierzehn Kulis trugen ihn an Bambusstangen auf den Schultern. Eine Frau ging nebenher und hatte die Hand auf den Sarg gelegt. Nach meiner Vermuthung war sie Wittwe, wenngleich kein sonstiges Zeichen der Trauer dafür sprach. Madame widmete dem Verblichenen auch nicht eine Thräne, dafür war eine Schaar von Klageweibern engagirt, die den Sarg umgaben und ein Wehgeheul ausstießen, das im Stande gewesen wäre, einen Scheintodten zu erwecken.

Noch heute in der Erinnerung empört über diesen Spectakel, will ich gleich einer Eigenthümlichkeit der chinesischen Kinder erwähnen, die zu dem Widerwärtigsten gehört, was ich in jenem merkwürdigen Lande kennen gelernt habe. Bälger unter zehn Jahren setzen sich plötzlich mitten in eine belebte Straße und erheben aus heiler Haut und voller Brust ein lautes Geschrei. Niemals habe ich bemerkt, daß die Angehörigen, insofern sie sich in der Nähe befanden, oder die Vorübergehenden ihnen Einhalt geboten hätten. Anfangs hielt ich, da die brüllenden Geschöpfe mit Händen und Füßen strampelten, diese vocale Kraftäußerung für einen convulsivischen Anfall; die Kunstpausen der Schreier, in denen sie frech und prüfend um sich blickten, machten mich irre an meiner Diagnose. Nach einer Viertelstunde erhoben sich die Un-

holde und gingen erfrischt von dannen. Sollte das Verfahren vielleicht gar ein innerliches heilgymnastisches Exercitium zum Ausweiten der Lungen sein? So viel ich mich erinnere, pflegen glückliche Eltern sich über das Geschrei ihrer Babys durch die Annahme zu trösten, denselben stehe kein anderes Mittel zu Gebote, sich körperliche Bewegung zu machen. Bewahre uns der Himmel vor Einführung dieses Verfahrens in die heimischen orthopädischen Institute und Streckanstalten.

An einem ungewöhnlich kühlen Abend begaben wir uns, die Herren von Rehfues, von Radowitz und ich, in die Spielhausstraße. Wir mußten vorher den übelriechenden Fleischmarkt durchkreuzen und die Elfuhrstraße passiren. In dieser Gegend liegt ein Spiellocal neben dem andern. Wir besuchten ihrer mehrere, in der Einrichtung herrschte jedoch, wie in den meisten Geschäftszweigen der chinesischen Industrie, eine solche Monotonie, daß wir uns den Wechsel der Localitäten hätten ersparen können. Der Spielsalon bestand aus einem Parterregeschoß und einer oberen Gallerie. Unten nahmen die minder angesehenen Leute, oben die Honoratioren Platz. Der Spieltisch stand in der Mitte des Salons, und zwar so, daß mit leichter Mühe auch von der Gallerie aus pointirt werden konnte. Der Spieler ließ in einem Körbchen an einer Schnur den jedesmaligen Einsatz hinab und verständigte sich durch einen Laut oder Wink mit den Bankhaltern und hülfeleistenden Croupiers. Die in den verschiedenen Räumlichkeiten betriebenen Spiele waren mir größtentheils unverständlich, nur das beliebteste derselben, ein Seitenstück zu dem pair und impair der Roulette, war leicht zu begreifen. In der Mitte des Tisches vor dem Banquier lag ein Haufen glänzend polirter Cash, der niedrigsten Geldmünze des Reiches. Die Einsätze wurden gemacht, der Banquier griff mit beiden Händen in den Metallhaufen und thürmte einen Hügel Cash vor sich auf. Jetzt begann das Spiel. Er nahm zwei Holzstäbchen und schob mit ihnen zwar rasch, aber doch nicht so eilig, daß ein Fehler oder eine absichtliche Täuschung vorkommen konnte, immer zwei Bronzemünzen bei Seite. Für die Pointeure kam zuletzt Alles darauf an, ob ein oder zwei Stücke übrig blieben. Die Gewinne wurden ausgezahlt, die Verluste eingestrichen, und die Partie begann von Neuem. An die Hast und krallende Habgier der Croupiers in den rheinischen Spielbädern gewöhnt, berührte mich die Ruhe und Gemessenheit der chinesischen

Bankbeamten und Spieler sehr angenehm. Die Einsätze waren nirgends hoch, und doch muß das Hazardspiel zu Macao für den Pächter einen erklecklichen Gewinn abwerfen. Nach der Aussage meiner Gesellschaften beläuft sich die jährliche Pachtsumme auf 90,000 Dollars, aber die Zahl der Spielhäuser soll auch mehr als fünfzig betragen. In einigen Localen bediente man sich der Karten, und dieses Spiel flößte mir allerdings einiges Mißtrauen ein, sowohl was die Physiognomien der Croupiers, als der Pointeurs anlangt. Die chinesischen Karten sind nicht länger und breiter als der Zeigefinger einer Manneshand; in den Farben und der Signatur ist einige Aehnlichkeit mit den groben deutschen Spielkarten vorhanden, doch giebt es mehrere Sorten von verschiedener Feinheit. Das Spiel schien ziemlich verwickelt zu sein, und die Betheiligten folgten seinen Chancen mit vieler Lebhaftigkeit. In allen diesen Salons stehen Cigarren, Tabak und Thee den Gästen unentgeltlich zur Verfügung. Wir spielten weder, noch bedienten wir uns der erwähnten Erfrischungen. Es war 1 Uhr Nachts, als wir bei taghellem Mondenschein in Begleitung eines alten portugiesischen Herrn, der einen ansehnlichen Gewinn gemacht haben mochte, und aus Furcht, ausgeplündert zu werden, um Erlaubniß bat, sich uns anschließen zu dürfen, nach Hause zurückkehrten. Meine Diener waren noch munter und vortrefflich gelaunt; der Vollmondschein hatte auf ihre Rattenjagd vortheilhaft eingewirkt. Die erlegten Thiere waren zu Zweien mit den Schwänzen zusammengeknüpft und im Vorzimmer über ein Bambusrohr gehängt.

VI.

Extrafahrten zwischen Kanton und Macao. Der erste Kunstfreund. Camoëns ohne Nase. Die Maler Ye Chung und Wo Hang. Ein Theekoster. Zur Ehre des Hauses.

Für die europäischen Ansiedler in Kanton und Hongkong bildet Macao die nächste Sommerfrische. Die nordamerikanischen Unternehmer arrangiren in der Nacht vom Sonnabend zu Sonntag Extrafahrten, der Dampfer geht um 12 Uhr von Honam (Kan-

ton) ab, nimmt Morgens bei guter Zeit die Passagiere von Hongkong ein und kommt noch früh genug nach Macao, um den in Kanton und Hongkong ausgedörrten Vergnüglingen 10 bis 12 Stunden der Erholung im Genuß der kühlen Brise zu verschaffen. Anderweitige Zerstreuungen sind nicht vorhanden, es sei denn, die Ankömmlinge fühlten sich gedrungen, einen Besuch in den Blumenhäusern, die hier die Blumenböte vertreten, abzustatten. Die Rückfahrt wird in der Nacht angetreten; am Montag Morgen sind alle Kaufherren und Handlungsgehülfen wieder in ihren Comptoirs. Begütertere Chinesen haben nachgerade Geschmack an dergleichen Sonntagspartien gefunden und nehmen keinen Anstand mehr, sich den Europäern anzuschließen.

Sicherlich bringt uns der heutige Sonntag (10. Mai) bei der entzückenden Frische der Seeluft einen ansehnlichen Schub herüber. Auf den Kirchenbesuch habe ich verzichtet, da mein Unstern wollte, daß die alten katholischen Gotteshäuser Macaos immer verschlossen waren, so oft ich mich auch um Einlaß bemühte. Sie mögen schon geraume Zeit hindurch nicht mehr zum Gottesdienst benutzt werden, auch ist meine heutige Stimmung nicht von der Art, um für das Heil des unsterblichen Theiles im Menschen Sorge zu tragen. Mein Herz wird zu sehr von irdischen Drangsalen belastet. Um 8 Uhr Morgens erschien mein hiesiger Waschmann, ein schwärzlicher Chinese, und brachte mir meine leinenen und wollenen Hemden in einem Zustande zurück, der eine sofortige Renovirung des gesammten Wäschebestandes bedingte. Ich habe meine Wäsche unter den verschiedensten Himmelsstrichen des Erdballes reinigen lassen, aber in Indien, Siam und China ist mit ihr am erbarmungslosesten umgegangen worden. Die aus Europa mitgenommenen Stücke haben sich noch am besten gehalten, ein nachträglich in Calcutta gekauftes halbes Dutzend wollener Hemden war überhaupt dem asiatischen Waschverfahren nicht gewachsen. Gleich nach dem ersten landesüblichen Reinigungsproceß waren sie dergestalt eingelaufen, daß ich kaum noch hineinzukriechen vermochte. Die chinesischen Hände haben ihnen den Rest gegeben. Jetzt bestehen sie eigentlich nur noch aus zerfaserten Knopflöchern und abgerissenen Knöpfen. Mit meinem Waschmann darf ich nicht grollen; das Hemde ist im himmlischen Reiche ein unbekannter Gegenstand.

Bei der lieblichen Temperatur war die Vormittagspromenade

auf der Praya granda ungemein angenehm; ich wurde mehreren Herren vorgestellt, deren Bekanntschaft ich bisher noch nicht gemacht hatte. Unter ihnen befand sich auch ein Publicist, wenngleich in Macao keine Zeitung existirt und die Einwohner ihre literarischen Bedürfnisse durch die zu Hongkong erscheinende Zeitung decken. Besagter Herr, ein reicher Engländer, hatte eine kleine Broschüre über ein mir nicht bekanntes Thema geschrieben und ließ diese in der portugiesischen Druckerei zu Macao veröffentlichen. Schon die Anfertigung des Satzes war jedoch mit großen Schwierigkeiten verbunden, an S und K war ein empfindlicher Mangel vorhanden, und der Verfasser äußerte gegen mich Besorgnisse, diese Buchstaben durch andere, nicht zu unähnliche ersetzen zu müssen. Das Gemüth des gelehrten Mannes war schwer belastet, dennoch drang ich mit meinem Vorschlage: die Broschüre in Hongkong drucken zu lassen, nicht durch. Er ändere täglich und müsse das zu setzende Manuscript fortwährend unter Augen behalten. Nächstdem wurde ich mit dem amerikanischen Viceconsul bekannt, so viel ich weiß, dem einzigen Kunstsammler in Vorder- und Hinter-Indien und China. Ich begleitete ihn in sein prachtvoll gelegenes und eingerichtetes Haus und nahm die dort aufgestellte Gallerie in Augenschein. Sie bestand aus einigen zwanzig schlechten Copien mittelmäßiger Bilder, stümperhaften Bleistift- und Federzeichnungen, und mehreren sechs oder acht Zoll hohen und breiten Oelskizzen, Arbeiten eines englischen Dilettanten, der sich längere Zeit in Macao aufgehalten. Die Augen des Viceconsuls verklärten sich, als wir in diesen Kunsttempel traten, die Prosa des kaufmännischen Daseins blieb weit hinter ihm zurück; hier lebte er in der reineren Sphäre der Kunst. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als seine Schätze zu loben, und ich hatte die Genugthuung, meine Begeisterung herablassend aufgenommen zu sehen. Der neue Mäcenas erbot sich, mir die Bleistiftstümpereien eine Zeit lang zum Studium zu überlassen, und schien fast ungehalten, als ich versprach, in einer späteren Zeit von seinem gütigen Anerbieten Gebrauch zu machen. Nur mit Mühe entging ich der Einladung zum Diner. Auf die Empfehlung meines kunstsinnigen Gönners besuchte ich noch an demselben Vormittage das Atelier eines chinesischen Malers, dessen Talent mir von dem Viceconsul empfohlen worden war. Ich bereute den etwas weiten Gang um so weniger, als ich eine für mich durchaus neue Beobachtung

machte. Jeder Chinese hält den Zopf, obgleich sein Stamm ihn erst seit zwei Jahrhunderten trägt, nicht allein für ein nationales Abzeichen, sondern auch für ein Attribut der Schönheit. Der Künstler, dessen Stärke in Copien alter Kirchenbilder zu bestehen schien, hatte daher für nöthig erachtet, allen von ihm nachgebildeten Aposteln und Heiligen — einen Zopf anzusetzen. Sogar das auf dem Schoß einer Madonna mit geschlitzten Augen sitzende Christkind trug ein niedliches Zöpflein, und der naive Raphael hatte außerdem die heilige Jungfrau durch die verkümmerten Füßchen der Chinesinnen zu verschönern gesucht. Selbstverständlich war in allen diesen Machwerken keine Spur von Kunstsinn zu entdecken, der gewissenhafte Copist hatte selbst den zolldicken Schmutz, der das Original des letzten Bildes bedeckte, treulich nachgeknechtet. Mein asiatischer College theilte sein Verkaufslocal mit fünf Schuhmachern, die still und zufrieden unter den bezopften Heiligen saßen, aus Filz dicke Sohlen schnitten und das Ober- und Hackenleder daran nähten.

Die erwähnte literarische Begegnung hatte mich rechtzeitig an den großen portugiesischen Dichter Camoëns erinnert, der in Macao die traurigen Tage seiner Verbannung durch die Schöpfung seiner Lusiade, die epische Verherrlichung der Thaten des Vasco de Gama, erheitert hat. Noch zeigt man ein kleines Gebäude mit einer unermeßlichen Aussicht auf den Ocean, die Stätte, wo Camoëns besonders seinen dichterischen Träumen nachgehangen haben soll. Wir wandelten in den späteren Nachmittagsstunden durch den verwilderten, aber hochromantischen Garten, der den ehemaligen Wohnsitz des unglücklichen Sängers umgab, schrieben unsere Namen in das an der Pforte ausgelegte Fremdenbuch, da das Grundstück zum Privatbesitz einer portugiesischen Familie gehört, zahlten ein Eintrittsgeld von zwei Schilling für die Person und besichtigten schließlich die in einer Grotte aufgestellte Büste des Dichters. Das Mißgeschick, welches ihn im Leben unausgesetzt verfolgt, hat sich auch auf sein Abbild erstreckt. Es war nicht genug, daß Camoëns bei einer königlichen Pension von fünfundzwanzig Thalern jährlich sein Leben nur mit Hülfe eines aus Indien mitgebrachten Sclaven zu fristen vermochte, der Nachts für seinen unglücklichen Gebieter bettelte; Jahrhunderte nach Camoëns' Ableben hat sich ein Engländer seiner Büste erbarmt, den Knebelbart (ich lasse es dahin-

gestellt sein, ob nicht auch die Nase) abgeschlagen und als Andenken an den Sänger der Lusiade mitgenommen.

Am nächsten Tage, während dessen die frische Temperatur anhielt, machten wir eine Land- und Wasserpartie zu den sogenannten klingenden Felsen (ringing rocks). Wir setzten über die innere Bai, wanderten vom Strande aus durch ein idyllisches Thal, in dem ein munterer Waldbach mehrere klappernde Reismühlen lustig trieb, und kamen endlich in eine öde Landschaft, die weithin mit dunkeln Felstrümmern bedeckt war. Es bedurfte längerer Nachforschungen unter dem brüchigen Gestein, ehe unser chinesischer Cicerone die Stellen aufgefunden hatte, welche, heftig mit einem andern Stein angeschlagen, einen metallisch hellen Klang von sich gaben. Das akustische Phänomen gewährte keinen Ersatz für die anstrengende Expedition. Die chinesischen Bootsmädchen, die nur eine Alte zurückgelassen und uns in das Innere des Landes begleitet hatten, schienen uns die Verstimmung anzumerken. Sie entwickelten alle Künste der Circe, um uns zu trösten, und wir waren schließlich zu handgreiflichen Zurechtweisungen gezwungen, da die Grazien im felsenfesten Vertrauen auf ihre Reize auf eine lästige Weise zudringlich wurden. Während der Rückfahrt hatten wir bei der tiefen Windstille Gelegenheit, den Reichthum dieser spiegelglatten Meerestiefe an Fischen zu beobachten. Sehr viel soll der Eifer dazu beitragen, mit dem die Chinesen den gefräßigen Haifischen nachstellen, die, keine Kostverächter, Alles verschlingen, was ihnen zu nahe kommt, den elenden Stint so gut, wie den über Bord fallenden kleinen Chinesen mit dem Rettungstönnchen auf dem Rücken. Bei der Kostspieligkeit der Haifischflossen, als eins der feinsten Leckerbissen, ist der Fang dieser Raubthiere sehr lohnend und trägt viel zur Schonung der Fischzucht bei, obgleich die Haifische in den Gewässern von Hongkong und Macao noch immer so zahlreich sind, daß alle Landsleute mich dringend warnten, in offener See, sei es am Strande, sei es neben dem Boote, zu baden. Heute kam uns keins der Ungeheuer zu Gesicht, die Bewohner der Tiefe führten nur den gewöhnlichen kleinen Krieg um die Existenz, sie blieben von den Anfechtungen des Meertyrannen verschont, der sie bei seinem Heißhunger maßweise verschlingt.

Die Ermittelung einer passenden Schiffsgelegenheit zur Fortsetzung meiner Reise forderte meine Rückkehr nach Hongkong. Am 13. Mai Mittags 12 Uhr machte ich mich auf den Weg und er-

reichte nach einer herrlichen, vom Monsoon beflügelten Fahrt schon um 4 Uhr den Ort meiner Bestimmung. Unterwegs hatte ich mich sehr gut unterhalten. So klein der amerikanische Dampfer war, so groß war sein Capitän. Nach den angestellten athletischen Proben schien er persönlich der Maschine seines winzigen Schiffes noch um anderthalb bis zwei Pferdekräfte überlegen zu sein. Ich habe weder vorher noch nachher einen riesigeren Mann gesehen; auf dem Verdeck lag nichts, das er nicht aufzuheben oder doch in Bewegung zu setzen vermochte. Nach den stillen Tagen in Macao überraschte mich das Leben auf der Rhede von Hongkong. Wir sind in einem dichten Walde von Schiffsmasten vor Anker gegangen, und ich selber habe wieder in dem Kreise der liebenswürdigen Familie Wiese (Siemssen und Comp.) gastliche Aufnahme gefunden. Die Neuigkeit des Tages war die eben von Kanton eingetroffene Nachricht: die neuerbaute englische Kirche sei eingestürzt. Freudiger überrascht wurde das Publikum der Abendbörse durch die Ankunft eines dänischen Pinkschiffes, das schon vor 108 Tagen von Java ausgelaufen und auf Grund seines langen Ausbleibens seit vier Wochen in Dänemark als „todt" gemeldet worden war. Nach dem Seemannsausdruck hatte das Schiff durch seine Zeiteinbuße eine Menge Geld „zurückgefahren".

In Gemeinschaft mit Herrn von Radowitz, den gleichfalls Geschäfte nach Hongkong geführt, wurde am 14. Mai bei regnerischem, aber angenehmem Wetter eine große Tour um die Stadt veranstaltet. Das bunte Treiben vor dem stattlichen Tempel am Marktplatz fesselte uns fast eine Stunde, dann wurden einige bedeutende Anhöhen der Umgebung Hongkongs erklettert und die Umrisse der hohen Gebirge des benachbarten Festlandes Cowloon flüchtig zu Papier gebracht. Wir behielten noch Zeit übrig, einen Kunstgenossen in seinem Atelier zu besuchen. Den Meister selber fanden wir nicht nach gewohnter Weise im ersten Stockwerk. Die Räumlichkeit mochte ihm zu dunkel sein; er hatte nur die Eleven darin untergebracht. Die Leistungen der Jungen sowohl wie ihres Principals erhoben sich nicht über den Standpunkt der Anstreicherei. Etwas besser sah es in zwei Ateliers aus, die ich am folgenden Tage heimsuchte. Der Kunstzweig jedes Malers wurde durch große Aushängeschilder angezeigt.

Die Kundschaft der beiden Herren beschränkte sich wohl nur auf eingewanderte Kunstfreunde, denn die Inschriften waren im

„Pidjen-Englisch" abgefaßt. Herr Ye Chung war „Landschafts-maler und Portrait" (Landscap painter and portrait), Herr Wo Hang „Landschaftsmaler und Schiff" (Landscap painter and ship from Canton). Letzterer war sehr stark beschäftigt. Zur Erinnerung an ihre Reise bringen alle Schiffscapitäne gern ein in China verfertigtes Bild ihres Fahrzeuges nach Europa zurück, in dem Laden des Herrn Wo Hang war also eine Anzahl von Seestücken bis auf das Schiffsportrait selber vorbereitet. Ich unterschied zwei Klassen von Hintergründen: eine stille See und ein vom Teifun bewegtes Meer, beide wie durch die Schablone gemalt. Je nach der Bestellung des Kunden wird das Schiff desselben mit ungeheuerlich großer Flagge hineingemalt. Gewöhnlich lassen die Schiffscapitäne beide Sorten anfertigen. Wo Hang war eifrig beschäftigt und behandelte mich, nachdem er sich vergewissert, daß ich keinen Auftrag für ihn hatte, wenn auch höflich, doch etwas geringschätzig. Er lächelte verächtlich, als ich ihn auf die unbehülfliche Art der Chinesen: den Pinsel in der Faust und nicht mit dem Daumen und Zeigefinger zu halten, aufmerksam machte, und belehrte mich, sich pathetisch aufsteifend, daß dies die einzig richtige Methode sei, Gemälde „numbel one" (Nr. 1) zu vollenden.

Bei Herrn Ye Chung gerieth ich mitten in eine Sitzung. Ein deutscher Schiffscapitän hatte sich bei ihm malen lassen, und das Portrait näherte sich seiner Vollendung. Der würdige Seemann gedachte das Bild seiner Frau zu senden und erkundigte sich, wie ich damit zufrieden sei. Es wäre ein Frevel gewesen, dem Landsmanne zu verschweigen, daß die Aehnlichkeit noch Manches zu wünschen übrig lasse. Wundersamer Weise schien mein Urtheil den Auftraggeber eher zu befriedigen, als zu betrüben. Er setzte mir auseinander, wie es durchaus nicht darauf ankomme, daß seine Frau ihn gleich im ersten Moment wieder erkenne; es läge ihm Alles daran, sie zu — überraschen; die Freude sei desto größer, wenn die Aehnlichkeit erst allmählich herausgefunden würde! Die weitere Debatte über diesen neuen künstlerischen Standpunkt und seine Logik schien mir überflüssig. Der gute Landsmann war mit der Malerei Ye Chung's so zufrieden, daß er ihn bewogen hatte, auch die Ehegattin — nach mündlicher Beschreibung zu malen. Mein Freund, Professor Richter in Berlin, braucht vor der Concurrenz nicht zu zittern. In Betreff des männlichen

Portraits hatte sich Ye Chung leidlich der europäischen Gesichtsbildung bequemt, wiewohl in der Haltung des Kopfes und Körpers das steifleinene Chinesenthum durchblickte; in dem Conterfei des Ehegesponses war ihm die Nationalphantasie mit dem Pinsel durchgegangen. Madame mußte von Jedermann für eine echte Chinesin gehalten werden. Das Portrait war im Ganzen fertig, nur die Augen fehlten noch. Der Ehegatte konnte sich ihrer Farbe nicht erinnern und zögerte deshalb mit der Anweisung; es gewährte ihm einigen Trost, daß seine Gemahlin über die Farbe *seiner* Augen nicht besser unterrichtet sein werde. Wir verließen das Atelier zu gleicher Zeit und ich begleitete den Capitän zu einem benachbarten Schuhmacher, der nach einem vorgelegten Muster für ihn ein Paar neue schwarze Lackstiefel angefertigt hatte. Der Kostenpreis betrug achtzehn Dollars. Ob die Arbeit diesem hohen Preise entsprach, wage ich nicht zu entscheiden; der Lack des Leders ließ aber Alles hinter sich, was Europa in dieser Hinsicht zu liefern vermag. Man weiß, wie weit China und Japan uns in der Lackfabrikation überlegen sind, aber erst an Ort und Stelle lernt man die Bedeutung dieses zierlichen Deckstoffes für die Ornamentik kennen. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß der Chinese sich zum häuslichen Gebrauch des Porzellans bedient. Teller und Tassen, Schüsseln und Trinkgefäße werden aus Holz angefertigt und lackirt. Der Lack ist so dauerhaft, daß er sogar unter der Siedehitze nicht leidet. In China wird Alles lackirt. Hat ein Handwerker von einigem Wohlstand es so weit gebracht, in seiner Wohnung, statt des gewöhnlichen Fußbodens von Lehm oder Bambusscheiten, einen Bretter-Estrich zu erschwingen, das Ideal seines Comforts, so überzieht er ihn sogleich mit dem köstlichen Lack. Die Thüren, die Wände und Decken stehen damit überall im Einklange.

Nach längerem Aufenthalte in Kanton, Hongkong und Macao bin ich dahinter gekommen, daß auch der Chinese gewisse immer wiederkehrende Namen im nationalen Namenslexikon zählt. Bei uns heißen sie Schmidt, Lehmann, Müller und Schulze; in China *Ahoy* und *Sing Ping*. Ich glaube bemerkt zu haben, daß Beide sich vorzugsweise gern, wenn auch nur nebenbei, mit dem Branntweinverkauf beschäftigen. Oft las ich auf Schildern: Ahoy, **Bootmaker and brandy**, Sing Ping, **Taylor and spirits**. Auf unseren Fußtouren machen wir oft die seltsamsten Entdeckungen.

So fanden wir einen Berliner, Herrn Ladendorff, als Vorsteher eines Instituts für Besserung elternloser und verwahrloster Kinder. Der Menschenfreund hatte dasselbe schon vor Jahren gestiftet und manche glückliche Erfolge erreicht.

Wir warten auf Sr. Majestät Schiff, die „Gazelle", und unsere Geduld wird stark in Anspruch genommen. Im Leben der großen Handelsherren beruht ein hochwichtiges Moment in der richtigen Ankunft ihrer Schiffe. Gegen Sonnenuntergang findet man daher stets einige von ihnen auf Höhepunkten an der Küste. So erwartete Herr Wiese am 17. Mai ein mit Reis beladenes Schiff aus Bangkok. Falls das Schiff an dem contractlich bestimmten Datum nach Sonnenuntergang ankam, brauchte der chinesische Abnehmer für die Ladung 12,000 Dollars weniger zu entrichten; mein gütiger Wirth hatte daher gerechte Ursache, nach seiner Dschunke scharf auszuschauen. Wir stiegen schon um 5 Uhr Nachmittags, mit Fernröhren bewaffnet, die Höhe hinan und musterten eifrig den Horizont, aber die Sonne sank, die Dunkelheit brach herein und das Schiff blieb aus. Erst zwischen 9 und 10 Uhr verkündete es durch Leuchtfeuer seine Annäherung: 12,000 Dollars waren eingebüßt. Herr Wiese ertrug den Verlust mit so guter Manier, wie nach der Erzählung des Ritters Hans von Schweinichen der Millionär Fugger in Augsburg den Verlust eines Schiffes aus venetianischem Glase, das, zum Tafelaufsatz bestimmt, beim Hereintragen von einem ungeschickten Diener zu Boden geworfen wurde.

Das Wetter ist, da der Passatwind (Monsoon) gegenwärtig seine Richtung (von Nordost nach Südwest) wechselt, sehr stürmisch; in Macao ist nach den letzten Meldungen der Sturmwind sogar schon in einen förmlichen Teifun ausgeartet. Die Hitze nimmt zu, und die Ankunft des ersten, nach einer Seefahrt von fünf Monaten aus New-York anlangenden Eisschiffes wird von der europäischen Bevölkerung mit Entzücken begrüßt. Es wurden für die laufende Saison noch zwei andere erwartet, allein später erfuhr ich, daß beide von dem südstaatlichen Caper „Alabama" mit Beschlag belegt und in den Grund gebohrt worden seien. Die Flagge des Schiffes wehte vom halben Mast herab. Der Capitän war vor drei Tagen von einem der Matrosen erstochen worden. Auf Befehl des Steuermanns hatte die Mannschaft den Mörder in Eisen gelegt, der Leichnam des Capitäns war zur Erhärtung

des Thatbestandes in der Kajüte eingeschlossen geblieben; man wird sich den Zustand der Leiche ausmalen können. Der Mörder wurde der Gerechtigkeit übergeben, allein die Engländer hielten sich nicht für competent; sie beschlossen, den Verbrecher mit dem nächstanlangenden Schiffe wohlverwahrt in seine Heimath zurück zu schicken und den Nordamerikanern das Criminalverfahren anheim zu stellen.

Die Vorkehrungen, welche gegen die demnächst zu erwartenden Teifune getroffen werden, sind geeignet, dem Unbefangenen Besorgnisse einzuflößen. Die Unterschiede in den beiderseitigen Weltanschauungen treten deutlich hervor. Die Europäer machen Alles niet- und nagelfest, die Flaggenstangen auf den Consulatsgebäuden werden abgenommen, die Dachluken hermetisch verschlossen und die Läden aller leerstehenden Zimmer fest zugemacht; die Chinesen eilen in ihren Tempel, verbrennen Opferpapier, werfen Feuerwerk in die See und besuchen die Gräber ihrer Vorfahren! Die Eigenthümer großer Gebäude sorgen dafür, dem gefürchteten Wirbelwinde so wenig Widerstand wie möglich entgegen zu setzen. Die Chinesen halten in solchen Fällen für wirksamer, einige bemalte Talglichte mit vielen Verbeugungen vor dem Götzen anzuzünden, ein Bündel brennender Opferstäbchen (Joss sticks) in ein Sandgefäß zu stecken und eine Portion Reis und Schweinebraten nebst dazu gehöriger Visitenkarte auf die Grabstätten der Ahnen zu legen. Sind sie bei Kasse, so werden noch einige Dutzend Schwärmer vor dem Tempel abgebrannt.

Meine Handelskenntnisse werden nebenbei bereichert; von diesen unaufhörlichen Unterhaltungen über Opium, Seide und Thee bleibt doch immer etwas sitzen. Die Bildung meiner Zunge für die Unterscheidung der Sorten des Nationalgetränks macht Fortschritte, doch bin ich noch weit von der Ergründung der letzten Geheimnisse entfernt. Von welchem Gewicht für das Geschäft die Feinheit der Zunge ist, erhellt daraus, daß ein Theekoster erster Qualität ein Jahrgehalt von 1000 Pfd. Sterling nebst freier Wohnung und Station erhält. In dieser Geldwelt, unter diesen Großhändlern, die nach Anhäufung von vielen Millionen, die ihnen den Genuß aller geistigen Güter der civilisirten Heimath sichern würden, doch in dem bösartigen Klima aushalten, um, wie sie sagen, nun noch einige Jahre lediglich „für die Ehre des Hauses" zu arbeiten, überfällt mich nicht selten ein unphilosophischer und

unkünstlerischer Kleinmuth. Bei derartigen Gemüthszuständen flüchte ich in die Gesellschaft der Frauen; den Hauch der Poesie wissen sie in ihrem Gespräch länger zu erhalten als die Männer. Ich bin schon zufrieden, den Posten eines Vorlesers bekleiden zu können und so dem Thee und Opium zu entgehen.

VII.

Fliegende Ameisen. Meuterei und Blattern. Die Piratenstraße. Zopftoilette und Zopfspiel. Die Barbiere und ihre Kosmetik. Verkrüppelte Füße. Der Fächer. Verfehlte Sprach- und Schreibstudien. Das Drachenfest. Todesgedanken und Unruhen.

In der Annahme des längeren Ausbleibens der „Gazelle" mache ich mich auf einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Hongkong gefaßt und treffe danach meine Vorkehrungen. Die Arbeit im Freien wird nur zu meinem gerechten Kummer durch das Klima des unglücklich gelegenen Ortes erschwert. Die Seebrise ist durch die Bergwand im Rücken der Stadt abgesperrt, und die Hitze mahnt mich oft genug an die Temperatur von Calcutta und Bangkok. Meine Achtung vor den asiatischen Insecten steigt mit jedem Tage; die Vielseitigkeit dieses Geschlechtes, höher organisirten Wesen Leiden zu bereiten, ist unerschöpflich. In meiner Häuslichkeit habe ich bei der Ordnung und Reinlichkeit einer annähernd europäisch organisirten Wirthschaft über das Ungeziefer keine Klagen zu führen, denn selbst die Cockroaches zeigen sich nur einzeln, als Versprengte; die letzten regnerischen Tage haben uns eine neue Plage gebracht. Die Ameisen befinden sich in ihrem Umwandlungsproceß und durch alle Fenster dringen dichte Wolken der jetzt geflügelten Insecten. Zwar plagen sie uns nicht mit Stacheln, aber auch ihre unbewaffnete Zudringlichkeit ist unerträglich. Sie bestehen hartnäckig auf ihrem Niederlassungsrecht im menschlichen Gesicht und sind, da sie sich in ihren gegenwärtigen geselligen Neigungen immer paarweise ansiedeln, schlechterdings nicht zu

vertreiben. Es bleibt zuletzt nichts übrig, als sich durch ein Selbstmaulschellirungs-Verfahren ihrer zu entledigen.

Die Unsicherheit der hiesigen Zustände wird mir täglich zu Gemüthe geführt; ungeachtet der englischen Gerichtshöfe fühlt man das Walten des Faustrechts heraus. So kamen am 19. Mai allein zwei Processe wegen Meuterei auf Schiffen europäischer Rheder vor. Auf dem ersten hatten die Matrosen und der Steuermann dem Capitän mit Gift nachgestellt, auf dem zweiten war der Steuermann von der chinesischen Mannschaft ins Wasser geworfen worden. Fälle von See- und Straßenraub stehen in Hongkong auf der Tagesordnung. Um dergleichen Verbrechen möglichst zu verhindern, ist den Chinesen verboten, sich in dem europäischen Stadtviertel nach 8 Uhr Abends und vor Sonnenaufgang in den Straßen sehen zu lassen. Nur mit gut beleumundeten Personen wird eine Ausnahme gemacht, doch sind auch sie verpflichtet, ihre Legitimation bei sich zu tragen.

Fast kein Schiff kommt in unsern Hafen, das nicht irgend eine Unannehmlichkeit an Bord mitbrächte. Am 25. Mai traf der „Prinz Regent" aus Stettin ein. Der Steuermann und ein Matrose hatten sich auf der Ueberfahrt mit dem Capitän veruneinigt und ihm die Arbeit gekündigt. Sie treten alsdann in die Kategorie der Passagiere, büßen ihren Gehalt ein und haben später die genossene Verpflegung aus eigener Tasche zu bezahlen; liegt keine Meuterei vor, so sind sie weiter nicht straffällig. Ein Hamburger Dreimaster brachte am nächsten Tage die Pockenepidemie mit und wurde daher sogleich im Quarantainehafen abgesperrt. An statistischen Berechnungen fehlt es, aber nach den von Blatternarben zerrissenen Gesichtern, die mir in den chinesischen Städten begegnet sind, muß die Krankheit im himmlischen Reiche furchtbar grassiren. Unsere Besorgnisse steigen, da das eben von Singapore anlangende Dampfschiff die Nachricht bringt, der nächste französische Postdampfer habe eine Menge Pockenkranker an Bord. Der am 25. Mai gefeierte Geburtstag der Königin Victoria konnte in diesen Calamitäten als eine erfreuliche Episode angesehen werden. Abends 5 Uhr fand eine Parade statt, auf der eben so eifrig kanonirt, wie musicirt wurde. Von den beiden Musikbanden blies die der Seapoys noch am besten, während das Gebläse der Engländer unter aller Kritik war. In den Musikcorps der Truppen

in Indien habe ich als Directoren noch überall Deutsche wiedererkannt.

Mein Lieblingsausflug in Hongkong ist ungeachtet aller Warnungen nach der Piratenstraße gerichtet. Sie verdankt diesen wenig einladenden Namen einigen Mordthaten und vielen Raubanfällen, die sich ihre Bevölkerung hat zu Schulden kommen lassen. Die Piratenstraße zieht sich die Höhe hinab und mündet hart am Meeresstrande, so daß man von hier aus einen ziemlich vollständigen Ueberblick genießt. Ich pflege mir daher bei der Reichhaltigkeit des malerischen Materials hier unter meinem Malerschirm regelmäßig ein fliegendes Atelier einzurichten und habe keine Ursache, mich über die Chinesen zu beklagen. So oft ich unter ihnen gearbeitet habe, niemals ist mir etwas Unangenehmes begegnet. Zuweilen rückte ich sogar weiter in die Straße hinauf und gerieth dann unmittelbar in das wirthschaftliche Treiben der Einwohner, ohne von ihnen behelligt zu werden. Für höfliches Betragen ist der Chinese überaus empfänglich; ich befleißigte mich daher immer der größten Zuvorkommenheit und habe reichliche Früchte geerntet. Oft war ich Augenzeuge ihrer Toilette.

Die Appretur der Zöpfe hat mich häufig Stunden lang beschäftigt. So viel ich zu ermitteln vermochte, datirt die Sitte, diesen eigenthümlichen Kopfschmuck zu tragen, erst aus der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts; heute ist der Zopf das unentbehrliche Abzeichen jedes unbescholtenen Chinesen. Schon von den zartesten Kinderjahren an wird der auf dem Wirbel wachsende Haarschopf sorgfältig gepflegt, während man den ganzen übrigen Kopf spiegelglatt rasirt. Unter der guten Cultur gedeiht der angehende Zopf prächtig und reicht in den Jünglingsjahren bis in die Kniekehlen, ja zuweilen bis auf die Waden. Der Chinese mag noch so arm sein, seinen Zopf wird er niemals vernachlässigen. Reichen seine Mittel nicht zur glänzenden Ausschmückung hin, so sucht er wenigstens durch Verlängerung und Vergrößerung seines Umfangs des Zopfes Ansehen zu erhöhen. Er flicht auf der Straße gefundene Tauenden, Bindfäden und Strohseile hinein, und weiß ihm trotz dieser elenden Zuthaten ein leidliches Exterieur zu geben. Der Dandy widmet einen weit beträchtlicheren Theil seines Lebens der Pflege des Zopfes, als seine europäischen Gesinnungsgenossen der Cultur des Haupthaares, des Backen- und Schnurrbarts. Das radicale Umflechten des Zopfes zum Behufe seiner Galagarnitur

kann einen ganzen Vormittag beanspruchen; es ist weit leichter, eine Damenfrisur zum Balle in Ordnung zu bringen. Der Zopf spielt denn auch eine sehr wichtige Rolle in den Manieren eines jungen Weltmannes. Der diesseitige Elegant tändelt und kokettirt mit seinem Spazierstöckchen, seinem Nasenkneifer, er zeigt seine schöne Hand, indem er sich an der Cravatte, dem Halskragen etwas zu schaffen macht; der Chinese von Ton bedient sich zur Ausübung dieser gefallsüchtigen Künste nur des Zopfes. Bald trägt er ihn wie einen Schleppsäbel unter dem linken Arm, bald wie eine Reitgerte in der Rechten, er läßt ihn in der Luft wirbeln und weiß damit fliegende Käfer und Schmetterlinge zu treffen, Hunde und Katzen werden kurzweg mit dem Zopfe gezüchtigt, und dann wieder in der gesellschaftlichen Unterhaltung die zierlichsten Spiele mit demselben getrieben. Für eine empfindsame Schöne mag es schwer sein, dieser Koketterie Widerstand zu leisten. Wäre unseren Stutzern die verführerische Gewalt des Zopfspieles bekannt, sie würden sich unfehlbar dieses chinesische Leibmöbel aneignen. Ein junger Mann von Phantasie könnte bei unserer Kleiderpracht überdies noch die Frackschöße zu Hülfe nehmen, z. B. auf Bällen in Cotillontouren die eigenthümlichsten Combinationen zu Stande bringen und ähnliche malerische Effecte, wie Künstler im antiken Costüm durch fein berechnete Drapirung erzielen.

Gelegenheit zum Studium der höheren Zopftoilette wird mir in der Piratenstraße zwar nicht geboten, desto häufiger bin ich Augenzeuge der üblichen Kopfrasur. Gewisse Gewerbe drücken ihren Angehörigen unter den verschiedensten Himmelsstrichen doch dasselbe Gepräge auf. Die deutschen und chinesischen Schuster gleichen einander hinsichtlich ihrer philosophischen Beschaulichkeit, und die Schneider beider Nationen entwickeln gern dieselbe cavaliermäßige Leichtigkeit des Benehmens und der Rede, auch der hiesige Barbier ist seinen europäischen Berufsgenossen nicht unähnlich. Die weite chinesische Hose, die in Ermangelung der Tragebänder nur mit einem Gürtel um den Leib befestigt wird, der lange Ueberwurf oder Kaftan und die zolldicken Filzsohlen der Fußbekleidung verhindern ihn allerdings an dem flüchtigen sprungweisen Fortschritt, der den deutschen Bartkünstler kennzeichnet, dennoch sticht er durch größere Beweglichkeit von seinen Landsleuten ab. Der chinesische Barbier schreitet rasch durch die Straßen und balancirt kokett seinen Apparat, Messer und Scheerbeutel, an beiden Enden eines Bambus-

stäbchens auf der Schulter. Er darf nicht zögern, wenn er alle seine Kunden bedienen und den eigenen Lebensunterhalt gewinnen will. Sein Rasirmesser hat nur geringe Aehnlichkeit mit den unsrigen; es besteht aus einer dreieckigen Metallplatte, die sich handlich an einem hölzernen kurzen Griffe bewegt. Wie an einem Beile verdünnt sich die Schärfe nur allmählich, und bei der Dicke des Eisenstücks hält man es gar nicht für möglich, mit der verhältnißmäßig plumpen Schneide die kurzen Haarstoppeln abzusäbeln, und doch kommt der Barbier in kurzer Zeit zum Ziele. Ein Messer, das ich später in Peking einem alten Bartkratzer gleich nach vollbrachter Operation abgekauft, ist, obgleich total verrostet, noch heute so scharf, daß ich damit einen Streifen Postpapier in der Luft zu schneiden vermag. Der Kunde läßt sich auf einem Bänkchen nieder, sein Schädel wird eingeseift, und in fünf Minuten ist rings um die Zopfbasis bis an die Augenbrauen jede Haarspur vertilgt. Der Verschönerungsproceß ist indessen damit noch nicht beendet. Mit der Glättung und Politur der Schädelwölbung wird die Reinigung der Sinneswerkzeuge verbunden. Der Barbier zieht anderweitige Instrumente hervor und säubert Ohren, Augen und Nase. Er geht ganz erbarmungslos zu Werke, in den Ohren stochert er mit einem mit Widerhaken versehenen Spatel umher, die Augen und Nase werden mit einem oben gerundeten Blechstreifen ausgekratzt. Das Honorar für das gesammte Verfahren beträgt nach unserem Gelde 3 Pfennige. Gewiß hängen die in China so oft vorkommenden Augenleiden mit diesem abscheulichen kosmetischen Verfahren zusammen. Die Kunden äußern nichtsdestoweniger damit ihre Zufriedenheit; das Nervensystem der Chinesen ist straffer besaitet als das unsrige. Nach der Versicherung europäischer Aerzte haben sie auch bei den schmerzhaftesten Operationen noch nie von einem ihrer hiesigen Patienten einen Seufzer gehört; selbst die Kinder besitzen so viel Selbstüberwindung, ihren Schmerz zu verbeißen.

Bei meinen Malerstudien gewahre ich so Manches, was für gewöhnlich den Blicken der Fremden entzogen wird. Ich rechne dahin die kleinen Krüppelfüße der Chinesinnen, die sie höchst ungern ohne die übliche Bandage zeigen. Als ich in der Nachbarschaft einer Familie, die eben ihr Frühstück: Fische, Reis, dicke Milch und Gemüse, aus einem Dutzend winziger Schüsseln einnahm, meinen Schirm aufgespannt hatte und eifrig zu arbeiten anhub,

bemerkte ich plötzlich, daß die Hausmutter ihre Füße aus dem engen Futteral zog, das ich kaum einen Schuh zu nennen wage, und eine kleine Wunde bepflasterte. Der verunstaltete Fuß glich einem Huf. Der Landessitte nach werden beide Füße der kleinen Mädchen im dritten oder vierten Lebensjahre mit Bandagen und Bambusscheiten förmlich geschient, bis sie diese Zwerggestalt annehmen. Es ist mir unbegreiflich, weshalb man selbst in den unteren Ständen, die doch ihr Leben lang auf ausdauernde Arbeit angewiesen sind, die Töchter auf eine Weise verstümmelt, die ihnen Bewegung und Beschäftigung über alle Maßen erschwert. Wie oft habe ich die Frauen der Gärtner an ihren Stöcken umherhumpeln oder schneckenartig auf den Knieen zwischen den Beeten hinkriechen und Unkraut ausjäten sehen. Unter den Tartaren hat die Unsitte nicht um sich gegriffen, die Füße ihrer Frauen sind wohlgebildet und ihre Gangart ist so elastisch wie die einer Pariserin. Aller Mühsal ungeachtet sind die Chinesinnen stolz auf diese Fußstümpfe. In der poetischen Landessprache heißt das verstümmelte Glied Küm-leen, d. h. goldene Wasserlilie. Haben sich die Einwohner der Piratenstraße bei meinen häufigen Besuchen an meine Anwesenheit gewöhnt, oder finde ich Gnade vor den Augen der Damen; beide Geschlechter bedienen sich des Fächers, den der Chinese immer zur Hand hat, in der zwanglosesten Weise. Wir pflegen nur die Gesichter mit Hülfe dieses Instrumentes zu kühlen, hier zu Lande sucht man auch anderen Körpertheilen, die der Anstand dem öffentlichen Anblick zu entziehen gebietet, frische Luft zuzufächeln. Herren und Damen raffen zuweilen hastig ihre langen Gewänder empor und erquicken sämmtliche Extremitäten durch ein lindes Fächerspiel, das, wie ich nicht leugnen will, hinsichtlich seiner verführerischen Anmuth mit dem der schönen Italienerinnen keinen Vergleich aushält.

Zuweilen arbeite ich auf dem Verdeck der Schiffe. So begab ich mich in den letzten Tagen des Mai an Bord eines englischen Dreimasters, der auf hoher See unlängst ein Abenteuer mit Piraten zu bestehen hatte. Es war ihnen gelungen, sich nach Einbruch der Dunkelheit so lautlos zu nähern, daß die Mannschaft von ihren vier Kanonen keinen Gebrauch mehr machen konnte, sondern froh sein mußte, sich gegen die von allen Seiten das Verdeck ersteigenden Seeräuber ihrer Haut zu wehren. An der Kajüte entspann sich ein Handgemenge, in dem der Capitän und sechs Matrosen ums Leben kamen; von den Chinesen wurden fünfundzwanzig erstochen

oder erschossen. Sobald die Piraten 2000 Dollars und mehrere Opiumkisten bei Seite gebracht hatten, suchten sie eilig das Weite und verschwanden im Dunkel der Nacht, wiewohl man mit Kanonen hinterdrein feuerte. Die Ordnung an Bord kann ich nicht rühmen. Ueber mir im Mastkorbe wurde gearbeitet, und hätten die beiden Spieren, welche von oben herabstürzten, statt der Hutkrämpe meinen Schädel getroffen, ich hätte den Landsleuten vielleicht Gelegenheit zu einem feierlichen Leichenbegängniß gegeben. Auf einem andern englischen Schiffe wohnte ich der Verladung einer kostbaren Thee-sendung bei. Die erste grüne Thee-Ernte ist jetzt vorüber und man stellt den Versuch an, die neuen Sorten zum ersten Male mit einem Dampfer nach Europa zu schicken. Früher bediente man sich dazu schnellsegelnder Klipper; der Schraubendampfer faßt tausend Schiffstonnen, und die Fracht für jede Tonne beträgt zwölf Pfd. Sterling. Dennoch hofft der Speculant, indem er allen Concurrenten auf dem Londoner Markt mit seinen Thees den Rang abläuft, einen erklecklichen Gewinn in die Tasche zu stecken.

Laut Zeitungsberichten war die „Gazelle" am 2. März in Rio Janeiro angelangt, ich werde mich also wohl noch mehrere Wochen gedulden müssen. In den Mittagsstunden steht die Sonne gegenwärtig direct über unseren Scheiteln, und selbst im tiefsten Schatten findet man keinen Schutz vor der glühenden Hitze. Mit meiner in Bangkok wankend gewordenen Gesundheit geht es rasch bergab. Alle Eßlust ist verloren gegangen, ich sitze halbe Tage lang im Winkel und starre gedankenlos vor mich hin, ein eiserner Gürtel umspannt meine Stirn, und in den Ohren brüllt es wie Geheul eines Orkanes. Zur Arbeit reichen meine Kräfte kaum noch hin, selbst meine abendlichen Bleistift-Notizen werden mir zur Last. Die einzige Erquickung gewährt mir die jetzt herangereifte Mango-frucht. Ich hatte sie während meines bisherigen Aufenthaltes in Indien und Siam noch nicht kennen gelernt. Die Erstlinge dieses Jahres sind für das Haus Siemssen von Manila herübergeschickt worden. In meinem Elende suche ich mich durch schüchterne Anfänge im Sprachstudium zu zerstreuen. Nur Bodenstedt war so glücklich, in Mirza Schaffy einen eben so gelehrten, wie talentvoll veranlagten Lehrer zu finden; ich muß mich mit einem verrunzelten Factotum begnügen, das sich im „Pidjen-Englisch" nothdürftig mit mir verständigen kann. Was der Sonnenbrand noch nicht angerichtet hat, das vollenden die chinesischen Vocabeln. Um sich diese Sprache ein-

zuprägen, muß man mit ihrer Erlernung schon in den Jahren Hänschens und nicht erst in dem reifen Alter der Hanse beginnen. Mein Professore spricht die Wortsignaturen mit Gutturaltönen, Zisch- und Sprudellauten aus, ich suche durch peinliches Nachmalen der Kritzeleien meinem Gedächtniß diese Zeichen einzuverleiben, vergebens, sie bleiben nicht haften, ich bin weder im Stande, sie richtig nachzusprechen, noch aus der Erinnerung correct nachzuschreiben. Rede und Schrift sind in diesem Lande eine Wissenschaft, von der Jeder nach seinen Umgangskreisen und Hülfsmitteln einen bestimmten Theil erlernt, daher die unaufhörlichen Prüfungen der Beamten, welche selbst die unserer Gerichtsassessoren weit hinter sich lassen. Der Kuli vermag mit einigen Hundert Worten seine ganze Gedanken- und Gefühlswelt auszudrücken. Der gebildete Mann reicht mündlich und schriftlich mit ungefähr tausend Worten und Zeichen. Das höchste Ziel alles chinesischen Strebens ist der Besitz der Gelehrtensprache, aber nur den begabtesten Chinesen gelingt es, sich dieselbe vor zurückgelegtem fünfzigsten Lebensjahre anzueignen. Die besten Jahre des Daseins verstreichen über dieser unermeßlichen Gedächtnißarbeit, bei der alle productiven Fähigkeiten des Geistes brach liegen. Auch daraus erklärt sich die conservative Beharrlichkeit der Chinesen, die froh ist, von Generation zu Generation die literarischen Errungenschaften der Vergangenheit fortzupflanzen, aber vor jeder Neuerung und Vermehrung zurückschreckt.

Am 6. Juni kam ein Frachtdampfer der Firma Jardins und Comp., des reichsten Hauses in Hongkong, von Calcutta an und brachte die erfreuliche Nachricht, die sehnlich erwartete „Gazelle" liege im Hafen von Singapore vor Anker. Der Dampfer hat für zwei Millionen Dollars Opium an Bord. Nur an Ort und Stelle kann man sich von der Großartigkeit des hiesigen Geschäfts eine richtige Vorstellung machen. Das Haus meines gütigen Wirthes hat jährlich 80,000 Dollars Unkosten, ehe es einen Cent verdient. Der jüngste Handlungsdiener im Comptoir, der nur zu Reinschriften der Briefe benutzt werden kann, bezieht immer noch 500 Dollars bei freier Station. Die jährlichen Unkosten des Hauses Jardins sollen sich gar auf eine halbe Million Dollars belaufen. Gedanken und Gespräche drehen sich ausschließlich um Geld und Waare.

Niemand entgeht seinem Schicksal; am 12. Juni bin ich dem Doctor in die Hände gefallen. Ich verschlucke täglich eine Dosis

Pillen und spüle sie mit Kamillenthee hinab. Meine Schwäche hat so zugenommen, daß ich mich nur noch mit äußerster Mühe von einem Stuhl zum andern schleppe. Draußen ist der Himmel seit einem Monat fast immer mit einem schwärzlichen Wolkenvorhang verhüllt, und der Regen stürzt bei erstickender Hitze in Strömen herab. Meine einzige Erholung besteht nur noch darin, so oft das Wetter sich etwas erheitert, am offenen Fenster zu sitzen und auf das Amphitheater von Hügeln zu blicken, die sich zwischen dem Siemssen'schen Hause und dem Pik erheben. Ueber einen dieser Hügel läuft die Straße, und der bunte Menschenverkehr geräth nicht einen Augenblick in's Stocken; die majestätisch langsam vorüberreitenden Mandarinen sind die Glanzpunkte dieser Aufzüge.

Zu meinem höchsten Leidwesen beginnt am 18. Juni das Drachenfest, eine der höchsten socialen und religiösen Feierlichkeiten der Nation. Ich hatte eine Einladung erhalten, nach Kanton zu kommen und die Festtage dort zu verleben, aber bei meinem traurigen Gesundheitszustande mußte ich auf die Herrlichkeiten der großen Stadt verzichten. Die Tendenz des Drachenfestes ist die Versöhnung des Drachens, von dem nach den Vorstellungen des Volkes die Fruchtbarkeit der Felder, namentlich aber die Ergiebigkeit des Fischfanges abhängt. Zu Wasser sucht man den unsichtbaren Unhold durch sogenannte Drachenböte zu versöhnen, die, prächtig decorirt und oft mit einem halben Hundert Ruderer bemannt, längs der Küste auf und ab fahren und unter einer ohrenzerreißenden Musik Feuerwerk abbrennen. Durch die Straßen der Stadt wird in der Weise, wie die Elephanten und Kameele in unseren Opern, die Hülle eines aus Baumwolle, Pappe, Papier u. dgl. m. zusammengestoppelten Drachen auf den Köpfen der Kulis geschleppt. Unter Zetergesang und Schlägen des Tamtams schreitet die Bevölkerung voran oder folgt dem Gebilde. Das Fest währt mehrere Tage, doch verbietet mir mein körperliches Leiden, mich daran zu betheiligen; ich lerne jetzt die Freuden der Dysenterie kennen. Es ist mir kaum mehr möglich, mich durch das Zimmer zu schleppen. Die Anstrengung auch der leichtesten Lectüre vermag ich nicht zu ertragen; ich vegetire in meinem Lehnstuhl am Fenster, aber nicht immer wirkt die Aussicht erheiternd auf mein Gemüth. Die Sterblichkeit unter den armen Volkskassen ist groß, und die vorbeikommenden Leichenzüge mahnen

mich an das eigene Ende. Mit zitternden Händen warf ich die Skizze des Leichenbegängnisses eines Proletariers auf das Papier. Der Sarg war roth angestrichen und mit einem Fetzen von gleicher Farbe bedeckt. Wie der Degen auf den Ueberresten eines Soldaten, lag obenauf — eine große Schaufel. Vier Kulis trugen die Bahre, zwei Musikmacher schritten voran und spielten auf einer Pfeife und Pauke; einige Straßenkinder liefen hinterdrein. Bei Begräbnissen bemittelter Leute sind alle Leidtragenden von Kopf bis zu Fuß in weiße Gewänder vermummt, die Leiche wird von Priestern und Klageweibern begleitet, die ihre Gesichter mit großen weißen Tüchern verhüllen, Opfergaben, aus gekochtem Reis und Schweinebraten bestehend, werden nachgetragen. Auf dem Kirchhofe wird regelmäßig eine Salve von Schwärmern abgebrannt. — Die Neuigkeiten, die durchschnittlich nur in Schiffernachrichten bestehen, sind gleichfalls nicht dazu angethan, das Herz eines Kranken zu erleichtern. Mein junger Reporter bringt aus dem Comptoir nur Hiobsposten zu mir herauf. Allein am 23. Juni waren zwei Schiffe auf der Rhede vor Anker gegangen, die mit schweren Unfällen zu kämpfen gehabt hatten. Der Engländer war auf ein Korallenriff gelaufen, aber mit einem Leck davongekommen, nachdem die Passagiere schon die Böte bestiegen; dem Dänen waren Piraten zu Leibe gegangen, und lediglich seiner Ueberlegenheit an Geschütz hatte er die Rettung der Mannschaft und Ladung zu verdanken gehabt. Jetzt werden wir sogar in Hongkong von Unruhen bedroht. Unter der chinesischen Bevölkerung hat sich nämlich das Gerücht verbreitet, die nordamerikanischen Freistaaten seien mit Rußland ein Bündniß gegen England eingegangen, die Kaufleute verweigern daher die Zahlung der Rechnungen und die Kulis die Arbeit, die bedrohten Engländer werfen zum Schutz der Victoriastadt Schanzen auf; ich versorge mich für alle Fälle mit einem Säbel, versehe meinen Revolver mit frischer Ladung und singe mit halber Stimme dazu das Motiv aus Johann von Paris:

„Welche Lust gewährt das Reisen!“

VIII.

Eine Ladung Leichen. Der erste Teifun. Gehängte Piraten. Festfeierlichkeiten der Ankunft. Eine Riesenspinne. Immer leidender. Mein Testament. Weggetrunken. Die Gazelle kommt. Die Reisdiebe. Nach Amoy.

Die Aufregung wurde rascher beschwichtigt, als ich für möglich gehalten, die Entschlossenheit der Europäer: Widerstand zu leisten, hatte das Meiste dazu beigetragen. Der Chinese ist feig und wagt nur in ungeheurer Uebermacht, wenn er des Sieges gewiß sein kann, einen Angriff. Am 25. Juni konnten wir beim Frühstück einander wieder mit vollkommener Gemüthsruhe die in China übliche, auch von uns adoptirte Frage stellen: „Wie schmeckt Ihnen der Reis?“ Die Antwort pflegt von beiden Seiten nicht günstig zu lauten; Jedermann klagt über Mangel an Eßlust, Schlaflosigkeit und alle sonstigen, damit zusammenhängenden Leiden. Kommt man Abends im englischen oder deutschen Club oder in den Familien zusammen, so heißt es zuerst: „Wer ist heute gestorben?“ „wen haben wir morgen zu begraben?“ dann werden die Briefschaften erbrochen und die Nachrichten aus dem einschlagenden Departement mitgetheilt. Soeben ward aus Bangkok der Tod des französischen Consuls gemeldet; er war den Folgen der Dysenterie erlegen. Im Hafen stirbt die Mannschaft mancher Schiffe sammt Capitän und Steuermann. Der Kirchhof in Hongkong sieht aus, als ob er schon seit einem Säculum im Gebrauch wäre, und doch datirt seine Anlage erst achtzehn Jahre zurück. Auch die Mehrzahl der Todten ist nur wenig älter, als ihre Ruhestätte.

Wer hat, dem wird gegeben! sagt das Sprichwort; so ist denn gegen Sonnenuntergang von St. Francisco in Californien ein Dreimaster mit einer Ladung chinesischer Leichen von Auswanderern eingetroffen. Der Eingeborene des himmlischen Reiches besitzt eine überschwängliche Vaterlandsliebe und erhält sie in seinem Busen, selbst wenn das Elend ihn aus der Heimath in die Ferne treibt. Ereilt ihn der Tod im Auslande, so ist von seiner Seite testamentarisch dafür gesorgt, die Ueberreste nach China zu schaffen. Die

Genossenschaft der Landsleute kommt dafür auf. Durch ein einfaches Verfahren weiß man die Körper vor Verwesung zu schützen, sie werden in luftdichten Särgen fest verschlossen und in Höhlen so lange aufbewahrt, bis sich eine hinlängliche Anzahl angesammelt hat, um aus den Vermächtnissen die Gesammtkosten der Ueberschiffung zu bestreiten. Der Californier hatte 800 Särge geladen, die von Hongkong nach den verschiedenen Provinzen Chinas versandt werden sollen.

Der 26. Juni brachte uns endlich den lange erwarteten Teifun. Es war 4 Uhr Nachmittags, als der Himmel plötzlich sich trübte. Sein gesättigtes Blau, das nach anhaltenden Regengüssen von ungewöhnlicher Intensität war, schien wie eine klare Flüssigkeit, in welche der Chemiker ein Reagens träufelt, zu gerinnen; die edle Farbe, die süßeste Labung jeder empfindenden Seele, begann zu opalisiren. Der wechselnde Schimmer erlosch, aus den Höhen und Tiefen brach ein fremdartiges Dunkel herein. Noch herrschte vollkommene Windstille, aber wie von unerklärlichen Aengsten ergriffen, erhob sich der Ocean in fieberhaften Wallungen. Beklommen aufathmend, schwoll die weite Fläche zu einer bebenden Wölbung und sank dann ohnmächtig zurück. Der Horizont war ringsum durch einen fast schwarzgrünen Vorhang verdunkelt. Ich griff nach meinem Krückstock und wankte hinaus. Der Ausbruch des Unwetters ließ noch auf sich warten, aber am Hafen und in den Straßen herrschte schon ein grausenerregender Tumult. Die Schornsteine aller Dampfer rauchten, denn es wurde geheizt, um schlimmsten Falls sich durch Maschinenkraft zu retten. Die Kauffahrer warfen alle ihre Anker aus, nahmen die Raaen ein und verkürzten die Masten. Aus der chinesischen Stadt drang das Jammergeschrei der Bevölkerung zu uns herüber. Ganz verwirrt starrte ich in die dunkle Ferne der Wasser, die wie auf Rollen geschoben, langsam heranzurücken schienen, als mit einem Donner, wie von hundert zugleich abgefeuerten Batterien, ich einen Luftstoß erhielt, der mich gegen die Mauer und zu Boden warf. Es war der erste Athemzug des Teifun. Ich wage keine Beschreibung, so deutlich ich den furchtbaren, zugleich löwenartig ächzenden Laut noch heute höre. Meine Schwäche gestattete mir kaum, nach Hause zurückzukehren. Mehrmals stieß mich der Orkan zu Boden; er gab sich immer in einem unwiderstehlichen Anprall kund, der über See und Festland wegfegte, als sollte alle denkende, athmende und vege-

tirende Creatur von der Oberfläche des Planeten vertilgt und in das Nichts geweht werden. Vor der unbändigen Gewalt des Teifun zerstäubten die obersten Schichten des Oceans; ein dichtes Schneegestöber von Wasserflocken verbreitete sich über Hafen und Stadt. Erst um 8 Uhr Abends verstummte der Orkan. Dank der beobachteten Vorsicht waren die Schäden und Verluste im Hafen und auf der Rhede geringer, als man erwartet; desto größere Verheerungen hatte das Naturereigniß unter den Chinesen angerichtet. Eine Menge der stets überdachten Familienböte, die nicht rechtzeitig auf den Strand gezogen worden waren, hatte gleich der erste Anprall umgestoßen und in die Tiefe versenkt, oder durch die haushohen Wogen zerschmettert. Und dennoch konnte selbst die drohende Gefahr die verblendeten Chinesen nicht davon abbringen, statt Hand an ihre Rettung zu legen, dem Drachen der Tiefe zu ihrer Rettung Opfer darzubringen. Der Besitzer eines kleinen Bootes (Sampoon), welches sammt den darin Sitzenden der nächste Wellensturz zu begraben drohte, brannte mit bebenden Händen noch einen Schwärmer ab, um dann unter dem heranrollenden Wasserberge mit den Seinigen zu verschwinden. Dem Aufruhr der Elemente folgte eine ruhige Nacht, die Atmosphäre hatte sich abgekühlt; ich versank in einen todtenähnlichen Schlaf und erwachte so heiter, als es bei dem gebrochenen Zustande meiner Gesundheit möglich war. Ich hätte mich freuen können, wäre mir die frohe Aufwallung nicht sogleich wieder durch ein aus der Entfernung herüberschallendes wüstes Geschrei verkümmert worden. Es kam von den vor meinen Fenstern liegenden Hügeln her, ich griff also zum Fernglase und öffnete die Läden. Auf einer weithin sichtbaren Höhe hatte man einen Galgen errichtet und war eben dabei, sechs Delinquenten daran aufzuknüpfen. Frauen und Kinder derselben standen umher und gaben ihren Gatten und Vätern mit Klagegeschrei das Geleit ins Jenseits. Wie ich beim Tiffin von Herrn Wiese erfuhr, war die Todesstrafe an überwiesenen Piraten vollstreckt worden. In der nächsten Woche sollten ihrer sechzehn Andere an die Reihe kommen. Mein gütiger Wirth sah mir die physische und moralische Erschütterung an, er veranstaltete eine Wasserpartie nach dem Festlande Cowloon und überredete mich, wiewohl ich fast zusammenbrach, einen Spaziergang im Hauche der Brise am Strande zu versuchen.

Es war gut, daß wir den Ausflug nicht um 24 Stunden ver-

zögert, denn am 29. Juni zog abermals ein Teifun herauf. Doch gelang es ihm diesmal nicht gleich gut, die Stadt zu überraschen; Hongkong hatte sich besser vorgesehen, auch die Chinesen waren einsichtig genug gewesen, ihre Böte hinreichend weit auf den Strand zu schleppen. Das Unwetter zog fast um dieselbe Stunde aus der Ferne heran, und endete gleichfalls nach vierstündiger Dauer. Höchst auffallend war am nächsten Tage die Abnahme der Hitze; das Thermometer sank bis auf 20 Grad Réaumur, eine Temperatur, die uns vor Kälte schauern machte und die wärmsten Kleidungsstücke anzulegen zwang. Ein Vollschiff, das in den Frühstunden angekommen war, hatte unter dem Teifun des gestrigen Tages nicht im mindesten gelitten und seinen Umkreis nicht berührt. Das Glück lächelte mir; ich begegnete der glücklichen Mannschaft, die eben ausgezahlt worden war, vor einem Branntweinladen und ward so Augenzeuge der Anwendung, welche die Herren Matrosen von ihren mehrmonatlichen Ersparnissen machten. Der Seemann muß den Tag seiner Ankunft durch eine Libation begrüßen, und er wählt dazu ein Getränk so unvermischt und hochgradig, als er es unter diesem betrügerischen Breitengrade erhalten kann.

Der chinesische Schankwirth ist darauf vorbereitet, er kredenzt seinen Gästen so gut angeblich reinen Spiritus, wie Grog „halb und halb.“ Weniger hat er sich darauf eingerichtet, auf ganze Dollarstücke, wie sie die Matrosen immer mitbringen, Kleingeld herauszugeben. Einmal fehlt es an geringeren Münzsorten, und dann erscheint es ihm auch wünschenswerth, die Kundschaft festzuhalten. Der Trinker zahlt seinen klingenden Dollar und erhält für den nicht verzehrten Ueberschuß eine Anzahl Schnaps- oder Grogmarken. Man wird leicht errathen, daß bei der jedesmaligen Verrechnung immer neue baare Dollars aus der Tasche der Durstigen gelockt werden und die Matrosen fortwährend an den Fässern und Kannen derselben Wirthe hängen bleiben. Ist der Durst der Seefahrervorläufig gelöscht, so regt sich ihre Schaulust. Eine Fußpromenade wäre bei den Nachwirkungen der genossenen Getränke nicht anzuempfehlen, Wagen stehen nicht zur Verfügung, die Beförderung durch einen Palankin entspricht ihrer Langsamkeit halber nicht dem seemännischen Geschmack, zudem sind alle Seefahrer von Beruf die leidenschaftlichsten Reiter; die Pferdevermiether stehen mithin Stunden lang in Reserve und bringen jetzt ihre Klepper herbei. Eine Pferdeschau

zu Hongkong müßte die Mitglieder jedes Vereins gegen Thierquälerei zur Verzweiflung bringen. Die besseren, etwas reputirlicher aussehenden Thiere werden zum Gebrauch der Officiere aufbewahrt, der Ausschuß ist für die Matrosen bestimmt. Gewöhnlich bringt der chinesische Stallmeister gleich eine Bambusleiter zum Aufsteigen mit. Ist der Reiter bei guter Laune, so bedient er sich ihrer ohne Widerspruch, im entgegengesetzten Falle bort er den Stallmeister in den Sand, springt allein in den Sattel und fällt auf der andern Seite zu Boden. Die Reitübungen der Herren bereiten mir großes Vergnügen, ich verfolgte sie von meinem Fenster aus mit dem Fernglase und stelle sie weit über die künstlichen Scherze der Circus-Clowns, obgleich es nicht immer ohne Beschädigungen von Mann und Roß abgeht.

Im Uebrigen gleicht der gezwungene Aufenthalt an einem solchen Orte dem Lager auf einer Folterbank. Das Thermometer zeigt sehr bald wieder den herkömmlich hohen Stand, und selbst der herabfallende Regen scheint im ersten Moment die Haut zu verbrühen. Ich lese, um doch meiner Einbildungskraft eine Abkühlung zu verschaffen, Beschreibungen von Polarexpeditionen und Gletscherfahrten; eine schöne Landsmännin, Madame H., mit der ich zuweilen zusammenkomme, hat mir dieses Mittel anempfohlen. Sie selber liest, um ihren gesunkenen Appetit zu schärfen, ein französisches Kochbuch, und behauptet, erhebliche Besserung zu spüren. Für anderweitige gelegentliche Zerstreuung sorgt der Zufall. Das Ungeziefer entwickelt in der heißen Jahreszeit eine außerordentliche Regsamkeit. Die mir neue Species fingerlanger Käfer, eine äußerst menschenfreundliche Insectensorte, macht Morgens und Abends Vorsichtsmaßregeln nothwendig. Bettstatt und Kleider müssen immer erst sorgfältig durchsucht und ausgeschüttelt werden. Neulich machte ich die persönliche Bekanntschaft einer handgroßen Spinne. Das liebenswürdige Geschöpf saß auf der Fensterleiste und schien in Betrachtungen über die Probleme des Spinnendaseins versunken; ich hielt es für angemessen, sie durch sanfte Berührung mit einem Halme zu ermuntern, aber o Wunder, die Kleine theilte nicht die bekannte Nervosität ihrer Stammverwandten. Statt krampfhaft zusammen zu fahren und spornstreichs davon zu rennen, machte sie nur einen trotzigen Ruck und stemmte sich, wie ein bissiger Hund, fest auf die haarigen Hinterbeine, als sei sie gewillt, Widerstand zu leisten. Verargt man es einem müssigen Kranken, wenn er

ein Opferstäbchen hervorlangte, es anzündete und der drohenden Feindin näherte? Sie wartete indeß die Berührung mit dem glimmenden Stäbchen nicht ab, schon der brenzlige Geruch mochte sie zur Abrüstung bewegen. Rasch machte sie Kehrt und lief auf die Veranda hinaus.

Am 5. Juli genoß ich die unbeschreibliche Freude, ein Schreiben der Meinigen vom 15. Mai aus Stettin zu erhalten. Der Brief war nach Shanghai adressirt, auf der Post aber, wo ich mich so oft nach Briefen erkundigt und meinem Namen nach bekannt war, angehalten und mir zugestellt worden. Wäre er nach dem Norden gegangen, so hätte ich ihn erst vierzehn Tage später erhalten. Die Ankunft des Schreibens traf mit der meines Doctors zusammen. Nach seiner Diagnose entwickelt sich in mir das locale Leberleiden, und seine Rathschläge beschränken sich auf eine radicale Ortsveränderung. Wie unsere Berliner Doctoren in dergleichen Fällen Meran, Montreux oder Nizza, empfiehlt er mir Südaustralien; Singapore sei nicht mehr ausreichend für eine Verbesserung meines leiblichen Zustandes. Um meine Reiselust anzuregen, suchte er mich sogleich zu einem kleinen Spaziergange zu bewegen, und ich hielt es für meine Schuldigkeit, ihm Gehorsam zu leisten. Nach einigen Hundert Schritten schwanden jedoch meine Kräfte, ich schleppte mich wieder nach Hause, kroch, denn „steigen" kann ich es nicht nennen, die zu meinen Zimmern führenden zwei Treppen hinauf, legte mich zu Bett und brachte eine entsetzliche Nacht zu. Mein Kopf schien bersten zu wollen, und von Zeit zu Zeit wurde die Folge meiner Gedanken unterbrochen. Am Morgen des 7. Juli ging es etwas besser, ich benutzte daher den günstigen Augenblick, meine Aquarellen zu ordnen, einzupacken und zu versiegeln. Nach einer kurzen Siesta erhob ich mich von Neuem und brachte meinen letzten Willen zu Papier. Ich hatte von meinem gütigen Gönner und Freunde, Herrn Wiese, die Vollstreckung desselben erbeten und eine Anweisung zum Ankauf von sechs Fuß Erde auf dem Kirchhofe zu Hongkong hinzugefügt. Noch war ich mit der Abfassung des kläglichen Schriftstückes beschäftigt, als aus dem Comptoir die Nachricht anlangte, die Feindseligkeiten zwischen der englischen Flotte und den Japanesen hätten begonnen. Die Hiobspost, welche alle etwaigen weiteren Reisepläne zu vereiteln drohte, machte auf mich keinen Eindruck mehr. Die deutschen Freunde wollten meine Niedergeschlagenheit nicht gelten lassen, sie zwangen mich zu einem

Ausfluge nach Pokefoloon, auf der andern Seite der Insel, ich wurde in einen Palankin gepackt und einige hundert Fuß hoch über der Küste für mehrere Stunden an einer Stelle ausgesetzt, wo erfahrungsmäßig ein frischer Luftzug wehte. Die Aufrichtung eines Landhauses, das hier auf Kosten eines japanischen Großen zusammengesetzt wurde, zerstreute mich einigermaßen. Die Bauhölzer nebst allem Zubehör waren fertig zugehauen von Japan herübergeschafft worden, und die Arbeit der Handwerker war so weit vorgerückt, daß die Villa in den nächsten Wochen bezogen werden konnte. Als wollte mir das Glück wieder lächeln, traf am nächsten Morgen ein Brief aus Macao ein, in dem der preußische General-Consul auf meine früher abgesandte Zuschrift antwortete: „ich möge mich nur noch wenige Tage bis zur Ankunft der „Gazelle" gedulden, die Corvette befinde sich längst auf hoher See und sei beordert, nach kurzem Aufenthalt in Hongkong nach Japan aufzubrechen. Gegen Abend ließ ich mich bewegen, wenn auch nur als Zuschauer, nicht als Mitkämpfer, einem Diner beizuwohnen, das Herr Wiese als Rheder sieben Schiffs-Capitänen gab, die mit eben so vielen Schiffen in den nächsten Tagen nach Europa in See stechen sollten. Statt einer ausführlichen Beschreibung des lucullischen Abschiedsmahles vermerke ich nur den technischen Geschäftsausdruck für jede derartige Ceremonie. Die Capitäne werden „weggetrunken", sagt man in Hongkong. Die Unterhaltung bei Tische drehte sich nur um Schiffbrüche und hitzige Getränke. Beachtenswerth war noch eine andere technische Formel. Kein Capitän sagte: ich führe Porter, Ale u. dgl. m. an Bord, sondern: ich fahre Cognac, Claret, Arrak u. s. w. Während der Mahlzeit wurde von einem chinesischen Hundebändiger ein hübscher, aus Manila gebürtiger Köter in den Speisesaal gebracht und zum Verkauf ausgeboten. Der Besitzer forderte den unverschämten Preis von 15 Dollars, ließ ihn aber für den dritten Theil meinem Tischnachbar, da ich ihn versicherte, für eine so hohe Summe bei den schlechten Zeiten selber bellen und beißen zu wollen. Die schnöde Bemerkung wurde von der Gesellschaft als ein Symptom wiederkehrender Lebenslust aufgefaßt, man füllte die Humpen mit Champagner und Brandy, brachte stürmisch meine Gesundheit aus, und das vierbeinige Manila stimmte, entsetzt über die Löwenstimmen der Seefahrer, mit ein. Das Galadiner endete um

Mitternacht; ich hatte mich drei Stunden früher in meine Appartements zurückgezogen.

Am 10. Juli war die ersehnte „Gazelle" in Sicht, am Nachmittage warf sie Anker. Der Termin meiner Erlösung aus dieser Bratpfanne rückt heran. Herr Baron von Bothwell, der Capitän der Corvette, ein höchst angenehmer Mann und Erbe eines historischen Namens, dinirte mit uns; am 11. Juli machte ich ihm und seinen Officieren um 11 Uhr Vormittags meine Aufwartung. Die damit verbundenen Anstrengungen wurden mir aber unsäglich schwer, die Corvette ankert etwas hoch auf der Rhede, die Sonne brannte gleich einem weißglühenden Eisen, meine gesunkenen Kräfte reichten kaum aus, die Schiffstreppe zu erklettern; ich war froh, ohne Sonnenstich davon gekommen zu sein. Sogleich entspann sich zwischen unserer großen Firma und dem Officiercorps der „Gazelle" ein artiger Verkehr, Visiten wurden abgestattet, und schon am 12. Juli um 5 Uhr gab Herr Wiese dem Capitän in Gesellschaft von fünf Seeofficieren und vier Cadetten ein solennes Diner, das sich bis 11 Uhr ausdehnte. Wahrscheinlich fühlten sich die chinesischen Räuber durch den Lärm ermuntert, man fand wenigstens am andern Morgen den Reisspeicher des Hauses erbrochen, den dort stationirten Wächter geknebelt und, mit einem Haufen Reissäcke bedeckt, dem Tode nahe; seinen Mund hatten die Schurken mit Baumwolle verstopft. Sie sollten sich ihrer Beute nicht freuen, noch am Vormittage gelang es durch Angebereien, die Schuldigen zu ermitteln und in Haft zu bringen. Einer fürchterlichen Tracht Prügel dürfen sie sich mindestens getrösten. Der Ankunft des Herrn General-Consuls von Macao sehen wir mit jeder Stunde entgegen, ich bitte für alle möglichen Fälle Herrn Wiese, meine Aquarellen — ich habe es beinahe bis zu anderthalbhundert gebracht — unter seiner Obhut zu behalten, und ersuche ihn im Scherze, nach meinem Ableben die Trauerzeit nach chinesischer Sitte durchzumachen, d. h. das Zopfende mit rothem, blauem, grauem und weißem Bande, je nach der Dauer der Trauer, zu durchflechten. Wirklich trafen die Herren von Rehfues und Radowitz am 14. Juli ein und gingen ohne Weiteres an Bord der Gazelle. Ich athme auf, obgleich aus dem projectirten Seitenausfluge nach Formosa neueren Bestimmungen zu Folge nichts wird. Zur ersten Station ist Amoy bestimmt. Die Herren Diplomaten waren in unserem Hause noch

zu Gast, aber schon am 14. Juli früh 4 Uhr wurde ich aus dem Schlafe geschreckt, Herr von Bothwell hatte ein Boot von der Rhede geschickt, mich abzuholen. Ueber Hals und Kopf packte ich meine Effecten in die Koffer, eine Menge chinesischer Quincaillerien, die bestimmt waren, im Hause zurück zu bleiben, in eine Holzkiste, und fuhr athemlos von der Hast der Arbeit an Bord. Die Abreise verzögerte sich jedoch, ich kehrte in Gesellschaft der Herren nochmals ans Land zurück, wohnte dem Abschiedsthee des Herrn Wiese bei, und erst am 15. Juli, um 9 Uhr Morgens, wurden die Anker gelichtet. Ein chinesischer Lootse steuerte uns glücklich durch die bedenkliche nördliche Passage Leimoon.

An das Leben auf einem Kriegsschiffe muß der Civilreisende sich erst gewöhnen. Der eigentliche Zweck aller Räumlichkeiten besteht darin, so rasch als thunlich zum Gefecht klar gemacht werden zu können; das Nachtlager kann daher nur in einer Hängematte bestehen. Herr von Rehfues und Baron Bothwell campiren in der Hauptkajüte, Herr von Radowitz und ich in der Vorkajüte. Meine Hängematte schwankt über einem eisernen schweren Geschütz, wenn ich nicht irre, einem Vierundsechzigpfünder, die Stückpforte steht offen, und der Nachtwind treibt sein loses Spiel mit meinen Haaren, doch murre ich nicht gegen die Vorsehung. Ich preise mich schon glücklich, wenn es mir gelungen ist, den Steuerbord meiner Hängematte erstiegen zu haben, ohne über den Backbord hinauszufallen. Um 4 Uhr Morgens wird Reveille geschlagen, d. h. getrommelt und gepfiffen. Die ernsten Musikkenner rümpfen unfehlbar die Nasen, wenn ich bekenne, daß mir der regelmäßige preußische Trommelschlag wohlthut und die kleinen Pickelflöten so lieblich klingen wie die Meyerbeer'schen Flöten im Schlesischen Feldlager. Meinem armen Gehör ist in Bangkok, Kanton und Macao zu viel zugemuthet worden. Ich verstehe den alten Zelter, wenn er, Spontini's „Alcidor" entflohen, vor dem Opernhause, vom Zapfenstreich empfangen, freudig ausruft: „Endlich Musik!" und doch habe ich ungleich Härteres erduldet.

Die Mannschaft der „Gazelle" beläuft sich, ohne uns drei Passagiere, auf 380 Köpfe: Officiere, Doctoren, Cadetten, Soldaten und Matrosen. Von Dampf und günstigem Winde getrieben, hatten wir am ersten Tage eine gute Fahrt gemacht, am Abend entspann sich eine große Regsamkeit an Bord. Der Himmel war

dicht umwölkt, das Wetterglas gesunken, ein Feuerregen von Blitzen fiel am Horizont, wir machten uns weislich auf einen Umschlag der Witterung gefaßt. Nach einer halben Stunde war das stattliche Schiff Sr. Majestät sturmtüchtig, und ich ging mit vollkommener Gemüthsruhe zu Bett. Die Besorgnisse waren unnöthig gewesen. Nachdem das bedrohliche Wetterleuchten bis gegen Morgen angehalten, erheiterte sich der Himmel und drehte sich der Wind nach Norden. Die Schraube der Corvette legte sich energisch ins Mittel, und mit ihrer Hülfe brachten wir es zu acht Knoten in der Stunde. Ich mache einen Rundgang auf dem schönen Schiffe und freue mich über die militärische Präcision der Manöver, die Sauberkeit des Verdecks und der Mannschaften. Die Dimensionen der „Gazelle" sind nicht unbedeutend, die Höhe des Mittelmastes, vom Kiel bis zur Flaggenspitze gerechnet, beträgt 192 Fuß. Sie führt 28 Geschütze an Bord, darunter mehrere von einem Kaliber, dem auch ein stärkerer Gegner weichen möchte. Die Herren Officiere halten es mit der Strenge des Dienstes immer noch vereinbar, den Soldaten und Matrosen vierfüßige Stubenkameraden zu gönnen. Auf dem Vorderdeck fand ich noch einige 40 Affen, die größentheils in Brasilien das Licht der Welt erblickt hatten. Anfangs war ihre Zahl weit höher gewesen, allein die lange Ueberfahrt hatte die Reihen der Südamerikaner stark gelichtet, und noch jetzt mußte mancher wackere Landsmann sich von dem theuren Reisegefährten trennen, den er bis in die Heimath zu bringen gedachte. Seit Hongkong hatten wir unausgesetzt hohes Land in Sicht, ließen die Insel Formosa zur Linken liegen und denken noch heute, 16. Juli, Amoy zu erreichen. Am Abend kam ein chinesischer Lootse von sehr intelligentem Aussehen an Bord. Der junge Mann sprach für einen Eingeborenen verhältnißmäßig gut englisch und bediente sich dieser Sprachfertigkeit, um seine unverschämte Forderung von 80 Dollars den „rothborstigen Barbaren" plausibel zu machen. Da er bald in dem Capitän einen ihm gewachsenen Gegner erkannte, ließ er mit sich handeln und machte sich anheischig, die „Gazelle" für 50 Dollars in den Hafen und später aus demselben zu lootsen. Um 9 Uhr lagen wir vor Anker, aber schon um 3 Uhr ging der Heidenlärm auf Deck wieder los. Die Maschine wurde geheizt, und die „Gazelle" legte sich im Binnenhafen vor Anker. Der hier domicilirende preußische Viceconsul kam aus der etwa noch eine halbe Stunde entfernten

Stadt herüber, frühstückte an Bord, lud uns zu Tische ein und wurde mit einem Salut von fünf Schüssen verabschiedet. Unsere Ankunft ist ein Ereigniß; der ganze Gewerbestand von Amoy hat sich auf die Beine gemacht, um uns seine Dienste anzubieten, die neugierige Noblesse des Ortes einen Wassercorso nach der „Gazelle" arrangirt. In diesem Hafen soll noch nie ein so großes Kriegsschiff vor Anker gegangen sein.

IX.

Consultationen an Bord. Hundertfünfzig Ananas für einen Dollar. Die Opferdschunke. Polussia Mandalin. Wie schwitzen Sie? Woosung und Shanghai. Der Tapferste der Tapferen. Deserteure.

Die europäischen Seefahrer im Hafen zu Amoy leiden unter den Einflüssen der Hitze nicht weniger, als ihre Gefährten zu Hongkong. An Bord der „Gazelle" befinden sich zwei Aerzte, und beide werden von Kranken der in der Nachbarschaft ankernden Fahrzeuge bestürmt und um Rath gebeten. Unser Stabsarzt zuckt mitleidig die Achseln, wenn ich den vielgeplagten Mann mit meinen Klagen behellige, und vertröstet mich auf die wohlthätigen Einwirkungen der Seeluft und eines milderen, d. h. kühleren Klimas, dem wir uns nähern. Die Mannschaft der „Gazelle" befindet sich, ungeachtet ihrer Schwelgereien in Südfrüchten auf der Rhede von Singapore, ganz vortrefflich. Ihr Ananasverzehr wird in dem Wirthschaftsbuch binnen vier Wochen auf 18,000 Stück berechnet, aber selbst ein haushälterischer Capitän kann seinen Matrosen diesen körperlich zuträglichen Genuß erlauben, da für 100 bis 150 Ananas je nach der Größe nur e i n Dollar bezahlt wird.

Um 3 Uhr wurde ans Land gefahren und der Arzt gebot mir, an der Partie theilzunehmen. Wir hatten immer noch beinahe eine Stunde zu rudern, ehe wir zu der hübschen, mit einem luftigen Balcon versehenen Villa des preußischen Consuls gelangten. Die jungen Herren Seeofficiere bestiegen die Hügel der Umgebung,

wir Aelteren blieben zurück und labten uns an dem von halbnackten Chinesen kredenzten Sodawasser. Die Aussicht auf einen chinesischen Strand und das rege Treiben der Bootsbewohner gewährt immer Unterhaltung. Unweit des preußischen Consulats lag eine sogenannte Opfer- (Joss-) Dschunke vor Anker. Sie war auf Kosten eines reichen Chinesen aus dem kostbarsten Material angefertigt und zur Aufnahme von Opfergaben bestimmt. Jeder durfte seinem Gotte eine Gabe darbringen, auch die geringste Kleinigkeit, eine Handvoll Reis, ein Bissen Fleisch oder Fisch war zulässig, daneben lagen schwere Seiden- und Goldstoffe. Ist das Fahrzeug bis an den Rand mit Weihegeschenken gefüllt, so läßt der fromme Spender es auf die hohe See hinausrudern, und dort, ohne Mannschaft, Steuer und Ruder, ein Spiel der Wogen und Winde, weitertreiben. Eine Sühne menschlicher Vergehen, gehört es den unsichtbaren Mächten der Höhe und Tiefe. Vor einigen Jahren war ein englisches Schiff so glücklich, eine dieser Opferdschunken aufzufischen und unversehrt nach England zu bringen, wo sie für Geld gezeigt wurde.

Um 7 Uhr wurde das Diner servirt, bei dem ich mich nur als Zuschauer betheiligte. Nach Tisch hatte der aufmerksame Wirth für eine den Officieren neue Unterhaltung gesorgt. Unten vor der Veranda war ein Theater aufgebaut, auf dessen Bühne ungefähr dreißig Mimen eine bis 10 Uhr Abends dauernde Vorstellung gaben. Zuerst kam eine mit haarsträubendem Pathos im alten Mandarinen-Dialekt vorgetragene Tragödie, die gewiß für jeden sinologischen Feinschmecker ein literarischer Leckerbissen gewesen wäre, an uns rothborstigen Barbaren aber spurlos vorüberging. Die Darsteller arbeiteten sich mit ihrer Declamation im Fistelton so selbstvergessen ab, daß ihnen der Schweiß in Gießbächen über die Gesichter rann und die Schminke tief durchfurchte. Dann folgte eine gymnastisch-athletische Vorstellung, die uns bei der Bequemlichkeit unseres Zuschauerraumes höchlich ergötzte. Auch diesmal überzeugte ich mich abermals, daß die Chinesen, wie der Tanz an sich nicht zu ihren geselligen Vergnügungen gehört, von Tanzkunst und Ballet nicht die geringste Vorstellung haben. Einer der Athleten hatte seinen Kopf in den unteren Falten des Oberkleides verborgen, einen nachgemachten Kopf zwischen den Beinen befestigt, und ging eine Viertelstunde hindurch auf den Händen, während er mit den Füßen alle jene Bewegungen ausführte,

welche wir mit den Händen verrichten, u. A. mit Eßstäbchen Speisen in den Mund der aufgesetzten Larve schob. In Europa hatte ich noch nichts Aehnliches gesehen. In einer gleich eigenthümlichen Art von Gymnastik zeichnete sich ein Anderer aus. Er schwang sich auf eine horizontal befestigte Bambusstange, befestigte seinen Zopf daran und ließ sich nun herab, indem er, daran hängend, eine Menge grotesker und dem Gesetze der Schwere scheinbar hohnsprechender Evolutionen ausführte. Das Finale bestand in der herkömmlichen Schlägerei mit Säbeln, Lanzen, Prügeln und Zöpfen nebst einem Feuerwerk. Ueber die Musik lege ich mir Schweigen auf. Die Vorstellung war zu Ende, die Künstler hatten sich mit tiefen Verbeugungen entfernt, aber unter den Zuschauern war der Geschmack an Feuerwerk angeregt worden. Wie durch Zauberei stieg Thee, Champagner und eine dampfende Punschbowle aus dem Boden des Balcons in die Höhe, und von dem Geländer aus wurde eine Menge Leuchtkugeln, Feuerräder und Schwärmer abgebrannt. Es war halb 12 Uhr vorbei, als wir zurückruderten, aber des Feuerwerks sollte heute kein Ende werden. Als wollte der Himmel unser kindliches Funkenspiel beschämen, schossen einige der großartigsten Sternschnuppen durch das tiefe Dunkel der Nacht.

Am nächsten Morgen des 18. Juli wurde wieder in See gestochen. Ich bedauerte, durch meine körperliche Schwäche verhindert gewesen zu sein, mich näher über Amoy zu unterrichten. So viel ich von der Wohnung des Consuls aus zu übersehen vermochte, ähnelt die alte Stadt auch in ihrer Bodenbildung Macao. Häuser und Tempel sind zwischen Felsen erbaut, die Zahl der Einwohner wird auf 200,000 angegeben. Ihr Typus unterscheidet sich wesentlich von dem der Bevölkerung Kantons. Die Hautfarbe ist dunkler und die hiesige Kopfbedeckung dem Turban der Muselmanen ähnlich. Da wir mit Gegenwind zu kämpfen haben, ist die Maschine geheizt und wir dampfen langsam vorwärts. Wir befinden uns in der Nähe der Insel Formosa und kommen Nachmittags dicht bei der kahlen, nur von Piraten bewohnten Ochseninsel vorüber. Die Ortsangehörigen versammeln sich auf Kuppen am Ufer, sind aber weit entfernt von einem Conat auf unser Schiff. So viel ich durch den Tubus sehen kann, flößt ihnen die „Gazelle" unsäglichen Respect ein. Die preußische Flagge hat sich in den chinesischen Gewässern trotz ihrer kurzen Anwesenheit schon Achtung verschafft. Das solide, stramme und doch wohlwollende

Wesen der Officiere und Mannschaften gefällt den Ostasiaten. Als der Lootse von Amoy uns aus dem Hafen in das offene Fahrwasser hinausgesteuert hatte und sich verabschiedete, widmete er dem General-Consul Herrn von Rehfues seine ganz besondere Huldigung. Er titulirte ihn dabei „Polussa Mandalin pidjen man numbel one“ (preußischer Mandarin Geschäftsmann Nr. 1); man wird sich erinnern, daß kein Chinese das R auszusprechen vermag.

Am 19. Juli, Morgens 8 Uhr, erblicken wir die nördliche Spitze von Formosa, wir steuern absichtlich so weit gen Osten, um den südlichen Passat zu gewinnen; doch gelingt es uns nicht, es herrscht auf der ganzen Route fortwährende Windstille. Das Wetter ist wunderschön, in der kühlsten Stunde, Morgens halb 4 Uhr, zeigte das Thermometer sogar nur auf 25 Grad Réaumur. Nach dem Kalender schreiben wir Sonntag, und um 10 Uhr tritt Baron von Bothwell unter die in Paradeuniform aufmarschirten Soldaten und Matrosen und hält fürchterlich Musterung. Darauf folgt der Gottesdienst in der Batterie. Bei der anhaltenden Windstille ist die schwebende Hitze unerträglich. Ich bin jetzt in jenem Stadium der Hautentwickelung angelangt, das mir schon in Calcutta viel Stoff zum Nachdenken bot, wenn Einer den Andern gleich beim ersten Zusammentreffen fragte: „Wie schwitzen Sie?“ Alle Poren meiner Haut scheinen verstopft zu sein, sie ist glühend aber trocken, ein innerer Brand verzehrt meine Eingeweide, und doch habe ich längst allen Reizmitteln und nährenden Speisen entsagt.

Neun Wochen hindurch habe ich kein Fleisch mehr genossen, ich friste mein Leben mit Reiskörnern, Brocken Zwieback, Grütze, Thee und Sodawasser. Die Güte meiner militärischen Landsleute kann ich nicht genug rühmen. Vor der Thür der Vorkajüte wandelt Tag und Nacht ein Soldat mit gezogenem Seitengewehr auf und ab. Brauche ich Hülfe und klingle, so steht er, wie der Geist des Ringes oder der Lampe, vor meiner Hängematte und betrachtet mich erwartungsvoll. Sein Name ist mir unbekannt, ich nenne ihn: Posten! Der Vortrefflichkeit dieser Einrichtung wird Jeder gerechten Beifall zollen, aber der Ort meiner Lagerstätte bringt denn doch auch einige Uebelstände mit sich. Ueber meinem Kopfe hängen, außer dem Barometer und Thermometer, noch einige andere „Meter“, die der Seemann zur Wohlfahrt des Schiffes und seiner Besatzung nicht aus dem Auge verlieren darf.

So geschieht es, daß Tag und Nacht alle halbe Stunden ein wachthabender Seecadet in meiner Kajüte erscheint, die Instrumente scharf beobachtet, die Grade notirt und später in dem dienstlichen Register verzeichnet. Da er sich nach Einbruch der Dunkelheit dabei einer Laterne bedient, kann er seine Beobachtung nicht anstellen, ohne dabei nicht an meinem Gesicht vorbei zu fahren und mich regelmäßig aufzuwecken. Unser Capitän studirt fleißig Bücher und Karten; unser großer Meteorologe Dove gilt mit seinem tiefsinnigen Calcül der Luftströmungen für den guten Genius der Seefahrer. Kein Tag vergeht, an dem seiner nicht in Ehren gedacht wird. Der militärische Dienst ist unerbittlich und am Tage macht kein Vorgesetzter der leiblichen Bequemlichkeit seiner Untergebenen Concessionen; nach Einbruch der Dunkelheit wird Nachsicht geübt. Wir entledigen uns alsdann bis auf ein unentbehrliches Kleidungsstück der gesammten Garderobe, lustwandeln oder sitzen auf dem Verdeck und rauchen Tabak. Eine Badewanne befindet sich an Bord, ich nehme täglich ein mir vom Stabsarzte verordnetes halbstündiges Bad zur Pflege meiner verkümmernden Haut. Sie ist nicht einmal mehr im Stande, die landesüblichen, regulären Hitzblattern zu Stande zu bringen. Um einige Abwechselung in meine Mahlzeiten zu bringen, darf ich von jetzt an einige Tropfen Citronensäure in meine Graupen träufeln.

Am 21. Juli waren wir dem Festlande sehr nahe, das Fahrwasser ist gefährlich und der Capitän geht mit höchster Gewissenhaftigkeit zu Werke. Er blieb die ganze Nacht hindurch auf dem Verdeck und ließ nach Mitternacht vier Raketen und Leuchtkugeln steigen, doch währte es bis Tagesanbruch, ehe ein englischer Lootse an Bord kam und die „Gazelle" in die Mündung des größten Flusses Chinas, des Yangtsekiang steuerte. Die Entfernung vom Festlande war größer gewesen, als wir sie abgeschätzt hatten. Die zwölfte Stunde rückte heran, ehe uns das Feuerschiff zu Gesicht kam, und meine Uhr zeigte auf Zwei, als wir zu Woosung (Wusung), dem Vorhafen von Shanghai, den Anker fallen ließen. Der General-Consul und Herr von Radowitz traten in in einem gemietheten chinesischen Fahrzeuge sogleich die Reise nach Shanghai an, wohin sie durch dringende Geschäfte gerufen werden; der Verfall meiner Kräfte verbot mir, mich ihnen anzuschließen. Ich tröste mich mit der Hoffnung, in dem Klima Japans zu genesen, einige Monate später hierher zurückzukehren und dann

das Versäumte nachzuholen. Die Herren haben bis Shanghai noch drei Stunden stromauf zu fahren. Der Yangtsekiang, der blaue Fluß oder Kiang, wie er schlechtweg genannt wird, ist hier mindestens anderthalb deutsche Meilen breit, und wechseln Ebbe und Fluth wie auf dem Ocean selber. Das unermeßliche Gewässer gleicht einer lehmigen Jauche und schwemmt eine unberechenbare Menge fester Bestandtheile in die See; die Natur strebt überall nach Abplattung, Nivellirung der Berggipfel und Füllung der Abgründe. So weit das bewaffnete Auge reicht, sind beide Ufer flach, wie in den Niederlanden. Man erkennt nur Reisfelder und niedriges Gebüsch. In meinen unfreiwilligen Mußestunden sitze ich traurig auf dem Verdeck und blicke dem von Westen heranströmenden wilden Wasserschwall entgegen; es ist möglich, von hier aus in einem Tage bis Nanking zu gelangen, aber die Expedition wäre selbst bei vollkommenem Wohlbefinden nicht rathsam. Die Rebellen (Taipings) haben sich der Stadt Nanking bemächtigt, und Niemand kann anschlagen, in wie weit die bisherigen diplomatischen Vereinbarungen des officiellen Chinas und der europäischen Seestaaten auch von ihnen anerkannt werden. Von der Schönheit Nankings habe ich während meiner Anwesenheit in China viel vernommen, der Stolz der Chinesen, der Porzellanthurm Thu, ist freilich von den Rebellen zerstört und dem Erdboden gleichgemacht worden. Nach älteren Berichten, denen ich hier folge, stammte der Porzellanthurm nicht, wie so manche ähnliche Denkmäler, aus den Zeiten der Einführung des Buddhaismus in China (etwa um Christi Geburt) her, sondern gehörte zu den Bauwerken der jüngeren Jahrhunderte. Der Kaiser Tsching-tsuwen-ti aus der Ming-Dynastie wird als sein Erbauer genannt. Die Errichtung fällt in die Jahre 1403 bis 1425. Seiner religiösen Idee nach war der Porzellanthurm ein Tempel des Dankes und der höchsten Erkenntlichkeit. Nach von Klöden's treffichem Handbuch der Erdkunde, der sich hier auf Pauthier stützt, stand der Porzellanthurm auf einem Ziegelunterbau, der mit einer Marmor-Balustrade umgeben war. Der als Tempel dienende untere Saal hatte hundert Fuß Tiefe, empfing aber sein Licht nur durch drei kolossale Thore. Der Thurm hatte neun Etagen und eine Höhe von 253 Fuß. Der Durchmesser des Bauwerks verjüngte sich mit zunehmender Höhe. Der Thurm war außen mit vielfarbigem glasirten Porzellan bekleidet, das im Laufe der

Jahrhunderte durch Regen und den zerstörenden Einfluß der atmosphärischen Chemikalien viel von seiner anfänglichen Herrlichkeit verloren hatte. Aus der achten Etage erhob sich ein mächtiger Mast als Gipfel des Ganzen, Eisenbande umschlangen ihn; auf der Spitze lag eine gewaltige vergoldete Kugel. Noch heute sprechen die Chinesen von ihrem Heiligthum, wie unsere Schriftgelehrten von den Wundern des alten Aegypten. Der Kaiser hat seine Residenz von Nanking nach Peking verlegt, aber die ehemalige Hauptstadt bewahrt standhaft den Ruf der Intelligenz und Gelehrsamkeit. Ihre Arbeiter sind die geschicktesten, die Sprache und ihr Accent sind hier besonders rein; Nanking ist das Athen der Chinesen. Der Ort scheint sich überdies durch seine Billigkeit und sonstige angenehme Lebensweise auszuzeichnen. Ich schließe dies aus dem Umstande, daß sich zu Nanking, wie zu Görlitz in Schlesien die preußischen Pensionäre der Armee, die zur Disposition gestellten Mandarine niederlassen und bei dem Reichthum der Bibliotheken ihre Muße durch wissenschaftliche Studien erheitern. Die Doctoren Nankings werden als die besten des himmlischen Reichs gerühmt. Ich las mit schwerem Herzen die Beschreibung der Herrlichkeiten und gewährte meiner Phantasie volle Freiheit, sie mit den riesenmäßigen Grabbildsäulen und Thiergestalten zu bevölkern, die noch heute in der Umgegend der Stadt gefunden werden sollen.

Unsere Tafelrunde wird immer kleiner, denn auch Capitän von Bothwell verläßt uns, um in Shanghai eine Summe von 60,000 Dollars einzukassiren. Doch kommt Mancherlei an Bord vor, das einem hülflosen Patienten einige Zerstreuung verschafft. Ein Matrose fiel über Bord, ward aber durch Anwendung der Rettungsboje und eines Bootes auffallend rasch wieder ins Trockene gebracht. Am 24. Juli war erst Musterung, dann folgte ein großes Seemanöver. Der Mannschaft wurde eine Lection im Entern ertheilt, die Gelehrigkeit und Geschicklichkeit unserer Landsleute war bewundernswerth; die militärischen Uebungen schlossen mit der Fiction eines ausbrechenden Feuers. Es wurde Sturm geläutet, denn in der mir angewiesenen Vorkajüte sollte es brennen. Bei den geringen Schwierigkeiten: die Feuersbrunst zu löschen, ging das Manöver rasch vorüber, und die Mannschaft ließ sich im Bewußtsein befriedigten Pflichtgefühls Abends den vertheilten Grog ausgezeichnet schmecken. Wüthet auch am Lande die Cholera auf

das Entsetzlichste und treiben stündlich Leichen vorbei, die man weit im Inlande, außer Stande, alle Todten zu begraben, in den Strom geworfen haben mag, so haben wir an Bord der„ Gazelle" doch keine Todten zu beklagen, so viel der Gesundheitszustand der Mannschaft sonst zu wünschen übrig lassen mag. Und doch ist bis jetzt Keiner am Lande gewesen. Wir ankern in Mitte eines förmlichen Geschwaders von Schiffen der Amerikaner, Engländer, Hamburger und Dänen, unter denen fast ein täglicher Wechsel stattfindet, und das Verdeck der „Gazelle" hat sich in den Sprechsaal einer Klinik verwandelt, so haben sich die Besuche der Leidenden vermehrt. Die Thätigkeit unserer beiden Doctoren ist wahrhaft übermenschlich, nie ward ärztlicher Rath bereitwilliger und ohne weniger Eigennutz ertheilt. Unter den aus Europa und Amerika gebürtigen Patienten befand sich auch ein chinesischer Soldat, der indessen die Hülfe unserer Aesculape nicht gegen ein klimatisches Uebel, sondern nur gegen eine Krankheit in Anspruch nahm, die auch diesseitigen Militärärzten viel zu schaffen macht. Bekleidete er eine höhere Charge, oder hatte er sich in einem Gefechte hervorgethan, auf der Rückseite seines Gewandes prangten außer der Nummer seiner Abtheilung einige Charaktere, welche „der Tapferste der Tapferen" bedeuteten. Später erfuhr ich, daß dergleichen Rockinschriften die Stelle unserer Orden und Medaillen vertreten. Weshalb dergleichen Auszeichnungen, wie z. B. das furchtbare Motto „der Allesmordende" aber gerade auf dem Revers der Heroen angebracht werden, wo der dadurch ins Bockshorn zu jagende Gegner sie erst erblickt, wenn „der Blutdürstige" Reißaus nimmt, habe ich nicht ermitteln können.

Am 29. Juli ist Herr von Bothwell von Shanghai zurückgekehrt, und drei Schritte von meiner Hängematte sind seitdem in sechs Kisten die bewußten 60,000 Dollars, also 100,000 Thaler in Silber, aufgestellt und der Wachsamkeit eines allstündlich abgelösten Postens, meines Vertrauten, anheimgestellt. An demselben Tage wurden auch einige Exercitien an den beiden auf Deck stehenden gekupferten Kanonenbooten unternommen. Jedes derselben vermag hundert Mann und ein Geschütz schwersten Kalibers zu tragen. Der Termin unserer Abfahrt ist immer noch unbekannt und hängt von der Rückkehr der Herren von Rehfues und Radowitz ab. Die Langeweile scheint auf unsere Matrosen demoralisirend einzuwirken, fünf derselben haben den schönen Abend be-

nutzt, zu desertiren, nachdem jeder einen der in offenem Gestell aufgespeicherten Revolver zu sich gesteckt. In der darauf folgenden Nacht entwischte noch ein Sechster, ein waghalsiger Geselle. Da die Revolver sogleich eingeschlossen worden waren, hatte er sich mit keiner Waffe versehen können und war in der Hoffnung, ein benachbartes Schiff durch Schwimmen erreichen zu können, einfach über Bord gesprungen, nachdem er die beiden Enden eines zerbrochenen Ruders unter den Achseln festgebunden. Der Unbesonnene hatte nicht an Ebbe und Fluth gedacht, die Zeit der ersteren war da, und der unwiderstehliche Wasserdrang des Yangtsekiang trieb ihn unaufhaltsam in den Ocean hinaus. Er war schon zwei Stunden umhergeschwommen, als sein Jammergeschrei einen heranlavirenden Amerikamer aufmerksam machte, der ihn denn auch glücklich auffischte. Vormittags zeigte der ehrliebende Amerikaner uns durch einige Signale den unvermutheten Fischzug an. Capitän von Bothwell entsandte ein Boot, und der Deserteur, so wie einer seiner gestrigen Vorgänger, liegt gegenwärtig in Eisen. Die Antecedentien des Flüchtlings sprechen nicht für ihn. Schon vor acht Monaten, in Rio Janeiro, hat er versucht zu entwischen, und sich bei seiner Verhaftung dadurch der weiteren Strafe entzogen, daß er mehrere Wochen lang sinnlos betrunken gewesen zu sein behauptete. So lange ein Kriegsschiff vor Anker liegt, befinden sich derartige Verbrecher in festem Gewahrsam, auf hoher See werden sie wieder in Freiheit gesetzt und verrichten ihren Dienst. Erst in der Heimath übergiebt man sie dem Kriegsgericht; unser muthwilliger Fahrtenschwimmer darf einer Festungsstrafe von 2 bis 3 Jahren gewiß sein. In Folge dieser Fluchtversuche ist die Ordre, das Schiff nicht zu verlassen, noch verschärft; die Officiere fürchten die Einschleppung der Cholera, an der, wennschon nicht in Woosung, aber doch in Shanghai, täglich 800 bis 900 Eingeborene sterben. Am 30. Juli Abends trafen endlich die Herren von der Gesandtschaft ein. Prinz Wittgenstein, der sich bis dahin in Shanghai aufgehalten, hatte sich zu ihnen gesellt und gedachte die Reise nach Japan mit uns fortzusetzen. Ich ließ mich von den Herren zu einem Ausfluge nach dem Städtchen Woosung bereden, das an der Mündung des gleichnamigen Nebenflusses des Yangtsekiang liegt, vermochte aber nichts Sehenswürdiges zu entdecken. Bemerkenswerth war nur die Menge der Dschunken, die theils, wie unsere Boardinge, die neuen Thees

an Bord der fremden Schiffe führten, theils das importirte Opium landein und stromauf verschifften. Mir wurde u. A. eine Polizei- und Criminalgerichts-Dschunke gezeigt, die eben von einer Inspectionsfahrt in der Mündung des Kiang, und zwischen Woosung und Shanghai, zurückgekehrt war. Das grell angemalte Fahrzeug sah keineswegs einladend aus. An seiner Spitze stand ein Galgen, ein auf zwei Pfeilen ruhender Querbalken, den man vor Kurzem seiner Früchte entledigt haben mochte. Noch hingen an zwei Haken die Stricke, und seitwärts lehnte eine Bambusleiter. Die Strompolizei macht mit Piraten kurzen Proceß. Unter dem Galgen saßen mehrere Beamte und wehten sich mit Fächern Kühlung zu. Die mit einer Luntenflinte bewehrte, auf und ab wandelnde Schildwache hatte den Fächer hinten in den Nacken gesteckt, wo er wie der Stiel einer Pfanne hervorragte.

X.

Nach Japan. Flucht vor dem Teifun. Schönes Wetter und dreißig mit dem Tauende. Der Vulkan Fusi Yama. Eine neue Höflichkeitsbezeigung. Ein Damenbad auf offener Straße. Grillen und Schreiflegen. Japanische Häuslichkeit.

Früh 8 Uhr am 31. Juli werden die Anker gelichtet und wir stechen nach Yeddo in Japan in See. Der anschwellenden Fluth entgegen, fahren wir stromabwärts unsäglich langsam; doch hatten sich um 4 Uhr Nachmittags die wilden Wasser wieder verlaufen und der Capitän trug Bedenken, bei dem niedrigen Wasserstande und dem Tiefgange der „Gazelle" die Barre des Yangtsekiang zu passiren; die Anker wurden daher nochmals ausgeworfen. Es ist heute Freitag, und in allen Winkeln des Schiffes stecken die Matrosen die Köpfe zusammen und tuscheln; eine Abfahrt an einem Freitage sei noch nie zu einem glücklichen Ende gediehen. Die Zeit zu ferneren abergläubischen Betrachtungen war ihnen nur karg zugemessen, um halb 3 Uhr Nachts dampften

wir rasch über die gefährliche Barre, und von einer frischen Brise angehaucht, eilten wir mit einer Schnelligkeit von acht Knoten nach Norden vorwärts. Der Athem des Windes erstarb nach vierundzwanzig Stunden, und am 2. August, Sonntags, war eine solche Windstille eingetreten, daß nach dem Gottesdienste Baron von Bothwell uns den Vorschlag machte, ein Boot zu besteigen und eine Ruderfahrt zur Feier des Sabbaths zu veranstalten. Eine Stunde lang genossen mir den Anblick der prächtigen Corvette und des unbegrenzten Ocean-Panoramas, dann kehrten wir zurück und setzten mit Dampf die Reise fort. Mein Tagebuch gewährt in den chinesisch-japanischen Gewässern nur spärliche Ausbeute, der Schiffsverkehr ist sehr gering; seit der Abfahrt von den chinesischen Küsten haben wir nur ein Schiff in der Ferne erblickt. Unsere Gesundheit hat sich sehr verschlechtert, der Capitän leidet von allen Officieren am heftigsten an der Dysenterie; die Bildung eines Graupenvereins wäre angemessen. Die Stelle eines Alterspräsidenten könnte mir, der ich am längsten mit dem Uebel kämpfe, ohnehin nicht entgehen. Am 3. August erhielten wir Gesellschaft. Mehrere Walfische von mittlerer Größe tauchten tausend Schritte von dem Schiffe auf, bliesen Wasserstrahlen aus den Nasenlöchern und schäkerten untereinander auf etwas hahnebüchene Weise. Den Fischlein schien im kühlen Grunde unsäglich wohl zu sein. Bald darauf schwamm ein verschlossener chinesischer Sarg an der „Gazelle" vorüber; wie er in diese Regionen gekommen sein mochte, war uns Allen unbegreiflich. Um 3 Uhr erblickten wir in weiter Ferne Land, die japanische Insel Udsi Sima, eine malerische Bergformation von ungefähr 2000 Fuß Höhe, und gegen Abend begegnete uns die erste japanische Dschunke, der wir jedoch keine weitere Aufmerksamkeit schenkten, da das Barometer plötzlich rasch zu fallen begann und angesichts der Küste sogleich die nöthigen Vorsichtsmaßregeln ergriffen werden mußten.

Der Wind wurde von Stunde zu Stunde stärker, und Capitän von Bothwell hielt es für rathsam, in Gesellschaft der Officiere die Nacht hindurch auf Deck zu bleiben. Durch meine körperliche Schwäche gezwungen, hatte ich mich in der Vorkajüte niedergelegt, aber die gewaltigen Bewegungen des Schiffes ließen mich nicht schlafen. Ich kroch aus der Hängematte und begab mich zu den Officieren. Die See ging himmelhoch; im Verhältnisse zu den

heranrollenden Wasserbergen schien die stattliche „Gazelle" zu einer Walnußschale zusammengeschrumpft zu sein. Die höchste Vorsicht war geboten, denn in allen Richtungen umgab uns Land. Nördlich am Horizont tauchten die kahlen, nur hie und da grüngefleckten Felsen Japans auf, gen Süden zeigten sich mehrere kleine gebirgige Inseln, deren eine, Kurosima, in einen rauchenden Vulkan von 2200 Fuß Höhe auslief. Die See ging immer höher, und endlich mußten alle Kajütenfenster und Stückpforten geschlossen werden. Da ich zu einer dreistündlich zu nehmenden Mixtur verurtheilt war, hatte ich mich rittlings auf das Geschütz in meinem Boudoir gesetzt und führte eben den Löffel zum Munde, als eine Welle durch die Oeffnung schlug, nicht nur die Medicin beträchtlich verdünnte, sondern mich auch durch ein Sturzbad erfrischte und alle Utensilien nebst Gepäck unter Wasser setzte. Die Kajüte mußte mit Eimern wieder trocken gelegt werden. War die Hitze in der geschlossenen Kajüte des Capitäns unerträglich, so stürzte der Regen auf das Verdeck in Strömen herab. Um 6 Uhr wollte die Corvette „keine Fahrt mehr machen". Der hohen See und der Wucht des Sturmes war die Kraft der Schraube nicht gewachsen. Unaufhaltsam trieb die „Gazelle" rückwärts. Eine Stunde später fuhr eine französische Corvette, wahrscheinlich von Yeddo kommend, mit dichtgerefften Marssegeln in südlicher Richtung an uns vorüber. Der Versuch wurde angestellt, mit Flaggensignalen eine Unterhaltung anzuknüpfen, aber das eilige Kriegsschiff gab keine Antwort. Capitän von Bothwell beschloß jetzt, da das Barometer immer tiefer sank, dem Beispiel des Franzosen zu folgen und den Wirbeln des drohenden Teifun auszuweichen. Das Kriegsschiff mochte, nach dem Verlust beider Bramstengen zu urtheilen, dem Teifun nur mit genauer Noth entgangen sein. Auch unsere Marssegel wurden gerefft, wobei einige Leinwandstücke wie Papierfetzen zerrissen über Bord flogen, und resignirt kehrten wir dahin zurück, woher wir gekommen waren. An Unglücksgefährten fehlte es uns nicht. In den Mittagsstunden des 4. August kam uns eine große, sehr elegant ausstaffirte Dschunke in Sicht, die bei ihrer unbehülflichen Bauart noch ganz anders, wie wir, hin- und hergeworfen wurde. Mit Hülfe des Fernglases erkannte ich auf Deck des Schiffes vier höchst martialisch aussehende Japanesen und ein kleines Frauenzimmer, die sich sämmtlich mit vieler Fassung in ihre Lage fanden. Gar gern hätte ich das Schauspiel länger beobachtet,

man rief mich jedoch schleunig in die Kajüte; meine Effecten hatten durch eine Sturzsee abermals Schiffbruch gelitten. Koffer, Morgenschuhe und Stiefelknecht schwammen umher; der Posten leistete mir bei der Rettung freundschaftliche Hülfe. Der Morgen des 5. August brach noch immer stürmisch an, aber das Barometer begann langsam zu steigen; wir waren über dreißig Meilen weit zurückgeworfen worden. Der Wind drehte sich nach Westen, und der frühere Cours wird von Neuem aufgenommen. Obgleich die See den Anschein hat, als wolle sie uns unter den von Südwest gegen den Spiegel der Corvette heranrollenden Wellen begraben, sieht der Himmel doch etwas freundlicher aus. Vor meinen Augen schwankt Alles, ich bin nicht seekrank, aber ich werde in meinem jammervollen Zustande noch von fixen Ideen verfolgt. Die ganze Nacht hindurch wand ich mich in der glühenden Stickluft der Kajüte in meiner Hängematte und konnte den Gedanken nicht los werden, wie glücklich ich sein würde, läge ich jetzt im Winter zu Hause neben dem geheizten Ofen, mit einer Wärmflasche im Bette. Der logische Widerstand gegen diesen aufdringlichen Gedanken, der meinem verwirrten Hirn nicht recht einleuchten wollte, verursachte mir unbeschreibliche Qualen. Jetzt saß ich auf dem Verdeck, und um mich drehte sich ein dunkelgrauer, mit Seeofficieren, Teifunkarten und Regenwolken bedeckter Himmel. Da sich der Wind noch mehr nach Süden wandte, kamen wir rasch vorwärts.

Am 6. August hatte sich die See etwas beruhigt, wir konnten in den Kajüten gehen und stehen, ohne zu Boden geworfen zu werden, und Capitän von Bothwell mochte das Wetter für geeignet halten, um jetzt einen Act der Gerechtigkeit vorzunehmen. Die Officiere und einige als Zeugen dazu commandirte Matrosen versammelten sich um 9 Uhr in Gala-Uniform, und einem Gehorsamverweigerer werden mit einem Tauende dreißig Hiebe officiell aufgezählt. Ungeachtet des günstigeren Windes haben wir nach den am 7. August angestellten Berechnungen weniger „Fahrt gemacht", als zu erwarten stand. Erst in den Mittagsstunden bringen wir es mit Dampf zu einer Geschwindigkeit von 8 bis 9 Knoten in der Stunde und passiren Nachmittags die Region, wo der unglückliche Schoner „Frauenlob" von seinem Schicksal ereilt wurde. Unsere Entfernung vom Lande wird auf 8 geographische Meilen abgeschätzt. Bei Sonnenuntergang segelt und dampft ein von Norden kommendes Geschwader von acht großen und

kleinen Kriegsschiffen an uns vorüber. Der Flaggengruß und eine flüchtige Correspondenz mittelst Signalen wurden durch die schleunig hereinbrechende Dunkelheit verhindert; wir waren immer noch eine Meile von der Flotille entfernt. Die Fahrt wurde mit höchster Vorsicht fortgesetzt, und am 8. August, um 6 Uhr Morgens, tauchte in einer Entfernung von 16 bis 20 Meilen der schon mehr im Innern Japans gelegene Vulkan Fusi Yama, der heilige Berg der Japaner, aus der Tiefe auf. Der Himmel war wolkenfrei und die malerischen Umrisse des Gipfels traten scharf hervor; auf der Spitze sah man deutlich mehrere Schneeschichten. Die Höhe des Fusi Yama, d. h. des großen Berges, wird sehr verschieden zwischen 12,000 bis 14,000 Fuß angegeben. Nach einer neueren Messung von Alcock soll sie 14,356 Pariser Fuß betragen. Der ausgebrannte Vulkan, der nach den Behauptungen der Japanesen im Jahre 286 vor Christi Geburt plötzlich entstanden sein soll, ist der Stolz der Eingeborenen. In allen ihren landschaftlichen Abbildungen suchen sie seine rauhe Pyramide im Hintergrunde als höchsten Effect anzubringen. Meine Hände zitterten vor Schwäche, doch durfte der günstige Augenblick nicht verloren gehen, ich holte meinen Malerapparat und fertigte, da die Wuth der Wasser endlich beschwichtigt war und die Schwankungen der Corvette meine Arbeit nicht hinderten, glücklich eine Aquarelle an. Kaum hatte ich den Pinsel ausgewischt, als eine plötzliche Trübung des Dunstkreises mir bewies, wie recht ich gethan, keine Zeit zu versäumen. Etwa um 9 Uhr spann sich der majestätische Berg in einen dichten Wolkenschleier.

Wir näherten uns inzwischen den pittoresken Küsten der herrlichen Bai von Yeddo. Das Erste, was wir von japanischem Leben und Treiben bemerkten, waren drei größere Dschunken, jede mit 20 stämmigen Landeskindern bemannt, die dem Walfischfange oblagen. Die Jagd mochte höchst ergiebig sein, denn während meiner Arbeit hatte ich nach und nach reichlich ein Dutzend heranwachsender Walfisch-Fohlen oder -Kälber — ich bin in der Fischer- und Jägersprache nicht bewandert — gezählt, die sich mit kindlicher Naseweisheit der „Gazelle" näherten, aus dem Ocean mit ihren riesigen Leibern hervorschnellten und Wasserstrahlen emporstrudelten. Meine poetischen Empfindungen wurden durch den unerwarteten Umstand, daß auf Deck Alles zum Gefecht klar gemacht wurde, etwas heruntergestimmt. Die „Gazelle" war eines

freundlichen Empfanges in Kanagawa, das wir Abends zu erreichen hofften, nicht ganz gewiß und mußte sich auf alle Fälle vorbereiten. Schon gestern hatte mich ein längeres Uebungsmanöver von kriegerischem Anstrich befremdet. Selbst die diplomatischen Herren Passagiere besichtigten ihre Revolver. Im Laufe des Tages geschah indessen nichts, was unsere Besorgnisse steigern sollte. Eine Anzahl Dschunken, die wir einholten, schienen mir zwar nicht so bunt und malerisch, wie die gleichnamigen Fahrzeuge der Chinesen, aber von praktischerer Bauart. Sie waren nicht so unbehülflich, als mir die vom Sturm hin- und hergeworfene Dschunke erschienen war, segelten trefflich vor dem Winde, und ich gab im Stillen den japanischen Zimmerleuten eine Ehrenerklärung. Bald eröffnete sich uns die Aussicht in die weite Bai von Yeddo. Die Landschaft ist unvergleichlich schön und das Glück lächelte unserer Ankunft. Die Sonne hatte alle Nebelgespinnste zerstreut; die tiefblaue Bai und ihre Ufer lagen wie ein gekröntes Preisbild in goldenem Rahmen vor uns. Vielleicht veranschauliche ich den weiten Prospect am besten, wenn ich die felsigen, bald kahlen, bald bewaldeten Erhebungen von mäßiger Höhe und die darin gebetteten freundlichen Hafenstädte mit einer Zusammenstellung thüringischer Veduten vergleiche. Es war dieselbe musikalische Harmonie der Formation, dieselbe Frische, nur erschien mir das herrliche Ensemble mehr von südlicher Wärme der Farbe angehaucht, und das ferne Kolossalgebilde des Fusi Yama brachte einen fremdartigen Ton hinein, der nach Asien hinüber modulirte.

Einige Minuten vor Sonnenuntergang hatte die „Gazelle" Yokuhama erreicht. Kaum war der Anker gefallen, als die Officiere der in der Nähe ankernden amerikanischen, englischen und französischen Schiffe ihren Begrüßungsbesuch abstatteten. Einer der ersten an Bord war der preußische Consul Herr von Brand. Die Dunkelheit brach so rasch herein, daß wir uns der willkommenen Gäste nicht lange erfreuen konnten, ja selbst der für das französische Admiralschiff bestimmte militärische Gruß von 13 Kanonenschüssen mußte bis auf den nächsten Morgen verschoben werden. Leider hatte sich unsere Tafeldecker-Mannschaft nicht genügend darauf vorbereitet und den zum Tiffin gedeckten Tisch nicht „zum Gefecht klar gemacht"; der Teller- und Gläservorrath der „Gazelle" erlitt folglich durch die Lufterschütterung, welche das Abfeuern der Vierundsechzig-Pfünder verursachte, eine empfindliche Einbuße. Für

gewöhnlich müssen vor jeder Kanonade an Bord alle zerbrechlichen Geschirre in Kisten oder Körbe festgepackt werden. Um 9 Uhr Morgen ruderten wir an's Land und standen nach einer halben Stunde auf japanischem Boden. Die Herren von Rehfues, von Radowitz und Prinz Wittgenstein beziehen Zimmer im Hause des Herrn von Brand; mich nimmt die Firma Reis und Schulze auf, ein Bremer Handelshaus.

So eindringlich man mich zur Vorsicht gemahnt hatte, nicht allein zu weit in den Straßen Yokuhamas vorzudringen, vermochte ich doch nicht, meiner Neugier zu widerstehen. Zudem hatten sich meine Kräfte etwas gehoben und mehrere Stunden ruhigen Schlafes in der letzten Nacht meine Nerven erfrischt. Das Klima Japans ist immer noch warm genug, aber bei der freien Lage der Bai, in der wir ankern, kühlt sich die Atmosphäre bei Nacht beträchtlich ab; die Gesammt-Temperatur wird dadurch ungleich angenehmer und wohlthätiger für das leibliche Befinden, als zu Hongkong. Erleichterten Herzens begab ich mich in die Straßen Yokuhamas, kam aber nicht weit, da immer nach vier bis fünf Schritten hundert neue Gegenstände mich fesselten und zwangen, mit offenem Munde stehen zu bleiben. War ich bisher in China durch meine Nachahmung der landesüblichen Höflichkeit überall gut fortgekommen, so hielt ich es für verständig, unter dem Bruderstamme ein ähnliches Verfahren zu beobachten, und kann dasselbe allen meinen deutschen Nachfolgern anempfehlen.

Gleich in den ersten zehn Minuten meines Streifzuges wurde mir ein sehenswerthes, von Allem, was ich bisher in der Praxis des Ceremoniells erlebt, weit abweichendes Schauspiel gewährt. Ein vornehmer Mann ritt, von seinem, aus Fußgängern bestehenden Gefolge begleitet, durch die Straße. Er trug zwei Schwerter und die einem Weiberrock ähnlichen weiten Hosen, die nur der Adel anlegen darf. Der Reiter, wenn er nicht ein Daïmio war, was ich in Yokuhama nicht voraussetzen durfte, mußte also wohl den „Sio-Mio", d. h. dem Erbadel, oder einer andern der ersten vier Klassen, den Yakonins, angehören. Das Volk bewies ihm außerordentliche Ehren. An orientalische Höflichkeitsbezeigungen gewöhnt, befremdete es mich nicht weiter, daß alle Vorübergehenden sich zu Boden warfen und ihre Häupter zur Erde neigten. Bisher hatten sie aber der vornehmen Person, welcher diese sclavischen Huldigungen galten, immer den Kopf und die ehrerbietig aus-

gestreckten Hände zugekehrt; hier verhielt es sich umgekehrt. Alle warfen sich mit abgewandtem Haupte auf die Kniee, verbargen die Gesichter und ließen den hochgestellten Beamten oder Militär nur ihre Kehrseite, und zwar im schärfsten Gegensatze zum Antlitz sehen. Denn da die Mannigfaltigkeit der Garderobe unter den Japanesen, wie ich schon in den ersten Minuten meiner Promenade bemerkt hatte, außerordentlich groß ist und die unteren, arbeitenden Kasten in der Sommertracht einhergingen, die nur in einem um Leib und Oberschenkel geschlungenen schmalen Bande besteht, konnte es nicht fehlen, daß dem Yakonin eine Menge jener ausdruckslos geformten Körpertheile in ihrer Blöße zugekehrt war, die wir Europäer deshalb aus ästhetischem Zartgefühl sorgfältig unter unseren Kleidern verbergen und die nur die ruchlosen Spaßvögel entschwundener, unhöflicherer Jahrhunderte unter schmachvollen Zumuthungen unverhüllt vorwiesen. Es war mir unmöglich, bei dem frappanten Anblick einer so eigenthümlichen Esplanade ein lautes Gelächter zu unterdrücken, und da ich vor dem langsam heranreitenden Yakonin höflich den Hut lüftete und eine leichte Verbeugung machte, bezogen Se. Excellenz mein Gelächter als europäischen Ehrengruß auf ihre Person und dankten mir durch Handschwenkungen und Kopfnicken auf zuvorkommende Weise.

Je weiter ich ging, desto einleuchtender wurde mir, wenn irgendwo, so habe man die verkehrte Welt nur in Japan zu suchen. So fiel mir in mehreren, nach der Straße offen stehenden Tischlerwerkstätten die Art des Hobelns und Sägens auf. Die Arbeiter stoßen nämlich das Handwerkszeug nicht, wie bei uns, von sich, sondern ziehen es, und zwar mit vieler Leichtigkeit, an sich. Ein großes Brett wurde nach dieser Methode eben so schnell glatt gehobelt, wie nach europäischem Brauch. Selbstverständlich schreiben die Japanesen von rechts nach links und beginnen ihre Bücher auf der letzten Seite des Bandes, aber auch die Pferde stehen in ihren Ställen mit den Köpfen nach vorn gekehrt, wo man in unseren Ställen nur ihre Schweife erblickt. Jeder Leser des alten Testamentes weiß, welches Unheil durch die unzeitige Wißbegier jener älteren Herren angerichtet wurde, welche die schöne Susanne und Bathseba in einem Augenblicke belauschten, wo jedes weibliche Wesen sich den Augen des starken Geschlechts zu entziehen sucht. Meinen japanesischen Collegen, den Historienmalern, kann die Culturgeschichte ihrer Heimath nie einen gleich dankbaren Vorwurf

liefern. Vor der Thür jedes japanischen Hauses steht, zum ersten Nothbehelf bei Feuersgefahr, ein mit Wasser gefüllter großer Bottich, dessen Inhalt fortwährend erneuert und von der Polizeibehörde streng beaufsichtigt wird. Der Bottich ist zugleich die Badewanne der das Haus bewohnenden Familie und die offene Straße: ihr Badegemach. Wie erstarrt blieb ich stehen, als ich, hinter einem in das Haus biegenden Packträger hervortretend, plötzlich vor einem jungen Mädchen stand, das, im Costüm unserer Urgroßmutter Eva, aber selbst ohne die Feigenblätter-Garnitur, auf einem über den Rand des Bottichs gelegten lackirten Brette saß, Nacken und Brust mit Wasser übergoß und wie eine Ente mit den Füßen darin plätscherte. Ich wich in der Furcht, eine unerhörte Tactlosigkeit begangen zu haben, verlegen zurück, da mich aber die badende Schöne nur eines gleichgültigen flüchtigen Blickes würdigte und keiner der Vorübergehenden sie beachtete, beruhigte ich mich mit dem alten Sprichworte: Ländlich, sittlich! und schlenderte unbekümmert weiter. Wirklich war das öffentliche Bad keine Ausnahme von der Regel gewesen, die Vormittagsstunde mochte zur Toilette bestimmt sein, und schon einige Häuser weiter traf ich eine Mutter mit zwei Töchtern bei derselben Beschäftigung. Die Damen fühlten sich durchaus nicht unangenehm berührt, als ich auf und ab wandelnd Augenzeuge der gegenseitigen Uebergießungen und des späteren weitläufigen Haarschmückungsprocesses war. Ich bekam danach eine sehr vortheilhafte Meinung von der Reinlichkeit, wenn auch nicht von der Schamhaftigkeit der Japanesen, und habe keine Veranlassung gefunden, sie später zu berichtigen. Der Inselbewohner steht in dieser Hinsicht weit über dem Chinesen.

Die Bauart der aus Fichten, Cedern- und Pinienholz errichteten Häuser ist sehr gleichförmig und kasernenartig. Eine lange Straßenfront scheint oft nur ein einziges zweistöckiges Haus zu sein, und doch zerfällt sie in eine Menge einzelner Gebäude, die freilich durch ein gemeinschaftliches Dach aus schwarzen Ziegeln verbunden sind. Eben so gern malt man die Wände schwarz an, was den Straßen durchweg ein düsteres Ansehen giebt, ungeachtet nach hiesigen Vorstellungen die schwarze und purpurrothe Farbe der Heiterkeit geweiht sein soll. Weiß ist, wie in China, auch in Japan die officielle Trauerfarbe. Glasscheiben kennt man in Japan eben so wenig als im himmlischen Reiche. Nur in Yeddo sollen einige Daïmios Zimmer ihrer Paläste mit Glasfenstern ge-

schmückt haben. Die Fenster bestehen aus hölzernen Gittern, die mit dünnem Papier überklebt werden, das so viel Licht durchläßt, um dabei arbeiten, lesen und schreiben zu können. Will der Japanese auf die Straße sehen, so fährt er mit dem Finger durch eine der kleinen Papierscheiben; der Schaden wird durch ein übergeklebtes Blatt schnell wieder ausgebessert, doch erhalten die Fenster durch diese häufig wiederholten Operationen zuletzt ein gar zerplundertes bettelhaftes Aussehen. Das zweite Stockwerk der gewöhnlichen Häuser tritt, wie unsere Mansarden-Etagen, etwas zurück. Hier pflegen sich die Schlafgemächer der Familien zu befinden.

Die Promenade hatte mich sehr ermüdet, und ich kehrte nach Hause zurück, nicht ohne aus den Mienen mehrerer mir begegnenden Yakonins zu errathen, daß die Besorgnisse der Landsleute vor unberechenbaren Gewaltthaten nicht ungerechtfertigt seien. Alle diese Herren, deren verschiedene Grade oder Kasten ich nicht zu unterscheiden vermochte, trugen zwei Schwerter und schienen ihren bärbeißigen Gesichtern nach große Lust zu haben, die Schärfe eines derselben an meinem Bauche zu erproben. Die Antecedentien dieser Herren können nach europäischen Begriffen nicht die besten sein; die Einwanderer aus anderen Welttheilen leben hier unter einem stillschweigend erklärten Belagerungszustande. Bei einem Besuch läßt man eher die Uhr, die Börse oder das Taschentuch zu Hause, als den Revolver. Vom Säbel trennt man sich so ungern, wie vom Zahnstocher und dem Augenglase. Und doch widerspricht dem die Lage und leichte Zugänglichkeit meines Zimmers in Herrn Reis' Hause. Das einzige Fenster desselben im Parterregeschoß ist nur durch ein schmales Vorgärtchen oder einen mit Zwerggewächsen und Blumen ausgestatteten Gang und einen sechs Fuß hohen Stacketenzaun von der Straße getrennt. Gleich dem Italiener bewegt sich der Japanese in den heißen Sommermonaten Nachts gern im Freien, und meine Lagerstätte, an deren Kopfende auf dem Tische eine große Lampe steht, ist von der Straße aus Jedermann sichtbar und zugänglich, da der Stacketenzaun sich leicht überklettern lassen würde. Nichtsdestoweniger lächelt Herr Reis und beruhigt mich bei meinen Klagen über mangelnde Sicherheit: keinem seiner Gäste sei noch in diesem Gemache etwas Uebles zugestoßen. Wirklich wird meine Nachtruhe weniger durch die zweifüßigen, als die mehrfüßigen Einwohner von Yokuhama gestört. Unter jedem Breitengrade lernt man neue Quälgeister aus

dem Insectenvolke kennen. Hier giebt es in den Zimmern eine Menge Grillen, deren Nachtgesang nicht verstummt, man mag anstellen, was man will. Noch beschwerlicher ist eine mir neue Species riesiger Fliegen, — die Landsleute nennen sie Schreifliegen — die bei ihrem Umherschwärmen ein Geräusch hervorbringen, als striche Jemand mit angefeuchtetem Finger auf dem Rande eines feinen englischen Glases. Das Nocturno eines solchen Chors zirpender Grillen und wild umhersausender Fliegen schreckt mich mehrmals in jeder Nacht aus dem Schlummer auf. Hector Berlioz wäre entzückt gewesen, hätte er dieses Musikstück anhören können, denn hier brachten die unvernünftigen Creaturen mit ihren natürlichen Hülfsmitteln ganz denselben Effect hervor, den der Pariser Tonsetzer in dem Queen Mab Scherzo seiner berühmten Symphonie „Romeo und Julie" erst durch die abenteuerlichsten Instrumental-Combinationen erzielt.

So trefflich die Gemüse in China und Japan sind, das in beiden Ländern gezogene Obst hat mir niemals munden wollen. Die im heutigen Dessert herumgereichten Aepfel und Pfirsiche hatten, wenn ich so sagen darf, einen Wildgeschmack, der Holz und Säure verrieth; die Stämme mochten schlecht gepfropft sein. Unsere Tischgesellschaft bestand außer den zahlreichen Hausgenossen des Wirthes aus einigen Seeofficieren. Die Herren glaubten mir die höchste Artigkeit zu sagen, wenn sie ernstlich betheuerten, die „Gazelle" bei ihrer Ankunft verkannt und für ein englisches Kriegsschiff gehalten zu haben. Nach aufgehobener Tafel wurden die Häuser einiger reichen Landesbewohner besichtigt. Sie waren sämmtlich von einem Stacketenzaun umgeben und lagen in kleinen, sauber gepflegten Gärtchen. Links von dem Haupteingange wohnte in einem besondern Häuschen der Portier, Wächter oder Herold; wenigstens vereinigte er in seiner Person alle Functionen dieser Aemter. Je nach dem Stande der Einlaß Fordernden wirft er sie entweder unverzüglich mit sicherem Griff wieder auf die Landstraße, oder meldet sie an, und führt sie auch wohl unter vielen Bücklingen persönlich vor seinen Gebieter. Jeder Fremde hat durch den Thürklopfer am Thor seine Ankunft anzumelden, der Portier besichtigt ihn und läßt ihn vorkommenden Falles ein. Die geringen Leute begeben sich durch eine kleine Seitenthür in das Haus, wo sie von höheren Domestiken in Empfang genommen werden; die vornehmen Personen treten durch die hohe Mittelthür

ein und werden der Herrschaft durch einen weithin schallenden Schlag auf eine dünne Metallplatte angemeldet. In diesen feinen Standesunterscheidungen ist Vieles, was mit den aristokratischen Hausgebräuchen in England und Frankreich übereinstimmt.

XI.

Papierne Sommerhäuser. Erdbeben. Der Nachtwächter und seine Trommel. Brillenschlangen. Nationales Mißtrauen. Ein Bonze als Liebesagent. Die Ehe als Finanzquelle. Die Theehäuser und das Herrenhaus. Unleidliche Bevormundung. Kaufleute. Lohgerber und Scharfrichter. Die Frauen Japans. Musme. Die Feuerwehr auf der Leiter.

Eine sehr sinnreiche Vorkehrung fand ich in mehreren geräumigen Salons. An bestimmten Stellen der Wände waren schmale Tafeln in dieselben geschoben, welche, neben einander herausgezogen, größere oder kleinere Wände bildeten und den Einwohnern gestatteten, den umfangreichen Saal in mehrere Cabinete zu theilen. Diese spanischen Wände oder Schirme, die bei ihrer Leichtigkeit sich von einem Kinde bewegen ließen, waren mit goldenen Schriftzügen, heiligen Hähnen, Schildkröten und Schlangen oder unanständigen Bildern geschmückt. Die Auswahl seines Mobiliars macht selbst dem begüterten Japanesen nicht so viel zu schaffen, wie dem Europäer, der sich nicht nur in der Toilette, sondern auch in dem Wechsel der Tische, Stühle und Schränke stets auf der Höhe des Zeitgeschmacks behaupten will. Er bringt sein Leben auf dem platten Erdboden zu. Eine sehr saubere Matte, aus den verschiedensten rohrartigen Stoffen geflochten, ist über denselben ausgespannt; will sich der Japanese setzen, so kniet er nieder und ruht auf den Unterschenkeln; die Matte ist sein Nachtlager. Nur ein gepolstertes Kopfkissen, das einige Aehnlichkeit mit den kleinen Fußbänkchen unserer Damen hat, wird zur Hülfe genommen und unter den Nacken geschoben.

Die Bequemlichkeit dieses Hausgeräths ist mir immer höchst zweifelhaft geblieben.

Wie ich schon bemerkt habe, sind die japanesischen Häuser in Betracht der häufigen Erschütterungen des vulkanischen Bodens sehr leicht gebaut; es giebt sogar Sommerhäuser, die nur aus Holzrahmen mit Papierwänden bestehen. Menschen und Gebäude sind an Erdstöße gewöhnt, und noch vier Tage vor unserer Ankunft hatte ein ziemlich starkes Erdbeben stattgefunden. Die leichte Bauart begünstigt nicht die nächtliche Ruhe, nebenbei giebt es noch mannigfache Störungen, die mit den localen Gebräuchen und den kriegerischen Zeitumständen zusammenhängen. Die europäische Ansiedelung von Yokuhama ist von Wachthäusern und Truppenabtheilungen der Japanesen umgeben, die angeblich zu unserem Schutze dienen sollen, in Wirklichkeit aber wohl nur unserer scharfen Beaufsichtigung wegen da sind. Um uns von ihrer Wachsamkeit zu überzeugen, feuern die Vedetten und Patrouillen zur Nachtzeit häufig Gewehrsalven und Kanonenschüsse ab, ein Lärm, der trotz der Entfernung einen sensiblen Kranken sofort aus dem Schlafe aufschreckt. Fast noch widerwärtiger ist der Nachtwächter des Reviers. Theils um sich selber munter zu erhalten, theils um die Unterthanen des Mikado nicht in eine zu tiefe Lethargie versinken zu lassen, kündigt dieser würdige Beamte seine Runde durch Trommeln an. Und bei einer derartig zusammengesetzten Nachtmusik soll nun ein Reconvalescent von der Dysenterie seine gesunkenen Kräfte wiederherstellen! Wir Europäer entbehren übrigens nicht durchaus des militärischen Schutzes; in unserer Ansiedelung liegt eine Abtheilung von 400 Mann Franzosen, Engländern und Nordamerikanern, die bei der heiligen Scheu der Eingeborenen vor der europäischen Kriegskunst wohl zu unserer Vertheidigung ausreicht. Da ich einmal von der Nachtruhe rede, darf ich eine gewisse Sorte unliebsamer Bettgenossen nicht übergehen, vor denen man sich, ehe man das Lager besteigt, zu sichern hat. Die Brillenschlange ist in den Hafenstädten Japans sehr häufig und besitzt eine Vorliebe für die menschliche Bettwärme. Man wird daher wohl thun, alle möglichen Vorsichtsmaßregeln gegen das giftige Kriechthier zu nehmen, wenn man sich nicht über die furchtbaren Radicalmittel wider ihren Biß, Ausbrennen der Wunde mit einem glühenden Eisen oder Ausschneiden derselben mit einem Rasirmesser, wegzusetzen vermag.

In meinen künstlerischen Arbeiten stoße ich, abgesehen von meiner physischen Kraftlosigkeit, auf unerwartete äußere Hindernisse. Mit meinem gütigen Wirth, Herrn Reis, dem hiesigen Principal der Firma Reis und Schulze, stelle ich, da er als Leberleidender täglich mehrere Stunden lustwandeln muß, zwar regelmäßige Spaziergänge in die Umgegend von Yokuhama an, wir dürfen uns indessen nicht zu weit von der Stadt entfernen, so bekannt Herr Reis in der Umgegend ist und so fertig er sich, nach einem mehrjährigen Aufenthalte, der Landessprache bedient. Der überaus argwöhnische Charakter der Beamten und Bevölkerung erhält uns in fortwährender Besorgniß vor Gewaltthätigkeiten. Kaum einige Tausend Schritte von den letzten europäischen Ansiedelungen begegnet man gleich mehreren mit zwei Schwertern bewaffneten Yakonins, deren Mienen nichts weniger als einladend aussehen. Während meiner Anwesenheit in Japan habe ich nach und nach eine Menge Abbildungen in Aquarellfarben und Holzschnitten dieser mächtigen Staatsbeamten aufgekauft, aber immer gefunden, daß der darstellende Künstler nur darauf bedacht war, das martialische Aussehen so kräftig als möglich auszuprägen, als läge ihm Alles daran, durch die Portraits Furcht einzuflößen. Als Beispiel führe ich gleich das erste Blatt aus einem Büchlein voll Holzschnitten an, in deren Behandlung ich den Einfluß holländischer Techniker zu entdecken glaube, so sehr die Japanesen von Hause aus den Chinesen in der Zeichnung, namentlich in der Kenntniß der anatomischen Körperverhältnisse, überlegen sind. Das mit außerordentlicher Feinheit geschnittene Blatt enthält bei kleinem Octavformat a c h t Abbildungen von Yakonins, die theils stehend, theils auf den Knieen hockend oder sitzend, mit Haß und Verachtung in die Welt ihrer Subalternen blicken. Dem Künstler oder seinem Auftraggeber hat nicht die officielle Bewaffnung mit zwei Schwertern genügt; er hat die Heroen Japans noch mit besonderen Emblemen der Gewalt ausgestattet. Jeder hält einen riesigen Bogen, eine Streitaxt, eine mehrzöllige eiserne Stange, einen langen Spieß oder ein zweihändiges Schwert, als Attribut einer milden Civilverwaltung, in Händen; der Achte trägt sogar, dem Gesetz der Schwere zum Hohne, einen Kanonenlauf von seiner eigenen Länge unter dem rechten Arme. Sein Haupt ist mit einem dreieckigen Spitzhut bedeckt, auf dessen Vorderseite das Staatswappen und Bannerzeichen des Reiches prangt, eine rothe Scheibe

im weißen Felde: d. h. die am Himmel aufsteigende Sonne. Der unbemalte Raum rings um jede Gestalt ist mit unsäglich feinen Schriftzeichen, wahrscheinlich den Lebensbeschreibungen der großen und furchtbaren Männer, gefüllt.

Mein Bedauern, durch die mißtrauischen Beamten an der Arbeit verhindert zu sein, steigt mit meiner genaueren Kenntniß der reizenden Gegenden. An idyllischer Schönheit läßt die Küste der Bai von Yeddo alles Aehnliche hinter sich. Der Abwechselung wegen veranstaltete Herr Reis am 11. August eine Bootfahrt nach Kanagawa, einer kleinen, zwischen Yeddo und Yokuhama gelegenen Küstenstadt, wir hielten uns aber, da man zu unserer Ankunft äußerst scheel sah, nur kurze Zeit auf, warfen einen flüchtigen Blick in die am Strande ausmündenden Straßen und stachen dann wieder in See. Vor unserer Abfahrt hatte ich zufällig die Sitten des Landes von einer neuen Seite kennen gelernt. Ein Bonze war mit uns bis an das Meeresufer gegangen, um uns ein ihn begleitendes junges Mädchen, vielleicht seine Tochter, Verwandte oder Mündel, für einen Monat gegen eine Geldentschädigung anzubieten. Nach den Anfragen des Herrn Reis war der Bonze bereit, uns die Schutzbefohlene für ein Pauschquantum von dreißig Dollars anzuvertrauen. Sprach er die Wahrheit, so hatte diese davon achtzehn Dollars als Abgabe an die Staatskasse zu erlegen, und nur der Rest war ihr rechtmäßiges Eigenthum.

Es war nicht leicht, den frommen Mann loszuwerden, denn er folgte uns bis an die Kniee ins Wasser. Herr Reis, ein genauer Kenner der Landesgesetze und Bräuche, gab mir während unserer Wasserpartie die nöthige Aufklärung. In den Anschauungen der Japanesen sind die Unterschiede zwischen Ehe und Prostitution in einer Weise gelockert, die dem Angehörigen eines civilisirten europäischen Staates fast unbegreiflich und wie eine moralische Unvollkommenheit erscheint. Es widerstreitet nicht der Würde der Regierung, sowohl das Institut der Ehe als die Prostitution zu einer Einnahmequelle der Finanzen zu machen. In vornehmen Familien werden die Ehen zwischen Angehörigen, wie in den diesseitigen Fürsten- und hohen Adelsgeschlechtern, durch diplomatische Uebereinkunft geschlossen, und die pactirenden Theile zahlen, analog unserer Erbschaftssteuer, eine dem Betrage des gemeinschaftlichen Vermögens entsprechende Heirathssteuer. Aehnliche Einnahmen erzielt das japanesische Finanzsystem durch die amtlich sanctionirte

Prostitution, ein Wort, dessen ich mich nur bediene, da mir kein milderes, der Lebensanschauung des seltsamen Volkes entsprechendes zu Gebote steht. Ein armer Hausvater — und die Mehrzahl der Japanesen ist aus Gründen, über die ich mich später verbreiten werde, blutarm — kann gegen eine gewisse Summe seine Töchter dem Staate verkaufen. Dieser übernimmt sie schon in den zartesten Kinderjahren, und damit zugleich die Verpflichtung ihrer Erziehung. Sie lernen lesen, schreiben, nützliche Handarbeiten und etwas Klimperei auf den landesüblichen Saiteninstrumenten. Heran-gewachsen, siedeln sie in die Blumen- oder Theehäuser über. Je nach ihren körperlichen und geistigen Vorzügen werden sie in Häuser verschiedener Kategorien gethan. Das Viertel, in dem diese Staatsinstitute liegen, heißt das Herrenviertel, das ansehnlichste derselben, zu dem das Eintrittsgeld ungefähr zwei Dollars beträgt, wurde, ich weiß nicht ob nur von den Ansiedlern, „das Herren-haus" genannt. Dem geringen Mann ist der Zutritt erleichtert. Durchschnittlich beträgt sein täglicher Verdienst drei Tempos, eine große, ovale, in der Mitte viereckig durchlöcherte Münze von feiner Bronce. Mit einem dieser Geldstücke hat er sogleich seine Ein-kommensteuer zu entrichten, das zweite reicht zur Deckung seiner Lebensbedürfnisse hin, mit dem dritten Tempo kann er den Eintritt in eins der Theehäuser untersten Ranges erlangen. Die japanesische Regierung in ihrer gemüthlichen Weltansicht betrachtet den Staats-fonds als die Sparkasse der Unterthanen und sucht ihnen das er-worbene baare Geld, wie Unmündigen, so rasch als möglich ab-zunehmen. Die Theehäuser sind daher die Mittelpunkte des ge-selligen Verkehrs im Lande. Der Europäer darf damit durchaus keine entwürdigenden Nebenvorstellungen verbinden, die Mehrzahl der armen Japanesen wählt ihre Ehefrauen aus diesen Theehäusern, und die Vergangenheit derselben verkümmert keineswegs das häus-liche Glück, das, wie man mir oft wiederholt hat, in diesen nach europäischen Begriffen auf so unangemessene Weise geschlossenen Ehen herrschen soll. Zudem steht das Betragen der Bewohnerinnen dieser Theehäuser weit über dem der weiblichen Gäste jener euro-päischen Vergnügungslocale, deren Wirthe, ein Seitenstück der japanesischen Financiers, unter dem Schutze der Polizei große Reichthümer erwerben. Nirgends habe ich etwas Ungeziemendes bemerkt, in den Salons von Mabile und Chateau des fleurs, ge-schweige den in der Closerie de lilas zu Paris beträgt man sich

weniger anständig. Dem Japanesen ist eine officielle Abgemessenheit angeboren. Nach der Versicherung meines Landsmannes Reis bewegt sich die Unterhaltung stets in den Grenzen des Anstandes. In dem sogenannten „Herrenhause", in dem ich mehrmals in Gesellschaft europäischer Kaufleute Thee getrunken habe, machte ein Yakonin in großer Gala im Empfangssalon die Honneurs, ebendaselbst war ein amtlich gestempeltes Beschwerdebuch ausgelegt. Die Autorisation der Regierung trat deutlich zu Tage. Gar eigenthümlich, aber durchaus dem merkwürdigen Finanzsystem consequent, ist die Stellung der Behörde zu den vorkommenden Fällen ehelicher Untreue. Die Schuldige, und wenn sie selbst im Einvernehmen mit ihrem Ehegatten gehandelt hat, erhält eine bestimmte Anzahl Stockprügel. Der Staat betrachtet ihr Vergehen in seiner Naivetät keineswegs als eine Verletzung höherer, zum Schutze der menschlichen Familie gegebenen Gesetze, sondern einfach als Zolldefraudation, als Beeinträchtigung der ihm durch den Besuch der Theehäuser zustehenden Einnahmen. Verlust der bürgerlichen Ehre ist, ganz wie bei den heimischen Verletzungen der Steuergesetze, weder mit dem angeführten Vergehen, noch mit der Strafe verbunden.

Je mehr ich mich über die Eigenthümlichkeiten des Landes unterrichte, desto unbegreiflicher erscheint mir das Verfahren der Regierung. Zuweilen glaube ich auf einen andern Planeten versetzt zu sein. Die Bevormundung übersteigt alle Grenzen. Den Rhedern und Schiffsbaumeistern wird die Größe und Form ihrer Dschunken nach polizeilichem Gutachten vorgeschrieben. Kein japanesisches Fahrzeug darf sich über die Nachbarinsel Japans hinaus entfernen und das asiatische Rußland oder China besuchen. Einige Zeit vor unserer Ankunft war in Yokuhama ein russisches Kriegsfahrzeug eingetroffen; es hatte sechzehn Japanesen an Bord, die im Jahre vorher, durch Stürme verschlagen, mit ihrer Dschunke an die russische Küste getrieben worden waren und dort gastliche Aufnahme gefunden hatten. Außer in der russischen Sprache waren sie in mancherlei Fertigkeiten unterrichtet worden, die man sehr wohl hätte mit ihrer Hülfe in Japan weiter verbreiten können; aber das Gesetz verbietet die Wiederaufnahme auch des unfreiwilligen Auswanderers. Ohne den Schutz des russischen Befehlshabers wären sie ohne Weiteres hingerichtet worden. Es blieb ihnen nichts übrig, als in die Fremde zurückzukehren. Fast zu derselben Zeit hatte ein englischer Schiffscapitän, der ein junges

Mädchen als Gesellschafterin nach China mitgenommen, dasselbe nach Yokuhama zurückgebracht — das unglückliche Wesen war verbrannt worden.

Wenn die Mitglieder des Kaufmannsstandes in unserem Jahrhundert und innerhalb der europäischen Staatseinrichtungen sich durch ihre Besitzthümer, dem Gemeinwohl nützliche Speculationen und der Regierung geleistete Dienste bis zu fürstlichem Range emporschwingen und die höchsten Auszeichnungen genießen können, nehmen sie in Japan den untersten Rang der Gesellschaft ein. Da sie nach der Definition der Eingeborenen nicht selber arbeiten, sondern nur die Früchte fremder Thätigkeit verwerthen, werden sie allen übrigen Klassen nachgesetzt. Gewiß trägt diese verschrobene Auffassung, da die Mehrzahl der Ansiedler aus Kaufleuten besteht, viel dazu bei, alle Europäer geringschätzig zu behandeln. Nur Consuln und Militärpersonen bilden vermöge ihrer Standesabzeichen und Uniformen eine Ausnahme; schon eine blaue Tuchmütze mit einer Goldborte reicht hin, den Japanesen Respect einzuflößen. Zunächst über den inländischen Kaufleuten stehen die Lohgerber und Scharfrichter. Von den Standesunterschieden der niedrigeren Klassen wird der Fremde im Ganzen nicht viel gewahr. Die Vorliebe der Regierung für baares Geld zwingt den Japanesen, auch wenn er sein Schäfchen ins Trockene gebracht, den armseligen Mann weiter zu spielen. Er vergräbt sein Geld und geht in abgetragenen Kleidern einher. Kommt die Regierung hinter seinen heimlichen Besitz, so belegt sie zwei Drittel desselben, oder die ganze Summe, unter Form eines Zwangsdarlehns auf Nimmerwiedergeben mit Beschlag.

Um die Zeit doch nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, hatte Herr Reis mir, bei der Unmöglichkeit, im Freien zu arbeiten, die Erlaubniß eines Privatmannes ausgewirkt, von dem Fenster seiner Wohnung aus einen landschaftlichen Prospect aufzunehmen. Der Herr und die Frau vom Hause empfingen mich sehr zuvorkommend; ich wurde mit Thee, Kuchen und einer Pfeife bewirthet und es wurde mir die vortheilhafteste Stelle des sehr anmuthig gelegenen Hauses eingeräumt. Neben mir stand die eben dem Backfischthum entwachsene Tochter des Hauses und wehte mir mit einem Fächer Kühlung zu. Ich würde mich einer Unwahrheit schuldig machen, wollte ich verschweigen, daß der Entwurf und die Ausführung meiner Aquarelle unter einer Nachbarschaft litt, wie sie mir in Asien noch nicht

vom Glück beschieden worden war. Mama nannte ihr Kind schlechtweg „Musme“ (Schäfchen), eine beliebte Bezeichnung für hübsche junge Mädchen, und ich nahm bei der Redseligkeit der wackern Frau immer die Gelegenheit wahr, meine Blicke von der abzuconterfeienden Gegend auf Musme zu richten und meiner Phantasie ihre entzückend lieblichen Züge einzuprägen. Wer die Schönheit der Japanesinnen nur nach den in europäischen Sammlungen vorhandenen, von hiesigen Malern angefertigten Bildern beurtheilen wollte, würde eine ganz falsche Vorstellung erhalten. Die einheimischen Künstler legen den Nachdruck nur auf die genaue Nachahmung der Kleiderstoffe, ihres nationalen Schnittes und der glühenden Farben, der Haartracht und der sonstigen Schmucksachen. Alle Gesichter sind einander so ähnlich, wie durch dieselbe Schablone gestrichen, der allerdings nicht das nationale Hautgepräge fehlt. Der Typus der Japanesinnen der feineren Stände kommt dem der Andalusierinnen nahe. Nicht wenige sind ihrem Teint nach so zart, wie norddeutsche oder englische Frauen und Mädchen; verdunkelt sich der Ton der Gesichtsfarbe ein wenig, so geht er doch nicht über den der Albanerinnen und Südfranzösinnen hinaus. Der kaum merkliche stumpfe Winkel der Augenbrauen giebt den schönen Gesichtern einen unbeschreiblichen Reiz. Hände und Füße, die man in Japan nicht verunstaltet, sind wie die Körperformen von tadelloser Regelmäßigkeit und Zartheit. Selbst die abenteuerlichen Frisuren, ein Aufsatz, um den das üppige schwarze Haar, an den Schläfen und der Stirn glatt zurückgestrichen, um kunstvoll gepreßte, vergoldete, weit vom Kopf abstehende Hornstreifen geschlungen wird, vermögen diese Schönheiten nicht zu entstellen. Die Gewänder, ein langes Kleid, das sich, unähnlich den europäischen Crinolinen, in der Kniegegend verengert, dann aber noch in einer reichen Schleppe endet, darüber ein gestickter Paletot aus kostbaren farbigen Stoffen, stimmen herrlich zu der anziehenden Gesichtsbildung und den zierlichen Gestalten. Der Gang der Japanesinnen ist etwas unsicher, denn sie tragen unter den Sohlen zwei Zoll hohe, stelzenartige Klötzchen. Die Füße selber sind unbedeckt und die Sohlen mit bunten Bändern daran befestigt.

„Musme“ war unglaublich zuthulich; die Malerei rückte also nur langsam vorwärts. Inzwischen hatte der Hausherr zu allen Verwandten und Bekannten geschickt, und diese trafen allmählich ein, um den Fremdling und sein Werk näher in Augenschein zu

nehmen. Die Honoratioren von Yokuhama rückten mir so nahe auf den Leib, daß ich kaum noch die Ellenbogen bewegen konnte; ich mußte die Arbeit für beendet erklären. Wir verabschiedeten uns, und der höfliche Wirth verehrte mir als Andenken an den Besuch einen Tuschkasten. Die reizende „Musme", ein Abbild Pepita's in ihren Blüthejahren, war verschwunden; ich habe sie nicht wieder gesehen.

Obgleich wir uns in den heißesten Tagen des hiesigen Sommers befinden und das Thermometer mitunter noch um Sonnenuntergang auf 30 Grad zeigt, bessert sich doch allmählich mein Gesundheitszustand. Die körperliche Bewegung strengt mich nicht mehr so peinlich an wie früher, der Appetit kehrt zurück und der Schlaf bessert sich. Von meinem Landsmann Reis habe ich einige japanesische Vocabeln und Redensarten erlernt, die mir bei Ankäufen in Läden gar gute Dienste leisten. Mit jedem Tage werde ich vertrauter mit den Einrichtungen der Stadt. Polizeistationen giebt es an allen Ecken und Enden. Die einzelnen, oft nur winzigen Häuserreviere werden Abends durch Gatter verschlossen. Die Zahl der Feuerwächter ist sehr beträchtlich und ihr jedesmaliger Standpunkt der Verantwortlichkeit ihres Amtes vollkommen entsprechend. Der Wächter ersteigt nämlich eine hohe Leiter an der Straßenecke und setzt sich auf ein schmales Brett des Mauerrandes. Schläft er ein, so fällt er hinunter und bricht das Genick. Für einen Wasservorrath hat jeder Hauswirth zu sorgen. Die in den Läden feilgebotenen Waaren sind unverschämt theuer; die Unterthanen werden von der Regierung instruirt, die Fremden möglichst zu übervortheilen. Doch läßt der Japanese, wenn es unbemerkt geschehen kann, mit sich handeln. Es ist mir sogar gelungen, eine Landkarte von Japan und einen Plan von Yeddo zu kaufen. Dem Wortlaut des Gesetzes nach hätte der Händler beide einem Ausländer nicht einmal zeigen dürfen. Die Schnitzereien und lackirten Waaren sind wahre Wunderwerke von Solidität und Sauberkeit. Dem Straßenverkehr ist bei der grundsätzlichen Zurückhaltung der Japanesen ein Dämpfer aufgesetzt; selbst die hiesigen Pferde sind Leisetreter. Den Beschlag mit eisernen Hufeisen kennt man nicht, aber die Hufe werden mit festen Strohschuhen bekleidet, ohne daß die raschen Gangarten darunter leiden.

Mit meiner Nachtruhe muß ich seit dem 13. August mich immer haushälterischer einrichten, denn nicht nur die Japanesen

exerciren und manövriren in der kühlen Nacht, auch unsere Preußen sind hinter ihre Schliche gekommen. Die Marine-Abtheilung der „Gazelle" ist am Lande und beginnt ihre Uebungen schon um 3 Uhr Morgens mit einem kräftigen Hörnersignal, das sogleich eine Anzahl früh erwachter Zuschauer anlockt. Die Officiere und Soldaten der Corvette haben sich jetzt „landsein" gemacht und sind unbestritten die Löwen von Yokuhama. Der Exercirplatz liegt in der Nähe des Reis'schen Hauses, die Fenster meines Schlafzimmers stehen Tag und Nacht offen, mir entgeht also kein lautes Wort der Kriegsgebietiger. Wir sind Alle Soldaten gewesen und wissen, daß es unter den Rekruten immer Capacitäten giebt, die über gewisse mathematische Grundbestimmungen erst langsam zur Klarheit gelangen. So lag ich neulich im Bette und ward Ohrenzeuge folgender mnemotechnisch-wissenschaftlicher Auseinandersetzung eines Unterofficiers, die mich sofort in die theure Heimath, auf den Holz- oder Kohlenmarkt des alten Danzig zurückversetzte.

„Heupferd!" begann der Gewaltige, „links! links! sage ich. Wissen Sie denn immer noch nicht, wo links ist? Heupferd, Sie! Die Seite, wo Sie sich mit der Degenkoppel die Hüfte wund scheuern, ist links; die Hand, mit der Sie nicht essen, ist links, Heupferd! Kennen Sie denn nicht das schöne Lied: Du Schwert an meiner Linken! An so etwas muß der Soldat denken, merken Sie sich das endlich, Sie Heupferd!"

Die Anwesenheit unserer braven Bursche verleiht mir wieder einige Sicherheit. In den letzten Tagen hatte ich bemerkt, daß viele Kaufleute nur den Tag in ihren Comptoirs zubrachten und Abends mit den Hauptbüchern und Baarschaften an Bord der Schiffe zurückkehrten, zudem war es nicht angenehm, drei Viertel des Tages in dem weiten Hause, nur in Gesellschaft von zehn eingeborenen Dienern, zuzubringen. Am 15. August war auf der Straße ein Mordanfall vorgekommen. Ein Yakonin hatte plötzlich von Leder gezogen und einen Streich nach einem vorübergehenden Engländer geführt. Dieser war damit nicht einverstanden, zog seinen Revolver und schoß den Angreifer durch den Arm. Herr Reis kam in Folge dieses Vorfalls mit ernsthaftem Gesicht zu mir und verlangte meinen Revolver zu sehen, über dessen leichtes Kaliber er sich höchst mißbilligend aussprach. Zugleich zog er aus einem Futteral, das man an einem Bandelier über die Schulter hängen konnte, eine amerikanische Waffe, deren Kaliber freilich

nichts mehr zu wünschen übrig ließ, und verpflichtete mich, sie auf allen Ausgängen mitzunehmen. „Sie thun damit noch auf zweihundert Schritte Kernschüsse!“ sagte der würdige Freund zur Empfehlung des Mordinstrumentes.

XII.

Erdbeben und Erbrechen. Der preußische und holländische General-Consul. Ein Dieb verbrannt. Der Itzebu und die Vestalinnen Yokuhamas. Fußbäder im Speisehause. Das Papier in der Toilette. Ein Badehaus. Nach Jeddo.

Die vielverschrieene Unsicherheit der Straßen hält mich von meinen Ausflügen nicht ab und mein Princip, herausfordernde Blicke und Geberden zu vermeiden und den überaus argwöhnischen Menschenschlag zuvorkommend und traulich zu behandeln, bewährt sich in Japan wie in China. Mit kleinen Geschenken erreicht man hier so viel, wie an allen Orten der Welt.

Am Abend des Geburtstages Kaiser Napoleon's III., der in den Frühstunden durch Salven gefeiert worden war, lernte ich eins der landesüblichen Erdbeben kennen. Ich stand dicht an der Bretterwand des festlich erleuchteten Saales im Reis'schen Hause, als sich plötzlich die Kronleuchter wie auf einem Schiffe bewegten. Zugleich sprangen alle Stuben- und Hausthüren auf; unwillkürlich griff ich nach der Wand. Es mag eine durch die Beunruhigung der Augennerven hervorgebrachte Sinnestäuschung gewesen sein, aber es kam mir vor, als neigte sich die Wand rückwärts und als versänke der Estrich unter meinen Füßen. Den geistigen und moralischen Zustand, der durch den empörenden Gedanken hervorgebracht wird: das einzige Element, das uns von Kindesbeinen an als Sinnbild des Conservativen vorgeschwebt hat und unser Fortbestehen garantirt, werde plötzlich treulos, kann ich nur als einen überaus leidigen bezeichnen. Wurde er durch die anhaltende Ueberreizung meines Nervensystems, oder durch ein

neues japanesisches Gericht, rohe Fischscheiben mit Sojasauce, das mir bei der Mittagstafel trefflich gemundet hatte, gesteigert; ein Schwindelanfall vertrieb mich aus dem Salon und endete mit einer gewaltigen Eruption des Magens. Die anderen Europäer beachteten die Erderschütterung kaum und sprachen nach 5 Minuten von anderen gleichgültigen Dingen.

Eine Spazierfahrt nach der „Gazelle" am 16. August wäre uns fast sehr übel bekommen. Unser Boot war nur klein, und bald nach der Abfahrt geriethen wir in einen Wogenschwall, durch den wir nur mit Lebensgefahr, und bis auf den letzten Faden am Leibe durchnäßt, an Bord der Corvette gelangten. Ohne die Herzensgüte des Baron von Bothwell, der uns Abends ein schweres, seetüchtiges Fahrzeug zur Verfügung stellte, wären wir auf der Rückfahrt elendiglich zu Grunde gegangen. Die scharfe Brise artete in einen kleinen Teifun aus, und ich fand, als ich abermals bis auf die Knochenhaut durchnäßt in meinem Schlafgemach anlangte, dasselbe mit zahllosen Glühwürmern angefüllt, die, auf ihrem Abend-Corso von dem Sturm überfallen, in mein Zimmer geflüchtet waren. Die Fenster mußten geschlossen werden und ich brachte in dieser wüthend umhertobenden Gesellschaft die Nacht bei einer Temperatur zu, die schlimmsten Falles zum Schmelzen von Blei genügt hätte.

Am Nachmittage des nächsten Tages wurde mir Gelegenheit geboten, meinen sehnlichen Wunsch zu erfüllen und nach der Hauptstadt Yeddo zu gelangen. Schon wiederholt hatte ich, auf meine Empfehlungsschreiben von hoher Stelle und weltberühmten Händen fußend, den preußischen General-Consul, Herrn von Brand, gebeten, mir durch seine Autorität die Reise nach Yeddo, zu der es einer speciellen Erlaubniß der japanesischen Regierung bedurfte, zu ermöglichen; immer hatte ich eine Fehlbitte gethan. Ich bin weit entfernt, den geringsten Zweifel in seinen guten Willen zu setzen, sondern glaube vielmehr, er habe in richtiger Würdigung seines damaligen, vor Eröffnung der näheren Unterhandlungen mit Preußen noch geringeren Einflusses Bedenken getragen, das Leben eines ihm warm empfohlenen preußischen Landsmannes auf das Spiel zu setzen. Mir war daher nichts übrig geblieben, da ich nicht die halbe Erdkugel umschifft haben wollte, um an den Thoren Yeddos, der Hauptstadt dieses Räthsellandes, umzukehren, als mich an den holländischen General-Consul zu wenden. Der

mir geneigte Beamte hatte mein Gesuch sogleich bewilligt und mir angezeigt, daß er in Geschäften seines Gouvernements am 17. August einen kurzen Ausflug nach Yeddo machen werde, an dem ich mich betheiligen könne. Wie gern hätte ich seiner Aufforderung Folge geleistet, allein der Teifun hielt unter unaufhörlichen Regengüssen an, der vier Meilen lange Weg nach der Hauptstadt mußte zu Pferde zurückgelegt werden; dem war meine Gesundheit nicht gewachsen. Mit tiefem Bedauern ließ ich mich entschuldigen und hoffte auf eine günstigere Gelegenheit. Stand doch der holländische General-Consul in fortwährender Beziehung zu der japanesischen Regierung. Ich blieb resignirt zurück, wurde aber durch das heitere und frische Wetter des nächsten Tages entschädigt, das Herrn Reis und mir sogar ausnahmsweise eine kleine Landpartie und längere Promenade durch die Stadt erlaubte. Der Morgen brach freilich nicht ermuthigend an. Unter meinem Fenster wurde ein armer Mensch vorübergebracht, der mehrerer Diebstähle überführt worden war. Ein Trupp Bewaffneter geleitete ihn nach dem nächsten japanesischen Kirchhofe, wo er nach dem Richterspruch in hockender Stellung an einen Baumstumpf gebunden und verbrannt werden sollte. Abends zeigte mir Herr Reis den Richtplatz; es waren noch Ueberbleibsel der Asche des Unglücklichen vorhanden. Der Delinquent sah auf seinem letzten Wege überaus entschlossen und trotzig aus. Der kleine Abstecher der Frühstunden galt einem abgelegenen kleinen Tempel, den ich ungehindert von Polizisten und Spionen rasch zu Papier brachte. Nur einige jugendliche Grazien waren uns gefolgt und spielten mit vieler Koketterie die Rolle bußfertig betender Magdalenen; als wir aber im Tempel Platz nahmen, um uns abzukühlen, ließen sie rasch die Maske fallen und verriethen durch ihre radical freisinnigen Anerbietungen, daß sie ernstlich einer Erhöhung der Staatseinkünfte durch ihr Thun und Lassen beflissen seien. Es wurde uns schwer, die verführerischen Geschöpfe von uns abzuwehren. Erst die Vertheilung eines Itzebu, der japanischen größten, einer indischen Rupie gleichkommenden Silbermünze von feinstem, chemisch fast reinem Silber und länglich viereckiger Gestalt, belehrte die Courtisanen, daß wir von ihrer Gegenwart befreit sein wollten.

In die Stadt zurückgekehrt, betraten wir eine Speise-Anstalt für Bauern und ärmere Leute. Sie war sehr stark besucht, die Zeit der Wallfahrten auf den heiligen Vulkan Fusi Jama rückte

heran, und schon waren viele Pilger in Yokuhama eingetroffen. Die Reinlichkeit des Locals ließ nichts zu wünschen übrig. Die den Boden des Eßsaales bedeckende, vier bis fünf Zoll dicke Rohrmatte dient gleichzeitig als Bettstatt, zu der nur ein hölzernes ausgehöhltes Kopfkissen geliefert wird, muß also sehr sauber gehalten werden. Jeder Gast, an dessen Sohlen und Zehen Fragmente seines Lebenswandels haften, ist daher, ehe man ihm Speise und Trank verabreicht, zu einem gründlichen Fußbade genöthigt. Man speist, auf der Erde hockend, an einem zwei Fuß hohen Schemel, auf den die Gefäße gesetzt werden; in langen Reihen kauern die Gäste hintereinander, wie die Andächtigen in unseren katholischen Gotteshäusern. Die Nahrungsmittel sind höchst einfach und bestehen meistens aus Reis, von dem der Japanese mit Eßstäbchen in kürzester Zeit kaum glaubliche Quantitäten verschlingt, ohne ein Körnchen auf den Boden zu streuen.

In diesem Local that ich auch einen tieferen Blick in die vielseitige Anwendung des Papiers, die zu den Eigenthümlichkeiten der Japanesen gehört. Die Aermel aller Obergewänder sind übermäßig weit und werden bis auf sechs Zoll vor der Handöffnung zugesteppt. Dadurch entsteht eine weite Tasche, in welcher jeder Japanese seinen Papiervorrath aufbewahrt: dünne bastartige Blätter von Octavformat. Der feine Mann trägt überdies am Gürtel einen Tuschkasten, sein Dintenfaß. Nöthigen Falles zieht er den Pinsel und ein Blatt Papier aus dem Aermel und beschreibt dasselbe mit seinem Namen. Dann dient es ihm als Visitenkarte. Mir liegt die japanesische Unterschrift eines Arztes vor, dessen Kenntnisse so weit reichten, seinen Namen auch mit lateinischen Buchstaben auszuführen, doch sind letztere bis auf die Abbreviatur „Dr.“ vollkommen unleserlich. Die japanesische Signatur für letztere sieht beinahe wie ein sich mühselig krümmender, vollgesogener Blutegel aus. Diese Papierblätter dienen jedoch zu vielen anderen Zwecken. Beiden Geschlechtern ist das Taschentuch und sein Gebrauch unbekannt; der Japanese putzt die Nase mit Papier. Ist er allein, so wirft er den gebrauchten Wisch ohne Weiteres bei Seite, befindet er sich in Gesellschaft, so verbirgt er ihn im Rockärmel. Aehnlich verhält es sich mit jenen Blättern, durch welche er nach Tisch unsere Serviette ersetzt. Ob er aus löblichem Anstandsgefühl auch jene Papiere, in deren hauswirthschaftlicher Anwendung der Orient mit dem Occident hoffentlich

übereinstimmt, im Aermel verbirgt und sich ihrer erst in der Stille entledigt, vermag ich nicht anzugeben. Den Gebrauch der auf Schemeln und Fensterbrettern stehenden Spucknäpfe mag der Japanese von seinen alten Handelsgenossen, den Holländern, gelernt haben. Ich erinnerte mich des niederländischen „Quispeldörtchens", als ich diese, einem schlanken Weißbierglase ähnlichen Behälter erblickte, von denen sich Niemand trennt. Die halb zugenähten Aermel der Japanesen dienen ihnen zugleich als Reisetaschen und Geldbörsen. Gleich unseren Schuljungen, die in ihren mürben Hosentaschen Kreide, Messingknöpfe, Brotrinden, Dreier, zerbrochene zinnerne Soldaten, Murmeln und Bindfaden aufbewahren, bringen sie darin Alles unter, was irgend noch im Kleinverkehr zu verwerthen sein möchte.

Gegen Abend besuchten wir ein großes Badehaus, das schon im Verlauf des Tages meine Aufmerksamkeit erregt hatte. Den freien Sitten der Japanesen entsprechend, lag es dicht an der Straße, und Thüren und Fenster standen weit offen. Die Vorübergehenden konnten den im Erdgeschoß liegenden Bade- oder Waschsalon frei übersehen. Wir traten ein, reichten dem zwischen den beiden Mittelthüren auf einer schmalen Estrade sitzenden Cassirer einen Viertel-Itzebu (5 Sgr.) als Geschenk, und genossen — der Preis für ein Bad beträgt nur ungefähr 2 bis 3 Pfennige unserer Münze — unbeschränkte Freiheit, in dem Local umher zu wandeln. Jeder Badegast, der sein Entrée bezahlt, erhält eine Marke, deren Nummer mit einem schmalen Fach in den zahlreichen Wandschränken correspondirt, in dem er seine Kleider aufhängt, dann sucht er eine unbesetzte Stelle auf. Der ganze Saal ist mit fünf oder sechs Rinnen durchzogen, die nur durch sanfte Neigungen und Abdachungen des glattgehobelten Fußbodens entstehen. Auf einem dieser Grate hockt der Badegast nieder. Nun bringt ihm einer der zahlreichen Diener einen Eimer Wasser. Ich habe schon gesagt, daß die Einwohnerinnen ihre ersten Abwaschungen an den vor ihren Häusern stehenden Wasserkübeln der Feuerwehr verrichten; das Wasser des Badehauses ist ungleich erfrischender und stammt aus einem der Bäche, welche hie und da die Stadt durchrieseln. In jedem Eimer liegt eine kleine Schöpfkelle, und das Bad besteht eigentlich nur in einer wiederholten Ueberrieselung. Junge Männer und Mädchen, denn Kinder und ältere Leute pflegen nicht öffentlich zu baden, hocken in bunter Reihe nebenein-

ander, übergießen ihre Körper mit Wasser und genießen die durch den Verdunstungsproceß erzeugte Abkühlung. Das Verfahren wird wiederholt, so lange der bezahlte Wasservorrath ausreicht. Eine vom europäischen Anstandsbegriff so weit abweichende Sitte wird Niemanden erschrecken, wenn er erfährt, daß ein Badegast sich den äußersten Mißhandlungen aussetzen würde, beobachtete er nicht die gebotene Decenz. Ich bin weit entfernt, im Geheimen vorkommende sittliche Greuel in Abrede zu stellen; öffentlich begeht weder Mann noch Weib einen Verstoß gegen das, was in Japan „gute Sitte" genannt wird. Nach beendetem Bade begeben sich viele Gäste sogar, ohne vorher ihre Kleider anzulegen, vor die Thür des Badehauses und lassen sich auf Bänken nieder, um zu plaudern und die noch feuchte Haut durch die Brise zu kühlen.

Im crassen Widerspruch mit dem gesitteten Benehmen der Japanesen, selbst unter so eximirten Costümverhältnissen, steht die Schamlosigkeit der Producte des fliegenden Buchhandels, dem, so weit ich mich unterrichtet, in Japan vollkommen freie Hand gegönnt wird. Kinder in den zartesten Jahren bieten auf offener Straße kleine Bücher voll von obscönen Abbildungen oder erschreckend freche Puppen feil. Ein beliebtes Vergnügen für Alt und Jung sind auch in Japan Schießübungen mit Bogen und Pfeil. Trifft der Schütz, so springt in unseren Schießständen irgend ein scherzhafter, überraschender Gegenstand hervor, hier nie ein anderer, als das von Philologen näher zu definirende Emblem des römischen Gartengottes. Dasselbe prangt obenein in vielen Tempeln und als Thürschmuck der Theehäuser; zuletzt gewöhnt sich der Fremde daran, wie an die Putzköpfe in den Schaufenstern unserer Friseure. Noch weiter gehen die hiesigen Aerzte. Als Reclame dienen ihnen Tafeln oder Aushängeschilder, gleich den Tableaux unserer Bänkelsänger auf Jahrmärkten, bemalt mit den abscheulichsten Krankheiten in riesengroßen Exemplaren. Zuweilen hat der darstellende Künstler dabei einen wahren Galgenhumor entwickelt. Ich erinnere mich der Abbildung eines ziemlich leichten Patienten, welcher mit der Eile eines dem Schlachtgemetzel entwischten Kriegers in voller Carrière zu seinem Specialisten rannte. Einige Veduten, die ich als Beleg der Wirklichkeit angefertigt, so wie ein halbes Dutzend jener Volksbücher, welche ich zu gleichem Zwecke angekauft, habe ich noch vor meiner Ueberfahrt nach Californien vernichtet. Der Gedanke, in welchen schmählichen Verdacht ich im Falle meines

Ablebens bei Verwandten und Erben gerathen könne, trieb mich dazu an. Ein weitverbreitetes Uebel in Japan ist der Bandwurm; da sich aber die einheimischen Aerzte darauf verstehen, ihn durch Anwendung einer gewissen Pflanzensäure leicht und schmerzlos abzutreiben, halten sie es nicht der Mühe für werth, die Vorübergehenden durch „Wurmbilder" anzulocken. Die europäische Garnison leidet vorübergehend an einer zum Glück nur ungefährlichen Augenentzündung. Immer der vierte Mann ist davon befallen, und auch das Personal des preußischen Consulats ist nicht ganz frei geblieben. Unsere Aerzte hoffen die Kranken schon in vierzehn Tagen wieder herzustellen.

Am 20. August ging endlich mein sehnlichster Wunsch in Erfüllung, Yeddo zu besuchen. Der holländische General-Consul befand sich daselbst und hatte mir ein Document zugestellt, mit dem ich es wagen durfte, um Einlaß in die Thore zu bitten. Die Landreise wäre ohne hinreichende Bedeckung einheimischer Truppen, ja vielleicht eben wegen derselben, mit Lebensgefahr verbunden gewesen; ich sollte mich eines dem General-Consul gehörigen winzigen Raddampfers von anderthalb Fohlenkraft bedienen. Von fünf japanesischen Seeleuten begleitet, fuhr ich um 5 Uhr Morgens von Yokuhama ab. Meinen siebenläufigen Revolver trug ich an einem Riemen über der Schulter; Herr Reis hatte mich beim Abschiede noch mit einem Schleppsäbel umgürtet. Niemals habe ich seinen Ermahnungen: nicht unbewaffnet mich unter dieses unberechenbar heimtückische Volk zu wagen, widersprochen, aber ich bin noch heute ungewiß, ob nicht der rasche, gewaltsame Tod unter den haarscharfen Schwertern der Yakonins den langen, unerträglichen Leiden vorzuziehen gewesen wäre, die mir bei meinen dünnen Kleidern das Schleppen des schweren Revolvers verursachte. Namentlich hinderte und quälte mich das Scheusal bei allen künstlerischen Arbeiten. Der Riemen rieb meine rechte Schulter wund, und als ich durch Vermittelung des Herrn Reis wieder Zutritt in einem Privathause fand und durch ein Fenster den malerischen Straßenprospect aufnahm, ließ ich das Schießgewehr zu Hause und hing nur das leichte Futteral zugekapselt über die Schulter. Bei meinem Wirthe hatte ich nichts zu befürchten, er flehte mich mit Geberden und Mienen um die höchste Behutsamkeit bei der Arbeit an, denn er fürchtete eine Denunciation durch die überall umherlungernden Spione und eine empfindliche Polizei-

strafe. Die von mir angefertigte Aquarelle des Innern der Stadt konnte ja nur einer Landesverrätherei dienen.

Von Revolver und Schleppsäbel doppelt belastet, saß ich neben dem Steuermann und labte Herz und Auge an dem Panorama der hügeligen grünen Küste, der wir entlang fuhren. Außer mit verschiedenartigem Nadelholz, unter dem ich eine Pinienabart schon hervorgehoben habe, ist der japanische Boden reich mit Camellienbäumen bestanden, die an Größe und imposantem Aussehen alten Eichen nicht selten gleichkommen. Die Blüthezeit war zwar längst vorüber, und ich wußte nur aus japanesischen Bildern, daß die Landschaft im Frühling in einem rosenfarbigen Gewande erscheint, allein die Bäume verliehen ihr auch jetzt, wo sie schon ihre apfelartigen Früchte angesetzt hatten, einen gewissen Adel. Im Innern von Yeddo sollte ich desselben später noch deutlicher bewußt werden.

Mein Schifflein brodelte wie eine siedende Theemaschine, pfeilgeschwind wirbelten die Räderchen, Flotten von schwerfälligen Handels-Dschunken segelten nach den südlichen Seebuchten, an denen die Fabriken des Reiches liegen sollen, an uns vorüber, mit dem Fernglase erkannte ich am Strande von Kanagawa zwei, schon vor hundert Jahren nach holländischen Mustern erbaute unbehülfliche Kriegsfahrzeuge, in deren Besitz der Stolz der japanischen Marine bestehen soll, ungeachtet Niemand damit zu manövriren vermag und man zu ihrer letzten Reise von siebzig bis achtzig Seemeilen in der besten Jahreszeit mehr als einen Monat brauchte; um 10 Uhr wurde dicht vor Yeddo gestoppt. Mein Herz pochte vor Aufregung; so war es mir denn wirklich gelungen, diese merkwürdige Stadt und in ihr den entferntesten Punkt meiner Reise im östlichen Asien zu erreichen!

Wir waren zwischen mehreren kleinen, aus Steinblöcken und Palissaden errichteten Forts, welche von den Japanesen für unüberwindlich gehalten werden mögen, aber schwerlich dem Feuer auch nur einer Breitseite widerstehen können, durchgefahren und legten an einem Steindamm an, wo mehrere Yakonins meiner zu warten schienen. Ich überreichte dem Obersten derselben meine Legitimation und las aus seinen Mienen, daß bei der Ausfertigung kein Formfehler begangen worden und meinem Eintritt in die Capitale des Reiches der aufgehenden Sonne kein Hinderniß im Wege stehe. Den Bootsleuten wurde ein Winkel angewiesen, wo der kleine Dampfer vor Anker gehen sollte; mich nahm ein Trupp

von dreißig Yakonins, Beamten und gemeinen Soldaten in die Mitte. So traten wir bei einer glühenden Hitze den Marsch durch die Stadt nach dem Hotel des holländischen General-Consuls an. Meine Begleitung umgab mich wie einen Capitalverbrecher, dessen Befreiung durch den Pöbel seine Wächter fürchten, in weitem Kreise, nur dicht vor und hinter mir ging ein Yakonin. Heute, da ich mich wieder in vollkommener Sicherheit befinde, kann ich kaum ein Lächeln über meine Besorgniß unterdrücken: die Ehrengarde werde mir ein Leid anthun. Beim Abmarsch aus dem Hafen hatte ich die Kapsel des Revolverfutterals zurückgeschlagen und den Kolben bloßgelegt; Jeder sollte sehen, daß ich auf das Aeußerste gefaßt sei. Mit meinem Schleppsäbel brachte ich kunstgerecht jenes drohende Gerassel auf dem Ziegelpflaster hervor, in dem unsere jüngeren Befehlshaber von der Cavallerie eine so große Virtuosität entwickeln; ich glaube wirklich: ich wollte Yeddo imponiren. Darüber vergaß ich nicht, den Schatten des mir folgenden Yakonins scharf zu beobachten, um rechtzeitig von Leder zu ziehen. Die Eigenthümlichkeit der Landeskinder: ihre Feinde von hinten zusammen zu hauen, war mir wohlbekannt.

Meine Besorgnisse waren ungegründet; die Herren und ihre Untergebenen ließen sich vielmehr meinen Schutz gegen einheimische Widersacher ernstlich angelegen sein. Gegen die Legionen der Fliegen und Mücken, welche heißhungrig über mich herfielen, vermochten sie nicht viel auszurichten, desto wirksamer war ihre Defensive gegen die wilden Hunde. Der hinter mir gehende Yakonin vertheilte so viele Fußtritte unter die garstigen Kläffer, daß ich zuletzt annahm, ihm stehe noch ein dritter Fuß, als Hülfsorgan gegen bissige Hunde, zu Gebote. Auch die Bevölkerung, wenn sie allzu dreist herandrängte, wurde auf gleich kategorische Weise behandelt. Man wird die Neugier der Leute begreifen, wenn man erfährt, daß sich unter einer Bevölkerung von drei Millionen nur d r e i Europäer, der General-Consul, sein Secretär und meine Wenigkeit befanden.

Das Terrain Yeddos ist hügelig und mit wundervollen Baumgruppen besetzt. Bei der extremen conservativen Gesinnung der Japanesen herrschte in der Bauart dieselbe Einförmigkeit, wie zu Yokuhama, aber die unermeßliche Ausdehnung der Straßen, die malerisch situirten Tempel und Paläste, die wogende Bevölkerung verliehen dem Ganzen den großartigsten Anstrich. Wir wanderten

in dem feierlichen Tempo der Japanesen — der Orient blickt mit Verachtung auf die geschäftliche Eile der Europäer — beinahe zwei Stunden durch die ansehnlichsten Stadttheile, ehe wir die Behausung des General-Consuls erreichten. Unterwegs hatte ich an den offenen Fenstern der zweiten Stockwerke ungewöhnlich viel verheirathete Frauen erblickt. Sie sind leicht zu erkennen, denn in Japan ist jedes Mädchen, wenn es sich verehelicht, durch das Gesetz verpflichtet, ihre Zähne schwarz zu färben und die Augenbrauen zu rasiren. Einem andern Manne als ihrem Gatten darf sie fortan nicht mehr gefallen, und dem Gesetzgeber scheint, nach den Damen, die mir zu Gesicht gekommen, auch nicht viel daran gelegen zu sein, diesen die Gunst ihrer Männer zu erhalten.

Der Ueberrest meiner Kräfte reichte nur noch hin, den letzten Hügel zu ersteigen, auf dem ein stattlicher Tempel lag. Die Regierung hatte ihn meinem Gönner, dem General-Consul, als Hotel angewiesen. Zu seiner Ehrenwache war ein Bataillon Japanesen (900 Mann) commandirt. Der Beamte und sein Secretär saßen an einem Altar und schrieben.

XIII.

Bei Simodske. Die Burg des Taikun. Der unzugängliche Mikado. Der Rath der Dreizehn. Japan und Venedig. Schwarz lackirte Häuser. Der Tempel der Empfängniß. Ringer. Ein unbestrafter Brandstifter. Pillenpraxis. 20,000 Pfd. Sterling. Eine Selbsthinrichtung. Nach Kamakura.

Der General-Consul empfing mich sehr zuvorkommend, entschuldigte sich aber, wenn er, durch Geschäfte verhindert, mich auf meiner Rundschau in der Umgegend des Tempels nicht begleitete. Er machte mir jedoch den Vorschlag, meinen, ihm schon in Yokuhama mitgetheilten Plan, den Geheimen Rath Simodske zu besuchen, auszuführen. Der hohe Beamte wohne in der Nachbarschaft, und ein „Kozkei“ (Diener) könne mich in einigen Minuten hinführen.

Es wäre unschicklich gewesen, dem gütigen Manne zu widersprechen, doch konnte ich nicht umhin, vorher um eine kleine Herzstärkung zu bitten, die mir denn auch aus der bereit stehenden Theekanne verabreicht wurde. Durch den aromatischen Trunk neubelebt, machte ich mich, von des Consuls Kotzkei geleitet, auf den Weg und stand schon nach wenigen Minuten vor dem Portal des Simodske'schen Besitzthums. Die üblichen Signale wurden gegeben, der Portier erschien, ich überreichte meine Visitenkarte, aber der überaus mißtrauisch blickende Hausdiener entfernte sich ohne ein Wort der Entgegnung auf die Anrede des Kotzkei. Ich mußte auf seine Wiederkehr lange genug warten und fand hinreichende Muße, meine thörichte Zudringlichkeit zu bereuen. Der edle Büreaukrat, als ich ihn zum letzten Male auf Ceylon gesprochen, hatte mich zwar förmlich eingeladen, ihn bei meiner Ankunft in Yeddo zu besuchen, allein ich erinnere mich jetzt einer Menge vergeblicher Gänge, die ich in meinem Leben auf Grund solcher nicht aufrichtig gemeinten Artigkeiten gemacht hatte. Zehn Minuten später kehrte der Portier zurück; Herr von Simodske war angeblich krank, sehr krank, und unfähig, mir eine Audienz zu gewähren. Aus dem fletschenden Lächeln des Bedienten erhellte, wie die Sache stand; ich war vollständig desavouirt. Es ist wohl unnöthig, ausdrücklich zu bemerken, daß mich zwei Yakonins mit einem Trupp Soldaten bis zu Simodske's Hotel, wenn ich die kleine Festung so nennen darf, begleitet hatten, und daß wir jetzt nach dem Tempel zurückkehrten.

Theils aus Ueberzeugung, die Zeit unseres Aufenthaltes in Yeddo sei karg gemessen, theils aus körperlicher Ermattung, verlangsamte ich, so scheel die Yakonins auch dreinschauten, meinen Gang und prägte, unfähig, die wechselnden Prospecte mit der Bleifeder oder dem Pinsel aufzubewahren, alle diese wunderbaren Bilder wenigstens meiner Erinnerung ein. Dort die in der Mitte von Yeddo liegende Citadelle mußte der Sitz des weltlichen Herrschers oder Taikun (Tayku oder Teikun) sein. Man hatte mir viel davon erzählt, aber zugleich so viele Widersprüche vorgebracht, daß ich die Zahl der über die gouvernementalen Mysterien Japans verbreiteten Fabeln nicht durch meine Mittheilungen vermehren will. Schon vor Beginn meiner großen Tour habe ich ein goldenes Wort Goethe's als Motto über mein Tagebuch geschrieben: „Wenn jeder Mensch nur als ein Supplement aller übrigen zu betrachten ist, und am nützlichsten und liebenswürdigsten erscheint, wenn er

sich als solchen giebt, so muß dieses vorzüglich von Reiseberichten und Reisenden gültig sein.“ Ein ernster Kritiker wird mich kaum tadeln, wenn ich nur mit Widerstreben aufzeichne, was ich durch eigene sinnliche Wahrnehmung nicht verbürgen kann. Die Anwesenheit der japanesischen Gesandten in Berlin und ihr feierlicher Empfang bei Hofe hat die Aufmerksamkeit des deutschen Lesepublikums auf die seltsame Regierungsform dieses originellsten aller Völker gerichtet, und man weiß, daß Japan von zwei Regenten beherrscht wird, die, sowohl was die weltliche (Taikun), als auch die geistliche Machtsphäre (Mikado) betrifft, eine, den ehemaligen Dogen von Venedig ähnliche, nur glänzend repräsentirende, in der That aber ohnmächtige Stellung einnehmen. Die Regierung des Landes soll eigentlich, wie früher in der Lagunenstadt, in den Händen einer mächtigen Aristokratie ruhen, deren Häupter den aus dreizehn Räthen bestehenden großen Staatsrath bilden, dessen Beschlüsse der Taikun nur schlechtweg zu unterzeichnen hat. Verdienen die Angaben der in Japan ansässigen Europäer Vertrauen, so ist der geistliche Regent eine fast unnahbare Größe. Sein Aufenthalt wird geheim gehalten, und selbst der Ausgezeichnetste seiner Unterthanen ist noch immer nicht würdig, in sein Antlitz zu blicken. Bei Audienzen sitzt er, von unten auf nur bis zu den Schultern sichtbar, hinter einem Vorhange. Alle sieben Jahre empfängt er den Galabesuch des Taikuns. Beide Regenten werden unablässig von Spionen und diese wieder durch gegenseitige Controle überwacht. Der gegenwärtige Mikado soll angeblich ein junger Mann von achtzehn Jahren sein, der sein Leben in der Mitte eines Rudels schöner Frauen zubringt.

Auf dem Rückwege zu dem Tempel fielen mir die Häuser mehrerer vornehmen Japanesen auf. Sie waren, abweichend von der Landessitte, von Steinen aufgeführt, also feuerfest, schwarz angestrichen und sauber lackirt. Gleich den begüterten Aristokraten sollen auch die Inhaber werthvoller Waarenlager und die Fabrikanten von Schmucksachen aus edlen Metallen diese Bauart bevorzugen. Da ich nach Allem auf den Besuch des in der Umgegend von Yeddo gelegenen berüchtigten Tempels der Empfängniß verzichten mußte, dessen hauptsächliche Decoration in einer unzähligen Menge von Phallus bestehen soll, verweilte ich einige Zeit in einem Salon, wo vor Zuschauern für ein geringes Eintrittsgeld eben Ringkämpfe stattfanden. Es ist bekannt, zu welchem

Verfahren früher die Italiener griffen, wenn es darauf ankam, schöne Knabenstimmen für den Verlauf des ganzen Lebens zu erhalten, die Japanesen glauben durch dieselbe grausame Methode besonders geschickte und kräftige Ringer zu erzielen. Sämmtliche an dem Kampfspiel betheiligte Herren waren übermäßig corpulent und nur mit einem schmalen hellfarbigen Hüftbande, der beliebten Sommertracht der Japanesen mittleren Standes, bekleidet. Stellung und Griffe der Ringer kamen mit den in Europa üblichen überein, auch schienen die Zuschauer auf einen der beiden Kämpfer zu wetten. Jeder derselben hatte einen Secundanten, dessen Functionen jedoch nur darin bestanden, mit einem großen Fächer seinem Heros Kühlung zuzuwedeln. Diese Gunst wurde namentlich den Körpertheilen, welchen die größten Anstrengungen zugemuthet waren, d. h. den Schenkeln und Keulen, erwiesen. Dergleichen Ringkämpfe gehören zu den Lieblingsvergnügungen der Japanesen aller Gesellschaftskreise, nur pflegen vornehmere Personen die Ringer zu sich zu berufen und ihre Kampfspiele im eigenen Hause zu veranstalten. Während der Schaustellung wurden von Kindern Abbildungen derselben feilgeboten. Die Zeichnung der Musculatur war ungeachtet des ungeheuerlichen Umfanges aller Glieder richtiger, als ich sie bisher in China und Japan gefunden hatte, und ich erstand mehrere Blätter, die mir in ihrer Naturwahrheit noch heute die wunderliche Scene vergegenwärtigen.

Den Herrn General-Consul fand ich bei meiner Rückkehr nicht in der besten Laune. Eine japanesische Gerichtsdeputation war bei ihm gewesen und hatte seine Aussage über ein Attentat, das in der vergangenen Nacht gegen ihn versucht worden war, zu Protokoll genommen. Trotz der 900 Mann starken Sicherheitswache war es einem Missethäter gelungen, den hölzernen Tempel, der dem General-Consul Obdach gewährte, in Brand zu stecken. Noch zur rechten Zeit hatten die Posten den Verbrecher auf frischer That ertappt und den Brand gelöscht. Nach der Aussage des General-Consuls wären die Gerichtspersonen aber nicht geneigt gewesen, ihn strenge zu bestrafen. Sie schoben das Verbrechen auf eine momentane Geistesverwirrung des Brandstifters, und wirklich wurde später gar keine ernstliche Strafe über ihn verhängt.

„Meine diesmaligen Geschäfte sind beendet," sagte der General-Consul, „und, so leid es mir Ihretwegen thut, um 6 Uhr verlassen wir Yeddo. Möglicher Weise finden Sie später Gelegenheit,

noch einmal zurückzukehren; heute ist es am besten, das Feld zu räumen.“ Nach dem Bisherigen fiel mir nicht ein, dem erfahrenen Beamten zu widersprechen, ich dankte ihm für seine gütige Förderung und streckte mich in Ermangelung eines Ruhebettes auf der Matte aus. Mein Schlummer war nur kurz, der Schriftführer weckte mich; wenn wir um 6 Uhr im Hafen sein wollten, durften wir nicht zögern. Vor dem Tempel stand das ganze Commando, sichtlich erfreut, uns loszuwerden, in Hufeisenform aufmarschirt. Zwei Drittel blieben zurück, das letzte Drittel bildete ein Viereck, nahm uns in die Mitte und gab uns unter dem Anhange des Janhagels das Geleit bis an die See. Wir bestiegen mit Vermeidung aller überflüssigen Abschiedsfeierlichkeiten den kleinen Dampfer und kamen nach einer köstlichen Abendfahrt um halb 10 Uhr glücklich in Yokuhama an. Unzählige kleine Fischchen, die gleich den Funken einer Schmiedeesse aus dem tiefblauen Ocean im Schimmer der sinkenden Sonne emporsprühten, hatten mich besonders ergötzt. Das Schauspiel glich einem eigenartigen Wasserfeuerwerk.

Täuscht mich nicht mein Gefühl, so möchte ich das Klima Yokuhamas mit dem von Neapel vergleichen. Wie dieses, bedingt es ein **dolce far niente**, ohne doch in physischer Hinsicht eine erschlaffende Wirkung auszuüben. Meine Gesundheit bessert sich langsam, der Appetit erwacht wieder, und ungeachtet der Warnungen des trefflichen Stabsarztes der „Gazelle“, **Dr. Brunner**, der mir der grassirenden Cholera halber die Fische verbietet, kann ich der Versuchung nicht widerstehen, den leckeren Steinbutten und Flundern zuzusprechen. Eier, Reis und Thee sind freilich sonst das A und O der hiesigen Speisekarte. Meine Kräfte heben sich, ich spüre das Erwachen meines gewöhnlichen Lebensmuthes und Arbeitseifers; wenn ich nicht an meinem unzertrennlichen Begleiter, dem vermaledeiten Revolver, zu Grunde gehe, kann ich noch zu Jahren kommen, aber derartige siebenläufige Schießgewehre sind unheilbare Uebel für friedfertige Künstler.

Die Tage vom 22. bis 24. August haben wir bei windigem und regnerischem Wetter mit kleinen Spaziergängen ausgefüllt. Ein ankommendes englisches Kanonenboot, dem zwei Masten von den Japanesen weggeschossen worden waren, flößte uns abermals Besorgnisse für unsere Sicherheit ein. Wirklich war am 23. August ein Mordanfall auf einen Franzosen vorgekommen, und deshalb die Munition in allen kaufmännischen Comptoirs erneuert worden.

Neben den Dintefässern liegen hier nämlich die Revolver und hinter dem Chef des Hauses steht eine Anzahl geladener Büchsen für den Fall eines unvorhergesehenen Angriffs. Ich für mein Theil habe zu meiner persönlichen Sicherstellung ein eigenthümliches Mittel ergriffen. Schon früher auf meinen Spaziergängen mit Herrn Reis war ich oft von armen Japanesen angesprochen worden; die guten Leute hielten mich für einen Arzt und baten, wie mir der Landsmann dolmetschte, um Arznei für allerlei Krankheiten. Dieser gelehrt-medicinische Anflug meiner Persönlichkeit durfte nicht unbenutzt bleiben. Eine Anklage wegen Medicinalpfuscherei hatte ich nicht zu gewärtigen, die Vorliebe der asiatischen Völker für Heilmittel in Pillenform war mir bekannt, ich fertigte daher eine Anzahl von Pillen verschiedenen Calibers an und steckte sie bei meinen Spaziergängen in die Tasche. Da ich meine Gaben den mich auf der Straße consultirenden Patienten unentgeltlich verabreichte, verbreitete sich mein ärztlicher Ruf rasch in Yokuhama und seiner Umgegend. Selten ging ich aus, ohne mit leeren Schachteln zurückzukehren. So erkaufte ich meine Sicherheit auf den Straßen, und im Uebrigen spricht mich mein Gewissen vollkommen frei. Niemals bediente ich mich jener Drastica, welche die Chemie den Fabrikaten Morrison's und anderer renommirten Pillendreher zuschreibt. Eine kleine, für Kinder und junge Leute bestimmte Sorte componirte ich aus Brot, Zucker und Salz, für Erwachsene that ich etwas Cayennepfeffer, Senf oder einige Körner Schnupftabak hinzu. Der Japanese glaubt nur an die Heilkraft des Arzneimittels, wenn dasselbe einen starken Reiz auf den Gaumen ausübt. Klagen über unglückliche Curen sind mir nie zu Ohren gekommen, und ich ziehe noch heute mein harmloses Mittel: mich mit der Bevölkerung auf einen freundlichen Fuß zu setzen, dem beliebten Belagerungszustande vor.

Am 24. August wurden wir um 9 Uhr Morgens plötzlich von einem Teifun überfallen. Der Sturmwind stieß die Hausthür ein, warf, da die Thür des Eßzimmers offen stand, das Theegeschirr uns vor der Nase zum Fenster hinaus, und schleuderte über den mehr als 25 Fuß langen Flur eine solche Fluth von Regen und zerstäubtem Seewasser in wagerechter Richtung in das Zimmer, daß die Sündfluth mit Kellen und Eimern bekämpft werden mußte. Zuvörderst freilich schlossen die japanesischen Diener mit vereinter Anstrengung die Flügel der Hausthür und stemmten

einen wuchtigen Balken dagegen. Noch gegen Abend stand das Wasser so hoch in den Straßen, daß wir den Ausgang aufgaben, so gern wir über das im Laufe des Tages angelangte englische Geschwader nähere Erkundigungen eingezogen hätten. Der Verlust seiner Expedition nach dem Süden Japans belief sich auf 60 Todte und Verwundete.

Der Regen hielt auch am folgenden Tage an, und wir suchen uns die Zeit in unseren vier Pfählen so gut als möglich zu verkürzen. Herr Reis brachte mir u. A. eine ihm von einem englischen Kaufmann mitgetheilte anglo-chinesische Zeitung, in der meiner in folgender Weise Erwähnung gethan wurde. Der Redacteur oder Referent mußte eine überaus hohe Meinung von den diesseitigen Kunstzuständen haben. Er schrieb: „Mr. Eduard Hildebrandt (painter of his Majesty the King of Prussia) macht eine Reise um die Erde im Auftrage seines kunstliebenden, allerhöchsten Gönners, er erhält als Honorar und Kosten: 20,000 Pfd. Sterling. So ungereimt die Notiz mit der hohen Summe sein mochte, fortan verbesserte sich meine Situation in den chinesischen und japanesischen Gewässern. Nicht der Landschaftsmaler, aber der Empfänger von 20,000 Pfd. Sterling Honorar und Reisegeld wurde ungleich mehr als früher respectirt.

Die Aufzeichnungen in meinem Tagebuche am 27. August sind nicht tröstlicher Natur. Die japanesische Regierung hat uns Europäern gestern ganz unumwunden sagen lassen: wir möchten uns so bald als möglich zum Teufel scheeren, und die Engländer haben, trotzdem fünfundzwanzig Kriegsschiffe ihrer Flotte vor Anker liegen, erklärt, den am Lande befindlichen Europäern keinen Schutz gewähren zu können; sie seien außer Stande, eine allgemeine Niedermetzelung zu verhindern. Mir bleibt daher gleichfalls nichts übrig, als statt zu meinen halbzölligen Pillen von vierzehntägigem Nachgeschmack, wieder zu Revolver und Schleppsäbel zu greifen. Zudem machten sich zwei Yakonins mit mir einen schlechten Spaß. Sie griffen, an mir vorübergehend, plötzlich nach dem Säbel, sprangen auf mich los und schrieen: „Anata oheio," d. h. „Ich grüße Dich!" Damit war die Sache abgethan.

In den letzten Tagen hat auch der Sohn des Fürsten Mita den gesetzlichen Selbstmord an sich vollzogen. Die englische Regierung hatte schon seit geraumer Zeit mit den japanesischen Behörden über die Zahlung einer Entschädigungssumme für die Er-

mordung des Mr. Richardson, die Ursache des gegenwärtigen Krieges, unterhandelt, letztere aber nicht dazu bewegen können. Allerdings handelte es sich um die hohe Summe von fast einer halben Million Pfd. Sterling. Die Japanesen suchten noch immer etwas abzuhandeln, die Engländer bestanden auf ihrer Forderung. Es ist mir unbekannt, durch welches Mißverständniß jener unglückliche Beamte, der Verwalter einer Finanzkasse, veranlaßt wurde, die Summe, ohne Autorisation der Regierung in Yeddo, an England auszuzahlen. Die Strafe für seine Unbesonnenheit folgte ihm auf dem Fuße; das Todesurtheil wurde über ihn ausgesprochen. In Europa ist noch die Meinung verbreitet, daß die Verurtheilten, um ihren Hinterbliebenen Ehre und Vermögen zu erhalten, selber zum Schwerte greifen und sich mit kreuzweisen Schnitten den Unterleib aufschlitzen. Dieser Brauch besteht schon lange nicht mehr. Der Taikun sendet dem Staatsverbrecher, dessen sich der hohe Rath der Dreizehn entledigen will, nur eine zierliche Handwaffe, das Symbol des Todes. Nach ihrem Empfange ist er verpflichtet, wenn er sich und seine Angehörigen nicht den Folgen einer gewaltsamen Hinrichtung durch Henkershand, d. h. wegen Beschimpfung des Namens und Confiscation von Hab und Gut, aussetzen will, seinem Leben vor Sonnenuntergang ein Ende zu machen. Gemeinhin veranstaltet der Verurtheilte ein Abschiedsmahl und freut sich mit Verwandten und Freunden des Lebens, so lange noch das Lämpchen glüht. Im letzten Augenblick begiebt er sich in das Innere der Gemächer. Nur sein Busenfreund und einige Zeugen begleiten ihn. Er kniet nieder, entblößt den Unterleib und deutet mit der officiell übersandten Waffe den Kreuzschnitt an; in demselben Augenblick versetzt ihm nach Verabredung der Freund mit dem großen Schwerte, das jeder Yakonin bei sich führt, einen tödtlichen Streich in den Nacken. Auf diese Weise hatte auch, nach der einstimmigen Versicherung aller Europäer, der Sohn des Fürsten Mita geendet. Der wissenschaftliche Ausdruck der Japanesen für diese Art der Todesstrafe ist: Harikiri.

Die Warnung der Engländer und die barschen Zumuthungen der Regierung schüchterten nur die Kaufleute Yokuhamas ein, die Mitglieder des hier anwesenden diplomatischen Corps kümmerten sich wenig darum, sondern beschlossen, da der hohe Barometerstand anhaltend gutes Wetter versprach, eine größere Landpartie über Kanazawa nach der früheren Haupt- und Residenzstadt Kamakura.

Von Seiten der Regierung wurden natürlich, nachdem die vorschriftsmäßige Anzeige gemacht war, viele Einwendungen erhoben; sie bereitete die Herren auf einen Ueberfall vor und erklärte sich für unfähig, sie schützen zu können. Unlängst sei ein Yakonin von einem Engländer niedergeschossen worden und das Volk im höchsten Grade gereizt. Der Gouverneur von Kanazawa, einer der drei Fürsten, die im Jahre 1862 als Gesandte in Berlin waren, stattete dem holländischen General-Consul sogar einen Besuch ab und suchte ihn durch ein Geschenk von zwei Schweinen, einem Korbe Hühner und mehreren Gefäßen voll Obst und Gemüsen von der gefährlichen Partie abzubringen. Der Consul erwiderte indessen das Geschenk und bestand auf dem Ausfluge; die Gefahr mochte ihm nicht so groß erscheinen. Die Gesellschaft bestand aus fünfundzwanzig deutschen Herren und zwanzig deutschen und holländischen Matrosen, die zum Tragen der Effecten, Speisen und Getränke bestimmt, und gleich den Gentlemen bis an die Zähne bewaffnet waren. Mir lieferte der Ausflug einen lehrreichen Beitrag zu meinem Satze, daß die Hauptschuld des schlechten Einvernehmens zwischen Eingeborenen und Europäern dem Uebermuth und der Rücksichtslosigkeit der letzteren zuzuschreiben sei.

Am 30. August um 2 Uhr Nachts schifften wir uns ein und fuhren nach Kanazawa. Als wir um 5 Uhr Morgens hier anlangten, verweigerte man uns in dem einzigen, am Strande gelegenen Theehause die Aufnahme. Ein kleineres Local war, um der Zudringlichkeit der Fremden zu wehren, auf obrigkeitlichen Befehl niedergerissen worden. Die Comité-Mitglieder der Landpartie wußten sich zu helfen. Den Matrosen wurde befohlen, die Hausthür mit einem Balken einzustoßen; darauf wollte es jedoch die Herbergsmutter nicht ankommen lassen. Sie öffnete freiwillig und machte ihrer Wuth nur durch einen thierischen Schrei Luft, als der Chor der Rache in den Flur stürmte und ein paar der Herren ihr die Pistole auf die Brust setzten. Ein so garstiges altes Weib hatte ich in Japan noch nicht gesehen. Unsere Matrosen besetzten sogleich die Küche, zündeten Feuer an und bereiteten Kaffee; ich besichtigte das geräumige Local etwas näher. Gleich bei unserem Einbruch war mir eine Anzahl kleiner Mädchen aufgefallen, welche mit Schwertern in den Händen eine Seitentreppe hinabschlichen und die Waffen in einer Kammer des Erdgeschosses verbargen. Argwöhnisch stieg ich die Treppe hinan und fand in einem Salon

einen Trupp Yakonins, die uns erwartet haben und zum Widerstande entschlossen gewesen sein mochten, bei unserer Uebermacht aber für rathsam erachteten, klein beizugeben und sich mit Hülfe der Unmündigen selbst ihrer Waffen zu entledigen. Mehrere der Herren waren mir gefolgt, und wir fanden die Yakonins, arglos wie eine Schaar Turteltauben, auf der Matte sitzend und uns gastlich anlächelnd. Glücklicher Weise kam es nicht zu Streitigkeiten; der Kaffee erhitzt nicht das Geblüt. Die nöthigen Pferde waren schon am vorhergehenden Tage gemiethet worden, und um 6 Uhr setzten wir uns mit großem Geräusch in Trab, durchritten die Stadt und passirten eine Reihe von Dörfern oder Weilern, die im Verein mit der malerischen Terrainbildung von Thälern, Berghöhen und Schluchten dem Wege nach Kamakura beständig Abwechselung verliehen. Auch an dem Landsitze eines Prinzen kamen wir vorüber. Die Villa lag in einem herrlichen, musterhaft gepflegten Garten, nur die Umgebung entstellte die sonst so einladende Villeggiatur. Statt durch eine Hecke oder durch einen Zaun war das Grundstück durch eine förmliche Enceinte von Festungswerken geschützt. Der Besitzer konnte einer kleinen Belagerung die Stirn bieten. Nach einigen Stunden hatten wir die heilige Stadt erreicht und begaben uns in den Rayon der zehn Tempel, der berühmtesten des Reiches der aufgehenden Sonne. Wir wußten, daß nur in einem derselben uns der Zutritt gestattet wäre, und suchten durch vorweg auf den Boden geworfene Geldspenden das Wohlwollen der Priester zu erwerben. Die auf den Dächern der Tempel befestigten, Schlittengeläuten ähnelnden Glockenspiele klangen lieblich im Hauche des vom Gebirge kommenden Morgenwindes; im Innern saß die diensthuende Geistlichkeit mit den Tabakspfeifen im Munde beim Thee. Ein sehr reputirlich aussehender älterer Japanese erlegte soeben ein halbes Dutzend Itzebus — wie mir der General-Consul sagte, um sich die Mühe des eigenen Gebetes zu ersparen. Gegen eine entsprechende Vergütigung beten die Priester für zahlungsfähige Gläubige mit bestem Erfolge. Es wäre unanständig gewesen, hätten wir Christen den frommen Männern nichts zu verdienen gegeben; der General-Consul ging uns mit gutem Beispiel voran. Auf dem Hauptaltar standen zwei heilige, offenbar gezähmte Hähne. Wer 1 Tempo (15 Pf.) entrichtete, durfte den Federbusch und Rücken der schönen Thiere streicheln. Es wird für ein gutes Zeichen angesehen, wenn die

heiligen Vögel dabei krähen, doch thaten sie uns nicht den Gefallen, so viele Tempos wir auch als Opfer darbrachten.

XIV.

Fusi Yama-Pilger. Wallfahrtstempel. Scharfe Freudenschüsse. Dampfer-Carroussel. Soirée im Herrenhause. Die Kneter. Prinz Oranien-Festball. Nach Nagasaki. Der Flußdampfer auf hoher See. Blaue Raketen und sechs Stunden Arrest. Mr. Lewes.

Die religiösen Gebräuche der Japanesen schreiben den vom Fusi Yama zurückgekehrten Pilgern vor, auf einem Rundgange alle zehn Tempel von Kamakura zu besuchen und an jeder dieser Stationen gewisse Gebete zu verrichten. Das Glück begünstigte uns, wir waren noch im Tempel mit den heiligen Hähnen beschäftigt, als eine Schaar dieser frommen Männer eintrat, der Reihe nach an einer seitwärts aufgestellten Metallschale vorüberzog, jeder ein Stück Geld hineinwarf, um sich dadurch die Erhörung seiner Gebete zu sichern, und dann an eine große Glocke schlug. Sobald sie sich überzeugt haben mochten, der Himmel nehme von ihrer Anwesenheit im Tempel Notiz und die nöthige Aussicht auf Gewährung ihrer Bitten sei vorhanden, begannen sie mit großem Eifer die geistlichen Uebungen. Indessen ließen sich die Pilger dadurch nicht abhalten, kleine Handelsgeschäfte mit uns anzuknüpfen. Sie boten uns die um ihre Hände geschlungenen Rosenkränze zum Verkauf an, die wir denn auch sämmtlich in unsern Besitz brachten. Die Aehnlichkeit derselben mit jenen, welche ich einst von Wallfahrern in der Grabeskirche zu Jerusalem erstanden, war unverkennbar. Das Costüm der Fusi Yama-Pilger war von eigenthümlicher Beschaffenheit. Vorschriftsmäßig trugen sie sämmtlich weiße Gewänder, die jedoch über und über mit rothen Stempeln bedeckt waren. Diese werden nämlich nach dem Besuch jedes Tempels von den Priestern den Gewändern gleichsam als officielle Bescheinigung aufgedruckt und erhöhen später das Ansehen des Japanesen unter seinen Mitbürgern.

Zu meinem Kummer darf ich nicht verschweigen, daß das Betragen meiner Gesellschafter keineswegs über allen Tadel erhaben war, und daß wir uns zuletzt von den Pilgern und Priestern in einer etwas gereizten Stimmung verabschiedeten. Unter unbedingter Zustimmung der Marine-Officiere, ihrer Vorgesetzten, machten die englischen Matrosen einen solchen Heidenlärm auf der Tempelglocke, daß ich aus den Gesichtern der Japanesen unschwer errathen konnte, ihre Gottheit werde den Spectakel als persönliche Beleidigung betrachten und sie selber, als Ortsangehörige, dafür verantwortlich machen. Es kam jedoch nicht zu unangenehmen Erörterungen; wir traten ungehindert den Rückweg an. Die Gesellschaft hatte schon unterwegs, später sowohl in als auch vor dem Tempel, den mitgenommenen Getränken stark zugesprochen; es kamen daher mancherlei thörichte Ausschreitungen vor. Fortwährend wurden zum Entsetzen der Pferde Büchsen und Revolver abgefeuert, bei unserer lediglich aus scharfen Patronen bestehenden Munition ein höchst gefährliches Vergnügen. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß ein Matrose einen Streifschuß am Unterleibe erhielt und einem holländischen Capitän der Schenkel zerschmettert wurde. Erst jetzt legte sich die Aufregung, aber sie zeigte sich von Neuem, als wir, am Strande angelangt, von den Pferden stiegen und uns den Böten näherten. Einer unserer reitlustigen Matrosen wollte, nachdem sein Capitän abgesessen war, noch ein wenig die Gelegenheit benutzen, hin- und herzugaloppiren, stieß aber bei dem Besitzer des Gaules auf Widerspruch. Da brüllte der Capitän mit Löwenstimme: „Sitz' auf, mein Sohn, und wenn er sich noch ein Wort erlaubt, haust Du ihm auf meine Verantwortung über den Leib, sitz' auf!" Der Japanese ließ dem Burschen seinen Willen, aber ich zweifle, daß wir bei unserer Abfahrt unter den Pferdephilistern von Kanazawa einen vortheilhaften Eindruck der europäischen Gesittung und Billigkeit hinterlassen haben. Etwa eine halbe Meile vor Yokuhama wurde uns noch ein sehr ergötzliches Schauspiel zu Theil. Schon von fern hatten wir einen kleinen Kriegsdampfer bemerkt, der fortwährend im Kreise umherfuhr. Als wir näher kamen, sahen wir, daß das ganze Verdeck mit Japanesen bedeckt war, welche sich mit uns durch die verschiedensten Zeichen der Hülflosigkeit zu verständigen suchten, aber von Seeofficieren und Matrosen ausgelacht wurden. Der wie ein Pferd im Circus umherjagende Dampfer war eins jener kleinen Schiffe, welche den

Japanesen in den letzten Jahren von den Engländern verkauft worden waren. Sie hatten die Maschine geheizt und waren dreist in See gestochen, aber Keiner von ihnen verstand sich darauf, die Maschine zu stoppen, und so blieb ihnen weiter nichts übrig, als unabläſſig im Kreise umherzufahren, bis das Feuer ausging und der Dampfer mit Böten in den Hafen bugsirt werden konnte. Wie die Herren Seeofficiere versicherten, wiederholen sich derartige Scenen von Zeit zu Zeit. Bei ihrem angeborenen Dünkel glauben die Japanesen, mit den Dampfern zugleich die Kenntniß ihrer Maschinenleitung erworben zu halten, und sträuben sich beharrlich, dieselbe europäischen Ingenieuren anzuvertrauen.

Die Anwesenheit so vieler Militärpersonen wirkt sehr vortheilhaft auf die Geselligkeit ein und verschafft mir eigenthümliche Genüsse. Mein gütiger Gönner, der holländische General-Consul, gab zu Ehren der europäischen Gäste eine glänzende Soirée, obgleich man mit Fug und Recht auf dieses Fest die bekannte Phrase: „sie tanzen auf einem Vulkan!“ anwenden konnte. Während die Einladungskarten durch Koskeis und Barkenführer den Gästen überbracht wurden, hatte der General-Consul ein Schreiben aus Yeddo erhalten, worin er von amtlicher Seite gewarnt wurde, sich abermals dort blicken zu lassen, da die Regierung bei der gereizten Stimmung des Volkes seine Sicherheit nicht verbürgen könne.

Die Zahl der europäischen Damen in Yokuhama beträgt nur acht, der General-Consul hatte bei der Majorität von dreißig Herren, Seeofficieren, Consuln verschiedener Nationen und Großhändlern, daher vorgezogen, diese zum größeren Theile nicht mehr jugendlichen Schönen gar nicht einzuladen und seine Soirée in die Sphäre der japanesischen Gesellschaft zu verlegen. Demgemäß konnte sie nur in dem sogenannten „Herrenhause“ (Yankiro) veranstaltet werden, wo dem Gastgeber ein unvergleichlicher Damenflor zur Verfügung stand. Der Kostenpunkt war von unserem splendiden Wirthe weiter nicht beachtet worden, er hatte die von der japanesischen Regierung geforderte hohe Summe entrichtet, das ganze Local mit seiner Bevölkerung für den Abend und die Nacht mit Beschlag belegt und so den gewöhnlichen japanesischen Zuspruch feineren Schlages ausgesperrt. Mir steht nicht die stylistische Freiheit eines altgriechischen oder römischen Schriftstellers zu Gebote; meine Festbeschreibung muß sich folglich den Vorwurf

der Lückenhaftigkeit gefallen lassen. Vorausschicken muß ich, daß wir uns sämmtlich bis an die Zähne bewaffnet eingefunden und alle Eingänge des Herrenhauses mit Posten besetzt hatten. War doch die Gelegenheit für die Japanesen, einen entscheidenden Schlag zu führen und alle Häupter der europäischen Hydra zu vertilgen, gar zu verführerisch. Dem wurde durch förmlich militärische Maßregeln vorgebeugt. Auch ich hatte außer einer weißen Cravatte den bewußten Revolver, den Pfahl in meinem Fleische, auf daß mir nicht zu wohl werde, angelegt.

Die Soirée begann mit einer Theatervorstellung, die nur von den Schönen des Institutes ausgeführt wurde. Mit vielem Geschick fanden sich die zarten Wesen in die Männerrollen und wußten mit wirklicher Komik die Eigenthümlichkeiten und Schwächen der Europäer nachzuahmen, denn die aufgeführten Stücke bestanden in einer Reihe burlesker Scenen, Begegnungen zwischen Einheimischen und Europäern, durch welche sie uns zu ergötzen gedachten. Spiel und Gesang standen nicht auf einer höheren Stufe, als in chinesischen Theatern; die Instrumentalmusik war von gleicher Verworfenheit. Die Pracht der Costüme, insofern solche überhaupt noch vorhanden waren, machte der Direction des Institutes die höchste Ehre, aber freilich entäußerten sich einzelne Actricen selbst des Feigenblattes der niederländischen Maler. Der Darstellung folgte eine Art Ballet. Wie den Chinesen, ist auch den Japanesen die eigentliche Tanzkunst unbekannt, und das Ganze ging nicht über wiegende Bewegungen des Oberkörpers hinaus, bei denen freilich mehr die seltene Formenschönheit der Gymnastinnen, als ihre Anmuth Wohlgefallen erregte. Analog manchen stehenden Manieren unserer Tänzerinnen war nur die Gewohnheit der Japanesinnen, als Zeichen herausfordernder Fröhlichkeit mit den flachen Händen auf die unverhüllten Oberschenkel zu schlagen. Die Beleuchtung war höchst naiv eingerichtet. Da das ganze Local nur durch bunte Papierlaternen erhellt war und in einem magischen Helldunkel schimmerte, waren besondere Vorkehrungen nothwendig, die Actricen und Tänzerinnen in ein vortheilhafteres Licht zu stellen. Jeder folgte eine Gefährtin mit einer großen Laterne und bemühte sich, auf alle bemerkenswerthen Attitüden ein grelles Streiflicht fallen zu lassen.

Der Vorstellung folgte ein Souper, an dem auch die Damen theilnahmen. Für die Weine hatte der General-Consul gesorgt,

die Speisen waren in der Küche des Hauses zubereitet. Sie wurden in sauber lackirten viereckigen Kästchen servirt und mit Stäbchen gegessen. Aus Besorgniß, incognito bereiteten Blutegeln zu begegnen, die hier zu den Delicatessen gehören, beschränkte ich meinen Verzehr auf Fisch. Mehrerer Bequemlichkeit halber wird jeder kleinere gebratene Fisch an ein Stäbchen gebunden, man reißt ein Stück nach Belieben ab, legt den Rest in das Speisekästchen und reicht ihn dem Nachbar. Die Japanesinnen tranken zumeist den landesüblichen leichten Reisbranntwein (Saki); doch schien ihnen auch der credenzte Champagner zu munden; die Heiterkeit der Gesellschaft stieg zusehends, und nach dem Dessert forderten die Cavaliere, ohne an der unzureichenden Toilette der Tänzerinnen Anstoß zu nehmen, ihre Tischnachbarinnen zu einem Galopp auf, für den diese hervorragendes Talent verriethen. Ich für mein Theil bedauerte nur, kein Zeichenmaterial bei der Hand zu haben, um das Ensemble des Saales mit der Wasserkunst am Eingange, den vergoldeten Wendeltreppen in den Ecken, den bunten und glänzenden Ornamenten der Wände, dem Wirbel der nackten Odalisken mit ihrem phantastischen Kopfputz festzuhalten. Es war tief in der Nacht, als wir unter dem Vortritt unserer Wachen, beim Schimmer der mit den verschiedenen Landeswappen bemalten Consulats-Laternen, in Palankinen, ohne durch einen Anfall behelligt zu werden, nach Hause zurückkehrten. Das Wetter war sehr schlecht, es regnete und stürmte, und die nächtliche Ruhe wurde mir durch rheumatische Schmerzen verkümmert, die sich neuerdings zu meinen übrigen Leiden gesellt haben. Ich beschloß daher am Morgen, die Hülfe nicht eines eingeborenen Arztes, sondern nur eines „Kneters“ in Anspruch zu nehmen. Diese Leute, gemeinhin Bonzen, durchstreifen die Straßen der japanesischen Städte, stoßen auf einer Pfeife einen Laut aus, der an den Gesang der Eule in Weber's „Freischütz“ erinnert, und verkünden dadurch ihre Gegenwart. Da sich auch Frauen und Mädchen der vornehmeren Rangklassen ihrer bedienen, werden die Blinden unter ihnen vorgezogen, und es sollen deshalb viele Fälle simulirter Kurzsichtigkeit oder Blindheit vorkommen. Ich rief den ersten besten Heilgehülfen dieser Klasse von der Straße herauf, ließ ihn sorgfältig unter dem Beistande meines Kotzkei die Hände reinigen und stellte mich ihm alsdann zur Verfügung. Nachdem mich meine Diener entkleidet, wurde ich auf der Matte ausgestreckt, ein

ausgehöhltes Bänkchen unter meinen Nacken geschoben und mit der heilgymnastischen Operation begonnen. Schon in Bangkok hatte ich die energischen Manipulationen eines Kneters, der einem siamesischen Granden Erleichterungen nach einem schweren Diner verschaffte, mit angesehen, und war nicht ohne Besorgniß, der japanesische College werde mit mir eben so unnachsichtig verfahren. Der gelehrte Herr behandelte mich jedoch mit ungleich größerer Milde. Nachdem er sich durch einige kühne Griffe, aus denen ich ersah, daß unter Umständen Blindheit des Operateurs den männlichen Angehörigen der Kunden ganz erwünscht sein müsse, überzeugt hatte, daß mein Magen nicht an Ueberfüllung leide, ging er nach einer starken Pression der Weichen auf die Behandlung der Arm- und Beinmuskeln über. Sein Verfahren war ein Mittelding von Zupfen, Drücken und Kneifen, nach und nach wurde dadurch die Haut meines ganzen Körpers geröthet, und der bisherige zuckende Schmerz wich einem wohlthuenden Wärmegefühl. In einer Viertelstunde war das ganze Verfahren beendet; mit einem Viertel-Itzebu königlich belohnt, entfernte sich der Kneter seelenvergnügt, der nervösen Aufregung folgte eine unsäglich süße Abspannung, und auf der Matte liegen bleibend, von dem Kotzkei nur mit einem Plaid bedeckt, versank ich in einen mehrstündigen Schlaf, aus dem ich mit bestem Appetit erwachte. Von Herzen bedauerte ich, mich dieses nervenstärkenden Verfahrens nicht schon früher bedient zu haben, und bin geneigt, die körperliche Fülle und Gesundheit, deren sich die Bevölkerung mittlerer Jahre in Japan erfreut, demselben zuzuschreiben.

Am 5. September wohnte ich dem holländischen Prinz Oranien-Festball bei, zu dem auch die anwesenden acht Damen gezogen waren. Wenn ich sage, daß die Zahl der Herren zweihundert überschritt, wird man ermessen können, daß die Schönen sich über Mangel an Tänzern nicht zu beklagen hatten. Eine den Vierzigen nahe stehende Donna schien den letzten Hauch auf dem Tanzboden daran setzen zu wollen, und ich darf nicht verschweigen, wie ihr Eheherr, weit entfernt, Widerspruch einzulegen, sie vielmehr durch Zufuhr immer neuer Tänzer in ihrem Selbstmordversuche unterstützte. Ich zog mich in den durch zahllose Laternen feenhaft erleuchteten Garten zurück.

Je weiter das Jahr vorrückt, desto ähnlicher wird das Klima dem Herbste des unteren Italien. Wir benutzen die herrlichen

Septembertage zu weiteren Spazierritten in das Innere des Landes, nur suche ich davon alle herausfordernden Persönlichkeiten auszuschließen und verhüte so jeden Conflict mit den Eingeborenen. Der Abgang des Dampfers nach Nagasaki rückt heran, und ich bringe am 9. September bis 3 Uhr Nachmittags meine Zeit damit zu, die Koffer zu packen; vor Sonnenaufgang am nächsten Tage sollen die Anker gelichtet werden. Ich wollte schon um 5 Uhr Abends an Bord, allein mein gütiger Hausherr mochte sich nicht so bald von mir trennen. Ungeachtet aller Einreden wurde ich bis nach 11 Uhr am Lande festgehalten und kam erst los, als der Seegang immer höher wurde und pechschwarzes Gewölk heraufzog. Endlich waren meine sechs Gepäckstücke in die Nußschale von Boot gebracht, und nach einer halben Stunde war ich, bis auf die Haut durchnäßt, glücklich an Bord des Dampfers gelangt. Bei der Ungeschicklichkeit der Bootsleute hatte ich nothgedrungen selbst Hand angelegt und so auch meine Koffer gerettet. Der größte und werthvollste wäre beinahe ins Meer gefallen. An Schlaf war nicht zu denken, denn der Capitän und die Passagiere befanden sich im letzten Stadium der Besoffenheit. Um ihrem Enthusiasmus einen entsprechenden Ausdruck zu verleihen, veranstalteten sie sogar ein Feuerwerk und bedienten sich dazu blauer Raketen. Nun muß man aber wissen, daß Raketen und Signale von dieser Farbe unter den Seeleuten „Schiff und Mannschaft in Gefahr" bedeuten. Natürlich wurde sofort auf allen Kriegsschiffen der englischen Flotte Alarm geschlagen, und in den Consulatsgebäuden von Yokuhama machte man sich nach den überall erleuchteten Fenstern kampffertig; man vermuthete einen meuchlerischen Ueberfall der Japanesen. Die Feuerwerker wurden durch die auf der Rhede ausbrechende Unruhe noch nicht zur Besinnung gebracht, erst als eine Schaluppe vom Admiralschiff eintraf und auf Befehl des Admirals den vergnügten Capitän abholte, stutzten die des Anstifters beraubten Passagiere und ließen sich zu Bette bringen. Die Abfahrt des Steamers war dadurch in Frage gestellt, denn der Admiral gedachte den Lustfeuerwerker achtundvierzig Stunden in Arrest zu legen, auf die Fürsprache der Consuln ließ er es jedoch bei sechs Stunden und einem scharfen Verweise bewenden, und um 1 Uhr Mittags lichteten wir wirklich die Anker.

Das kleine Schiff „Carthage" ist ein Privat-Handelssteamer

und gehört der schon erwähnten reichen Firma Gardins. Angeblich liegt den Besitzern nicht viel an Passagieren, und unsere Beförderung wird nur als Gnadensache angesehen. Nichtsdestoweniger hat Jeder von uns für die Strecke von 160 Seemeilen bis Nagasaki das erkleckliche Sümmchen von 110 Dollars erlegt. Nicht viel mehr als an den Passagieren scheint dem Hause an dem Dampfer selber gelegen zu sein. Neu bemalt und gestriegelt war er im Hafen von Yokuhama schon zum Verkauf ausgeboten worden, ohne bei der hohen Forderung einen Abnehmer zu finden. Wie unter den an Bord befindlichen fünf englischen Kaufleuten gemunkelt wird, ist die „Carthage" gar nicht für die Fahrt auf hoher See construirt, sondern nur ein invalider Flußdampfer. Bei seinem geringen Tiefgange wird das elende Schiff in dem wilden Wetter gleich einem Gummiball hin- und hergeworfen. Zwei Stunden nach unserer Abfahrt lagen wir sämmtlich seekrank im den Kajüten. In diesem trostlosen Zustande verblieben wir die ganze Nacht hindurch, doch beruhigten sich am 14. September um 7 Uhr Morgens meine empörten Magennerven so weit, daß ich meinen für 12 Sgr. 6 Pf. in Yokuhama erstandenen papiernen Regenmantel anlegen und eine Promenade auf Deck veranstalten konnte. Beim Tiffin, das aus Eiern von zweifelhaftem Alter und steinhartem gebratenen Speck bestand, war ich außer dem Capitän und Steuermann der einzige Tischgenosse. Während der Mahlzeit erhielt mein neues Reisegewand die erste Oelung. Die Steuerbordseite der „Carthage" erhob sich plötzlich so hoch, daß die Assiette mit Eiern und Speck auf den papiernen Regenmantel flog und ihm ein unvertilgbares Fettmal aufdrückte. Der Brandyflasche entging ich; der Capitän hatte noch im letzten kritischen Augenblicke danach gegriffen und sie dann, um ferneren Unglücksfällen vorzubeugen, rasch bis auf den letzten Tropfen geleert. Wäre der erste Steuermann nicht noch bei Besinnung, dieser Trunkenbold stürzte Schiff Ladung, Mannschaft und Passagiere ins Verderben. Die Fahrt in den japanesischen Gewässern ist, wie an den chinesischen Küsten, bei dem Mangel aller Leuchtthürme höchst gefährlich, außerdem ist es den Eingeborenen bei Todesstrafe verboten, auf europäischen Schiffen Lootsendienste zu leisten. In den letzten Tagen des August war ein Einwohner von Kanazawa dieses Verbrechens wegen enthauptet worden.

Wie glücklich wäre ich gewesen, hätte mir nach dem traurigen

Tiffin ein „Kneter" zu Gebote gestanden; es blieb mir nichts übrig, als durch Aufzeichnung meiner letzten Beobachtungen und Erlebnisse in Yokuhama die Langeweile zu vertreiben. Von den Landsleuten auf der „Gazelle" hatte ich mich schon am 8. September verabschiedet und dort ein paar höhere japanesische Officiere getroffen, die sich ungemein für die Zündnadelgewehre der Seesoldaten interessirten und bei ihrer Intelligenz sehr wohl den Vortheil der Hinterladung begriffen. Sie entblödeten sich nicht, der Schildwache auf Deck 50 Dollars zu bieten, wenn sie ihnen ihr Gewehr verkaufen wolle! Die Passagiere erholen sich allgemein, kriechen aus ihren Hängematten und rauchen in der Kajüte, ein unerhörtes Beginnen für ein englisches Schiff, schlechte Manila-Cigarren; unsere Gesellschaft wird durch ein Dutzend Hunde verstärkt, die nicht ganz von der Seekrankheit verschont bleiben und in ihrer Herzensangst die wunderlichsten Verstecke aufsuchen. So waren zwei Pintscher von der Sophalehne auf die vorspringende Decke eines Wandschranks gestiegen, von wo sie wenig Minuten später einem reichen Seidenhändler auf den Kopf fielen und ein paar verschimmelte Wasserstiefel in ihren Sturz verwickelten. Auch Mr. Lewes, mein alter Freund und Fachgenosse, kam aus seiner Koje abgezehrt und hohlwangig zum Vorschein. Nach Vollendung des Portraits beider Könige von Siam hatte er sich nach Japan eingeschifft, um den Großen des Reiches seine künstlerischen Dienste anzubieten, vielleicht gar das Portrait des Taikun anzufertigen. Mr. Lewes' Talente haben keinen fruchtbaren Boden gefunden, von allen Seiten waren seine Anerbietungen abgelehnt worden. Wie der Moslem, besitzt der Japanese ein Vorurtheil gegen die Abbildung lebender Personen. Der fahrende Portraitmaler wird auf allen englischen Dampfern nicht nur kostenfrei befördert, sondern genießt auch freie Zeche und lohnt seinen Wirthen durch geistreiche Conversation bei Tische. Jetzt kehrt er nach Calcutta zurück, wo sein Pinsel noch immer die sicherste Beschäftigung findet. Gutem Vernehmen nach zählt auch eine Dame zu den Passagieren, wir haben aber weder sie selbst, noch ihren Mann und Sohn zu Gesichte bekommen. Einer der Engländer, ein gesangskundiger Jüngling, zieht aus ihrem Stöhnen und Röcheln in hoher Sopranlage einen Schluß auf ihr Geschlecht. Die ganze Familie scheint sich der Seekrankheit ergeben zu haben.

Bei der abscheulichen Kost an Bord sind die aus Japan mitgenommenen Weintrauben unsere einzige Erquickung, die Birnen

stehen weit hinter der geringsten europäischen Sorte zurück. Am 12. September um 3 Uhr Nachmittags stieg aus dem Ocean ein so dichter Nebel auf, daß wir kaum die Hand vor Augen sehen konnten. Der Dampfer ist in eine Strömung gerathen, und wir treiben dem rechts gelegenen Lande, einer felsigen Küste zu. Vor Schreck war der Capitän sogleich nüchtern geworden, und da der Nebel sich für einige Minuten lichtete, gelang es aus der Nähe des Landes fortzukommen. Wir waren nur noch eine Viertelmeile davon entfernt gewesen. Zu unserem Heile hatten wir rechtzeitig die hohe See erreicht, denn mit Einbruch der Dunkelheit brauste ein Teifun heran, der, wenn auch nicht einer der rasendsten, doch die Kräfte unserer armen „Carthage" weit überholte. Ich bereitete mich zum Tode vor; der schwache Flußdampfer konnte im nächsten Moment kentern. In einer wahren Geistesverwirrung machte ich mich über meine Koffer her, packte die werthvollsten Gegenstände in eine Ledertasche, schnallte sie um den Leib, ohne zu bedenken, daß ich bei einem Sturz in das Wasser eben durch ihr Gewicht in den Abgrund gezogen werden müßte, und verhüllte mein Haupt mit dem Plaid. Die gütige Vorsehung hatte unsern Untergang noch nicht beschlossen, gegen Morgen klärte sich der Himmel, der Orcan ließ nach, und der Gang des Dampfers wurde ruhiger, aber wir waren moralisch und physisch durch die todesbange Nacht so erschüttert, daß der Thee und Zwieback unberührt in die Küche zurückgetragen werden mußten.

XV.

Die Insel Desima. Nagasaki. Consul Kniffler. Der Fisch und Blumenmarkt. Ein Colorist und seine Söhne. Demimonde von Nagasaki. Riesenspinnen. Nach Shanghai.

Der Tag endete freundlicher, als er begonnen hatte; um Sonnenuntergang warfen wir in der herrlichen grünen Bai von Nagasaki, zwischen malerisch geformten kleinen Inseln und angesichts wunderlicher, winziger, mit Kanonen gespickter Forts, vor

der Insel Desima, Anker. Die wörtliche Uebersetzung dieses japanesischen Wortes lautet „Fächerinsel", und ihre Gestalt hat allerdings einige Aehnlichkeit mit einem aufgespannten Fächer, dessen breite Seite die offene See umspült. Desima ist eine holländische Ansiedelung. Das Glück wollte mir wohl, ich wurde von dem preußischen Consul Herrn Kniffler sehr freundlich empfangen und genoß das Vergnügen, die Nacht nach meiner Ankunft in einem guten Bette zu schlafen, doch wurde meine Ruhe mehr als billig durch vierfüßige Mitbewohner des Gemachs beeinträchtigt. Die Ratten- und Mäusezucht scheint unter dem Breitengrade von Nagasaki in hohem Flor, und dieses Geschlecht von Nagethieren mit dem Menschen auf höchst cordialem Fuß zu stehen. Die Kleinen hatten gerade mein Lager zum Tummelplatz ihrer nächtlichen Spiele ersehen, und unzählige Male wurde ich durch die über mein Gesicht huschenden Mäuse oder die Saltomortales der Ratten auf meinem Leibe aus dem Schlafe aufgeschreckt.

Am 14. September besichtigte ich einen Theil der Stadt, deren Plan und Bauart mich ungemein an Yeddo erinnerte. Zu dem aristokratischen Viertel Nagasakis, das auf einer Terrainerhöhung gelegen ist und in dem sich auch das Hotel des Prinzen Gouverneur befindet, führen Treppen hinan. Hier sind auch die meisten Häuser von schönen Gärten umgeben. Die Straßen sind meistentheils gepflastert, der Bürgersteig zieht sich in der Mitte hin. Außerhalb der Stadt besuchte ich die wahrhaft romantisch situirte, beinahe fürstliche Behausung des Herrn von Sybold, und besichtigte das reichausgestattete Bibliothekzimmer und den mit Palmen und Bananen geschmückten Garten, von dem aus sich ein unvergleichliches Panorama der Bai erschließt; den würdigen Gelehrten selber fand ich nicht zu Hause. Er war auf einer naturwissenschaftlichen Excursion abwesend. In der Nähe bewunderte ich die Ueberreste eines abgebrannten großen Tempels, zu dessen Aufbau von der Regierung die nöthigen Fonds allmählich zurückgelegt werden. Das großartige Bronceportal und eine riesige Treppe waren noch erhalten, und ich beeilte mich, wenigstens ihre pittoresken Umrisse mit einigen Strichen zu Papier zu bringen. Auf die Zeichnung der naheſtehenden Kampher- und Wachsbäume, die einigermaßen unseren Eschen gleichen, mußte ich verzichten, da die Einwohnerschaft der Umgegend mein Vorhaben mit großem Mißtrauen betrachtete.

Mein gütiger Wirth empfing mich bei der Rückkehr mit offenen Armen. Herr Kniffler ist ein geborener Rheinländer und besitzt alle angenehmen Eigenschaften dieses lebenslustigen und aufgeweckten Menschenschlages. Unsere Mahlzeiten nehmen wir immer gemeinschaftlich ein, und zwar in Gegenwart einer Menge von Zuschauern. Wir speisen parterre bei offenen Fenstern, die jedoch der Vorsicht wegen mit eisernen Gittern verwahrt sind, und locken dadurch alle Japanesen an, die aus dem Innern des Landes nach Nagasaki kommen und noch keine Europäer, oder, wie sie sich mannigfaltig ausdrücken, die „preußischen Holländer", die „französischen Holländer", oder die „Holländer von England" gesehen haben. Nach ihren Begriffen ist nämlich Europa mit Holland vollkommen gleichbedeutend. Sie versammeln sich vor dem Hause und stützen sich auf die dasselbe umgebende Rampe, betragen sich aber durchweg manierlich. Die Insel Desima, auf der wir wohnen, wird von den Bewohnern Nagasakis als eine Menagerie angesehen. Der Consul ist unerschöpflich in treffenden Witzen über die abenteuerlichen Gesichter und Geberden dieses Publikums. Seine Hünengestalt von sechs Fuß Höhe ist übrigens dazu angethan, auch dem keckſten Japanesen Respect einzuflößen. Gern zollte ich der Liebenswürdigkeit des theuren Landsmannes noch größere Anerkennung, verurtheilte mich dieselbe nicht bei meiner Körperschwäche zu einer schweren Pönitenz. Herr Kniffler ist seiner schadhaften Leber wegen verurtheilt, täglich mehrere Stunden zu lustwandeln, und läßt mich nur ungern von seiner Seite. Bei seinen langen Beinen und dem Couriertempo des Marsches kömmt diese Promenade für mich einem Wettlauf mit dem Oger in Siebenmeilenstiefeln gleich. Nach näheren Erkundigungen ist der preußische Consul der gefürchtetste Spaziergänger auf Desima. Als Beitrag zur Charakteristik der Einträglichkeit hiesiger Speculationen will ich gleichzeitig ein kaufmännisches Unternehmen anführen, von dem sich mein Wirth viel verspricht. Er hat in Hacodade ein Schiff mit Seetang befrachtet und nach China geschickt. Der Werth der Ladung wird von ihm mit 40,000 Dollars, der Reingewinn mit 20,000 Dollars veranschlagt.

Auf unseren Spazierläufen haben wir uns nicht über Mangel an Erheiterung zu beklagen. Der Consul spricht japanesisch und übersetzt mir alle Ansprachen der Eingeborenen. Hielt man mich in Yokuhama für einen Arzt, so sieht man mich in Nagasaki für

einen Schriftgelehrten, Sadducäer oder Pharisäer an. Vor allen Anderen haben es die Bonzen auf mich, ihren vermeintlichen Collegen, abgesehen. Sie vertreten mir häufig den Weg, reichen mir ein Päckchen kleiner Papierblätter und ersuchen mich, etwas in meiner Muttersprache darauf zu schreiben. Habe ich ihren Wunsch erfüllt, so entfernen sie sich nach vielen Dankbezeigungen mit solcher Zufriedenheit, daß ich sie im Verdacht habe, sie halten diese Schriftproben für zauberkräftige Amulete. Nicht in der Lage, meine Phantasie zu erhitzen, beschränkte ich mich auf die einfachsten Autographen: „Schiller und Goethe, Müller und Schulze, Jenny Lind und Bullrich, Kladderadatsch und Palmerston" stehen auf der Tagesordnung. Im Verlauf der Zeit bin ich dahinter gekommen, daß nicht allein Wißbegierde oder Aberglauben die frommen Männer veranlaßte, mich um meine Handschrift zu bitten. Bei japanesischen Trödlern habe ich neben englischen und holländischen Brieffragmenten später mehrere der von mir beschriebenen Blätter wieder gefunden; sie werden, wie bei uns ähnliche Curiositäten, von Privatsammlern aufgekauft.

Gegen die Zudringlichkeit der Ratten und Mäuse sind jetzt Vorkehrungen getroffen worden. Mein Bett ist mit einer Enceinte von Fallen umgeben, und selbst in demselben, am Kopf- und Fußende, stehen zwei Mäusefallen. Es geht keine Nacht vorüber, in der nicht in jeder sich mindestens ihrer drei fingen. Die hiesige Species ist fast durchgehends weiß. Am Morgen findet vor der Hausthür die Hinrichtung statt. Mit derselben sind mehrere kleine Rattenfänger betraut, die, ohne eine der Friedensstörerinnen entwischen zu lassen, mit der Abschlachtung in unglaublich kurzer Zeit fertig werden. In meiner Abwesenheit pirschen zwei der kleinen Jagdhunde in meinem Zimmer und bringen mir bei der Rückkehr die erlegten Ratten als Beute dar. Ich bedauere, daß dieses Wild hier nicht als Gegenstand der Feinschmeckerei geschätzt wird, so reich ist der Bestand des Jagdreviers.

Ein Morgenspaziergang, den ich in der Absicht, meinen Appetit zu schärfen, etwas weiter, als meine Gewohnheit zu sein pflegt, ausdehnte, führte mich auf den Fischmarkt von Nagasaki und machte mich an der Reinlichkeitsliebe der Japanesen etwas irre. Bisher hatte ich keine Ahnung davon gehabt, welche Fülle von Gerüchen Fischen abgewonnen werden könne. Es duftete auf diesem vielseitigen Platze nach gebratenen, gekochten, gesalzenen,

geräucherten, getrockneten, marinirten, vor Allem aber nach — faulen Fischen. Nicht fünf Minuten vermochte ich in dieser Pestluft auszuhalten und floh spornstreichs. Die Aromen des benachbarten Blumenmarktes gewährten den schwerbeleidigten Geruchsnerven einige Genugthuung. Ich wappnete mich mit einem Strauß gegen alle ferneren Miasmen und setzte meinen Weg durch eine breite und stattliche Straße fort. So frühe am Tage es noch war, es wurde doch schon, und zwar unter freiem Himmel, Komödie gespielt. Die Decorationen bestanden nur in einer auf dem Pflaster ausgebreiteten Decke, der einfachen Ausstattung entsprach die Zahl der Mitglieder; ich sah nur drei Personen: einen Krieger, einen Kleinbürger und eine „Musme", die sich das kleine Stück hindurch nicht von den Knieen erhob, nichtsdestoweniger aber die beiden Herren durch ihre Zoten und Lazzi erheiterte. Selbst Improvisationen kamen vor, und wurden dazu die scheußlichsten Abbildungen auf dem Schilde eines Arztes benutzt, vor dessen Hause die fliegende Aufführung stattfand. Bei alledem war der Inhalt des kleinen Stückes tragisch.

Die Tempel, an denen ich vorüberkam, sehen, so viel Aufwand in den Ornamenten getrieben ist, einander zum Verwechseln ähnlich. Ein alter Japanese hatte sich mir angeschlossen und erklärte mir in gebrochenem Chinesisch alle Merkwürdigkeiten. Der gute Mann mochte dieses Idiom für eine Weltsprache halten, in der man sich, wie bei uns im Französischen, jedem wohlerzogenen Manne verständlich machen könne. Sehr lästig waren die bettelnden Kinder und Greise, die unser Gefolge bildeten. Ich hatte die Unvorsichtigkeit begangen, eine Handvoll kleiner Münze unter sie zu vertheilen, und dadurch den Schwarm so vergrößert, daß ich in dem Gedränge mich kaum vorwärts bewegen konnte. Consul Kniffler war mein Retter. Besorgt über mein langes Ausbleiben, kam er mir entgegen und theilte die Menschenmasse wie ein schnellsegelnder Klipper die Meereswogen. Wir statteten, ehe wir zum Tiffin zurückkehrten, noch einem der berühmtesten hiesigen Genremaler oder vielmehr „Coloristen", wie ich ihn in der plumpsten Bedeutung des Wortes wohl nennen darf, einen Besuch ab und trafen die Künstlerfamilie, einen Vater und seine drei Söhne, einen immer dummer als den andern, eifrig beschäftigt in ihrem Atelier. Sie hockten hintereinander auf dem Fußboden und malten auf Fußbänken mit Wasserfarben.

Die letzte Nacht wurde mir wieder durch die Ratten verbittert, ich habe mir daher einen großen Prügel zugelegt und schlage von Zeit zu Zeit mit vielem Lärm um mich. Anscheinend schüchtert diese hochpathetische Demonstration das Ungeziefer ein. Nach jedem Fortissimo halten sie eine Stunde vollkommen Ruhe. Den Ratten gesellt sich noch ein bohrender Zahnschmerz zu, der mich schon unterwegs verfolgt hat, jetzt aber den höchsten Grad erreicht. Ich ließ mich am 17. September dadurch nicht abhalten, eine, wie ich glaube, gelungene Aquarelle von Desima zu malen und später die japanesische Regierungs-Eisengießerei wie die projectirte Schiffswerfte zu besichtigen. Consul Kniffler, der mir das Geleit gab, machte mir den Vorschlag, eine der berühmtesten Schönheiten des Ortes, ihres Zeichens „Lorette", zu besuchen. Meine gesteigerten Erwartungen wurden in der That nicht getäuscht; die gefällige Grazie befriedigte hinsichtlich der Formenvollendung und des Zaubers der Gesichtszüge die Forderungen selbst eines wählerischen Künstlers. Nur ein mehrmals um den Hals geschlungenes, dickes weißseidenes Tuch entstellte die Wangen und Schultern; ich ersuchte sie, es zu entfernen. Anfangs weigerte sie sich, als aber auch der Consul darum bat, löste sie den Knoten, und nun zeigten sich am Halse einige, nicht leichte Verletzungen, die von Messerschnitten herrühren mochten. Die beklagenswerthe Schöne gestand dem Consul, daß eine Nebenbuhlerin ihr diese Verletzungen zugefügt habe, jedoch von der Polizei dabei betroffen worden sei. Gewiß lag für den Dichter der Demimonde von Nagasaki ein gar ergiebiger Theaterstoff vor.

Der 18. September machte mich mit einer großen Merkwürdigkeit bekannt. Eine Segelbarke von Korea war angelangt, um auf Desima Einkäufe zu machen. So schmutzige und verkümmerte, in das Affenthum hinüberstreifende Menschengebilde hatte ich nicht für möglich gehalten. Der Tag sollte noch andere Curiosa bringen. Wir waren nach der, seitwärts von Nagasaki am Strande gelegenen englischen Niederlassung gefahren, wo ich eine Aquarelle zu Stande brachte. Zwischen den Bäumen hingen in großen Radnetzen ungeheuerliche Spinnen, die Einem Entsetzen einflößen konnten. Der District war überhaupt allen Spinnen zuträglich, denn bald erblickten wir auf dem trockenen heißen Seesande eins dieser faustgroßen Geschöpfe, das zu lustwandeln schien. Wir riefen unsere beiden Rattenfänger, die niemals Bedenken trugen über allerhand

kleines Gethier herzufallen und ihm den Garaus zu machen, und hetzten sie auf das haarige Scheusal. Eine derartige Attaque lag indeß außerhalb der Berufsthätigkeit der Köter. Kaum hatten sie die Spinne erblickt, als sie die Schwänze einkniffen und mit lautem Jammergeheul ausrissen. Die gefürchtete Arachne setzte ihrerseits gelassen ihre Promenade fort, ohne sich um unsere Berührungen mit Stöcken viel zu kümmern. Abends fand in unserer Behausung noch ein kleines Souper statt, zu dem der Consul auch einen russischen Botaniker geladen hatte.

Die Unterhaltung bei Tische drehte sich um die leichtfertigen Landessitten, und ich hatte schon genug gesehen und gehört, um sie nicht allzu frivol zu finden. In dem Hausstande jedes unverheiratheten Europäers findet sich eine „Musme", der im Garten ein kleines japanesisches Häuschen errichtet wird, in dem sie in Gesellschaft ihrer Dienerin den Tag zubringt und die Mußestunden des Gebieters ausfüllt. Die ihr zugestandene Entschädigung hat sie mit der Behörde zu theilen. In der Wirthschaft macht sich die besagte Camelliendame weiter nicht nützlich, die Besorgung derselben fällt lediglich der männlichen Dienerschaft anheim. Nach den Angaben der Herren pflegen die Geldansprüche dieser Japanesinnen nur mäßig zu sein. Mancherlei wurde ferner über die Abneigung der Eingeborenen gegen die christliche Religion erzählt. Vor beinahe hundert Jahren war es der stillen Betriebsamkeit holländischer Missionäre gelungen, 200,000 Japanesen zum Christenthume zu bekehren. Die Regierung hatte schon lange dazu scheel gesehen und viele Gläubige, wo es geschehen konnte, heimlich bei Seite schaffen lassen, bis sie sich endlich nicht entblödete, eine förmliche Christenverfolgung zu veranstalten. Die Bekenner unseres Glaubens sind jetzt wohl unter den Landesangehörigen vollständig ausgerottet. Auf der Reisausfuhr steht gleichfalls Todesstrafe, und wer in Japan Opium zu rauchen wagt, wird verbrannt. Viel besprochen wurde ein amerikanischer Steamer, den ich schon in Yeddo bemerkt hatte und der Niemanden außer Japanesen an Bord kommen ließ, denen er Revolver, und zwar zu unerhörten Preisen, verkaufte. Er sollte ganz außerordentliche Geschäfte machen.

Die Bevölkerung von Nagasaki scheint gutartiger, oder vielmehr durch europäische Ungebühr und Mißhandlungen nicht so gereizt zu sein, wie die Einwohner von Yeddo, Yokuhama und

Kanagawa. Ich bewege mich ungezwungen unter der Menge und werde überall mit Wohlwollen behandelt, man gestattet mir sogar die Architektur der Tempel abzuzeichnen. Ein Leichenzug veranlaßte mich, den Sarg, der in einem Kübel bestand, in dem die Leiche wie bei Lebzeiten hockte, und das weiß mit rothen Schleifen trauernde Gefolge allein nach dem Kirchhofe zu begleiten. Hier zeigte mir ein Japanese, der einige Brocken Englisch und Holländisch verstand, den Richtplatz und die Grabstätten der armen Sünder. Jede war mit einem großen Feldstein bedeckt, den eine Nummer bezeichnete. Kein Grab, das des reichsten Blumenschmuckes entbehrt hätte.

In Nagasaki und auf Desima leben nur zwölf Deutsche; die Bekanntschaften sind also ohne Unbequemlichkeiten zu machen. Mit vier der Herren hatten wir eine Soirée in einem eleganten Theehause verabredet, die der Landessitte gemäß arrangirt war. Wir tändelten mit unseren schönen Tischnachbarinnen, den Kostgängerinnen des Hauses, tranken ihnen und dem die Honneurs machenden Yakonin in Champagner zu, wunderten uns bei dem Menu über ein uns neues Gericht „Lotoswurzeln", und kamen nach Mitternacht glücklich nach Hause, ohne Hals und Beine zu brechen. Während unserer Abendunterhaltung war ein kleiner Teifun mit Regengüssen ausgebrochen. Desto schöner und stiller war das Wetter am folgenden Morgen, am 21. September. Alle Schiffe hatten, ein fabelhaftes Schauspiel, ihre Segel zum Trocknen ausgebreitet, und die angenehme Witterung erfreute uns um so mehr, als wir bei dem Prinzen Timodsi zum Dejeuner eingeladen waren. Nach der gestrigen Damensoirée fanden wir Beide die officielle Abfütterung Sr. Hoheit etwas ledern. Prinz Timodsi war überaus zugeknöpft und sprach nur das Nothwendige, nicht das Ueberflüssige. Der Tag schloß mit einem lang ausgesponnenen, asiatisch üppigen Diner bei den Gebrüdern Adrian. In Erinnerung der gestrigen Mißhelligkeiten und Strapazen wurden wir durch ein Corps von japanesischen Dienern, deren jeder eine unanständig bemalte Papierlaterne trug, nach Hause begleitet, und sangen unterwegs: des Deutschen Vaterland. Mein Aufenthalt in Japan geht zu Ende, die Jahreszeit rückt vor, und ich muß den für Shanghai bestimmten Dampfer benutzen, wenn ich nicht anderthalb Monate verlieren will. Das Schiff sollte am 22. September Mittags 12 Uhr in See stechen, ich stand daher um 6 Uhr auf, packte meine Sachen

und ging eine halbe Stunde vor der Abfahrt, von Herrn Kniffler begleitet, unter preußischer Flagge an Bord. Der Dampfer „Ta Kiang" ist eigentlich nicht für den Postdienst bestimmt. Eine amerikanische Firma hatte ihn auf Speculation in der Hoffnung gebaut, der Taikun von Japan werde das kleine, zierliche Schiff zu Lustfahrten kaufen; die Regierung hatte es indessen zu theuer gefunden. Nachdem „Ta Kiang" in allen japanesischen Häfen wie eine Ballkönigin kokettirt, ohne unter die Haube gebracht zu werden, blieb endlich nichts Anderes übrig, als in den sauren Apfel zu beißen, Passagiere an Bord zu nehmen und einen Käufer in China zu suchen.

Schon als wir Desima verließen, wurde mir klar, daß der Wirkungskreis des „Ta Kiang" die hohe See nicht sei; der kleine Steamer flog wie ein sogenannter „Seelenverkäufer" (Klotzkahn, Einbaum) über die hohen Wogen. Wir sind unser fünf Passagiere, deren jeder 60 Dollars gezahlt hat, doch erschien nur einer derselben bei Tisch, die drei Anderen waren schon einen Knoten von Desima der Seekrankheit erlegen. Die Verpflegung war gut, „Ta Kiang" führt einen correcten Cognac, und zum Dessert wurden wir mit der japanesischen Frucht „Kakki" bewirthet, einer sehr wohlschmeckenden Obstsorte, die einen empfehlenderen Namen verdient. So schön das Wetter den ganzen Tag über war, ging ich doch schon um 8 Uhr Abends zu Bett, da im strengsten Sinne des Wortes kein Platz vorhanden war, bequem zu sitzen oder umher zu spazieren. Die Nacht verging ruhig, ich habe vortrefflich geschlafen und genieße mit stiller Resignation eine Tasse elenden Kaffees und einen Toast, dessen Butter unzweifelhaft schon mehrmals die Linie passirt hat, ohne davon dieselben Vortheile gezogen zu haben, wie der Dry Madeira. Als das warme Frühstück erschien, gingen mir die Augen über; die gestrige Mahlzeit war nur der letzte Nachklang des Marktes von Nagasaki gewesen. „Ta Kiang" erschien in seiner ganzen Größe, die gebratenen Speckschnitte setzten menschlichen Zähnen hartnäckigen Widerstand entgegen, die Eier waren zur Hälfte faul, der Rinderbraten mit ranzigem Brennöl angemacht. Zum Glück hatte eine riesige Welle mit mir Erbarmen, sie hob den „Ta Kiang", warf ihn dann auf die Seite und die gesammte Mahlzeit vom Tisch; ich flüchtete auf Deck und nahm meine Zuflucht zur Cigarre. Da die übrigen Passagiere das bessere Theil erwählt und vermöge ihrer

Seekrankheit auf das Essen ganz verzichtet haben, werden gar keine Anstalten getroffen, uns durch das Mittagessen zu entschädigen. Der Rinderbraten vom Tiffin erschien in einer neu durchgesehenen, vom Staube des Fußbodens gereinigten Auflage, in Begleitung einiger Sardinen, nur das Ale war lobenswerth, doch wurde es in zu geringer Quantität credenzt. In Betracht, daß mein Appetit sich mit jedem Tage bessert, meine Kräfte zunehmen, und einer der Passagiere, ein junger Engländer, auf Deck erscheint und die ersten Spuren von Eßlust zeigt, stelle ich nähere Untersuchungen über den vorhandenen Proviant an. Zu meinem Trost hängt auf dem Quarterdeck ein Schwein und das Hintertheil eines Hammels; unsere Subsistenzmittel sind folglich gesichert. Zum heutigen Tiffin gab es sogar „Kalbscotelettes", zu denen das Rüsselvieh das Fleisch geliefert hatte. Die Passagiere kommen, je mehr wir uns der Mündung des Yantsekiang nähern, allmählich zum Vorschein und sprechen von Seide und Thee. Nach ihren Angaben liegen die Geschäfte total darnieder, und sie berathen unter einander, ob man sich nicht lieber zurückziehen solle. Ich gehe dem brutalen, geldstolzen Gesindel aus dem Wege.

Um halb 11 Uhr am 24. September fuhren wir an dem englischen Feuerschiff im Yantsekiang vorbei, und die Lebenslust der Passagiere kehrt zurück; sie schreien, wie der Hirsch nach frischem Wasser, nach „Brandy und Sodawasser". Der lehmfarbene Fluß ist hier drei deutsche Meilen breit und so tief, daß die Masten eines mit Thee befrachteten, vor einigen Tagen verunglückten Vollschiffes nur noch mit den höchsten Spitzen aus dem Wasser hervorragen. Gegen 2 Uhr kamen wir an der kleinen Stadt Woosung vorbei und steuerten in den gleichnamigen Fluß. Das Treiben der Kauffahrer vor dem an sich nur armseligen chinesischen Orte ist ein sehr bewegtes, der Spiegel des Flusses ist mit englischen, schwedischen, preußischen und Hamburger Schiffen, nebst unzähligen Dschunken bedeckt, am Ufer wehen die Consulatsflaggen. Ueberall sind die chinesischen Fischer dabei, den Bedarf für die Hauptmahlzeit des Tages zu fangen; unser „Ta Kiang" hält sich nicht auf, der Capitän will pünktlich um 5 Uhr in Shanghai eintreffen.

XVI.

Gesundheitszustand, Leben und Sterben in Shanghai. Tugenddenkmale. Bezopfte Missionäre. Gastereien. Fidibus und Lunte. Dankbezeigung für ein Diner. An Bord des Argus. Nach Tientsin.

Wiewohl mir ein Unterkommen in der Commandite der Firma Siemssen zu Shanghai gesichert war, kam es doch zuerst darauf an, vom Ankerplatz aus die Stadt zu erreichen und das Haus aufzufinden. Diese Aufgabe war bei einem starken Gegenwinde, der Ebbe und der Zudringlichkeit des chinesischen Schiffergesindels keine leichte. Länger als eine Stunde mußte gegen das stromab fluthende Wasser der Ebbe mit äußerster Anstrengung gerudert werden, zudem war der Sampoon, in den die Chinesen, ohne mich viel zu fragen, meine acht Gepäckstücke und Koffer geschleppt hatten, nicht seetüchtiger und geräumiger als ein Waschfaß größeren Umfanges, ich hatte also zwischen den beiden werthvollsten Stücken Platz genommen, entschlossen, wenn das Verhängniß so wollte, mit meinen Besitzthümern und Arbeiten zu Grunde zu gehen. Bei der Landung entstanden neue Schwierigkeiten, die Kulis in ihrer Gier, ein wenig Geld zu verdienen, fielen über meine Sachen her, und ich mußte selber Hand anlegen, wenn ich den Kasten voller Aquarellen, Farben und Papier vor einem kalten Bade retten wollte. Mit dem Wäsche- und Kleiderkoffer waren die Kulis davongerannt, brachten ihn jedoch zurück, als ich in meiner Noth einen Polizeimann zu ihrer Verfolgung aufforderte. Froh, wieder das Festland unter meinen Sohlen zu haben, sank ich in Siemssen's Hause athemlos in einen Sessel.

Eine ungestörte Nachtruhe von acht Stunden stellte meine Kräfte wieder her, ich stattete dem preußischen Vice-Consul am 25. September einen Besuch ab und ließ mich dann nicht durch Kopf- und Zahnschmerzen abhalten, an mein künstlerisches Tagewerk zu gehen. Shanghai ist einer der ungesundesten Orte der Welt, Hunderte von Quadratmeilen sind nichts als der erdige Niederschlag des ungeheuren Stromgebiets, welches sich in die chinesischen Gewässer ergießt. Der Boden ist hier noch in einem Entwickelungsprocesse begriffen, und der gewöhnliche Gesundheitszustand

der europäiſchen Anſiedler wird ſcharf durch die bei jeder Begegnung übliche Frage charakteriſirt: „Geht es Ihnen heute etwas beſſer?“ Nur ſelten erhält man die Antwort: „Ich bin ja gar nicht krank geweſen!“ Gemeinhin erfolgt als Beſcheid eine förmliche Krankheitsgeſchichte und Litanei von Klagen.

Die Eingeborenen erfreuen ſich nach der Zahl der Todesfälle keines beſſeren Befindens als die Europäer. Gleich auf meinem erſten Spaziergange begegnete ich alle zehn Minuten einem Leichenbegängniß. Die Särge wurden vor die alte, mit einer hohen Mauer umgebene Stadt hinausgetragen und hier am Rande der Gräben niedergeſetzt. Sie waren zum Theil ſo loſe verſchloſſen, daß es den wilden Hunden gelungen war, die Deckel zu entfernen und die Leichen aufzufreſſen. Die Reinlichkeit der Straßen und Plätze Shanghais vermag ich nicht zu loben; auf den Fiſch- und Fleiſchmärkten verbreiteten die umherliegenden Abfälle einen peſtilenzialiſchen Geſtank, doch hält derſelbe die Chineſinnen und auch wohl die anweſenden europäiſchen Damen nicht ab, ihre Morgenpromenade dorthin zu verlegen und die neueſte Toilette zur Schau zu ſtellen.

Unweit der Thore Shanghais fielen mir zwei, im Style von Triumphbogen geformte, wunderlich verſchnörkelte, kraus gehörnte Denkmäler auf. Nach eingezogenen Erkundigungen waren ſie dem Andenken tugendhafter Frauen der Stadt gewidmet, ein Umſtand, der wohl geeignet war, tadelloſe Sittlichkeit unter den Frauen der Stadt nur als eine ſeltene Ausnahme anzuſehen. Beide Monumente waren aus roſenfarbenem Sandſtein angefertigt und mit Inſchriften bedeckt. Der große alte Tempel Shanghais erinnerte mich, durch die von der Decke herabhangenden zierlichen Modelle von Dſchunken, an den Artushof in meiner Vaterſtadt Danzig, der Verkehr in dem Tempel ſelber hatte freilich in der Mittagsſtunde nichts mit dem kaufmänniſchen Treiben in dem mittelalterlichen Börſenſaal gemein. Die reichen oder ariſtokratiſchen Damen mochten um dieſe Zeit ihre Andacht verrichten, ich traf vor den Altären mehrere Chineſinnen von Diſtinction, die von den Prieſtern mit aller erdenklichen Befliſſenheit bedient wurden. Eine derſelben ſtammte, nach ihren überaus kleinen Füßen, aus einer der vornehmſten Familien. Sie that alles Mögliche, dieſe verkrüppelten Glieder auf eine kokette Weiſe zur Schau zu ſtellen, und bombardirte mich mit gefallſüchtigen Blicken, als ich Mappe und Tuſch-

kasten öffnete und zum Pinsel griff. An den Fingern der Schönen zählte ich 37 kostbare Ringe, und die langen Nägel waren mit goldenen Futteralen bedeckt, die sonstige Kleiderpracht mag der Leser sich nach chinesischen Modebildern selber ausmalen. Unweit des Tempels begegnete ich zwei Chinesen, die ihre Hüte zum Gruß auf europäische Weise lüfteten und mich in geläufigem Französisch anredeten. Die Schwatzhaftigkeit der Herren ließ mich gar nicht zu Worte kommen, und ich erfuhr sehr bald aus ihren Selbstbekenntnissen, daß Beide geborene Franzosen seien, aber zu mehrerer Förderung des Bekehrungswerkes die Landestracht und sogar den — Zopf adoptirt hatten. Nach ihren Behauptungen war es ihnen gelungen, eine Menge Bewohner der Umgegend zum Christenthum zu bekehren. Im Weichbilde der Stadt war ihr Erfolg geringer gewesen. Den Thee nahmen wir Abends bei einem hohen Mandarinen ein. Die chinesischen Gäste rauchten Opium, wir beschränkten uns auf die Tabakspfeife. Als Zuthaten zum Thee wurden Melonenkerne, kleine Kuchen und gedörrte oder geröstete Lotoswurzeln umhergereicht. Daneben wurde ein Theaterstück (Sing Song) ausschließlich von jungen Mädchen aufgeführt. Die Truppe hatte das ganze Verzeichniß des ihr geläufigen Repertoirs mitgebracht und der Hausherr, ein vielbelesener Beamter, ein beliebtes Stück ausgewählt. Es nannte sich „das Bootsmädchen von Souchow“ und übte auf die anwesenden Eingeborenen eine außerordentliche Anziehungskraft aus. Blieb uns der Dialog ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch, so lag die grenzenlose Unanständigkeit der Handlung desto offener zu Tage. Es geschahen in vollständiger Plastik Dinge auf dem Theater, die der verwegenste Pariser Autor nicht einmal durch die Blume zu besprechen wagen darf. Das Stück war Wasser auf die ästhetische Mühle des alten literarischen China. Während der Vorstellung wurde eine trompetenartige Ehren- oder Galapfeife von kleinen Mädchen umhergetragen, und jeder Gast war verpflichtet, einige Züge daraus zu thun. Es gehört zum guten Ton, die Spitze nicht abzuwischen, doch verletzte ich lieber die Sitte, ehe ich mich einer großen Gefahr aussetzte. Die landesüblichen nasenlosen Gesichter drängten sich bei diesem Rundgange der Ehrenpfeife meiner Phantasie auf. Ich benutze diese Gelegenheit, der eigenthümlichen chinesischen Fidibus und Lunten zu gedenken. Erstere bestehen aus hohen schmalen Tüten, die, einmal an der oberen Oeffnung angezündet, leise fort-

glimmen, lebhafter angeblasen aber lichterloh aufbrennen. Nach angezündeter Pfeife braucht man die Flamme nur anzuhauchen, und die Papiertüte glimmt langsam weiter. Noch gebräuchlicher ist die in allen Haushaltungen und Wohnstuben übliche Lunte, an der man den Schwefelfaden anzündet, sobald man Licht oder Feuer braucht. Sie gleicht einem ziemlich dicken, dunkelfarbigen Tauende, ist aus trockenem Mist angefertigt und liegt auf zwei Gabeln über einer Metallscheibe. Der Dunstkreis der Gemächer wird durch ihre Aromen eben nicht verbessert.

Ungeachtet es in der Nacht vor dem 27. September in Strömen geregnet hatte, mochte ich dennoch nicht meinen täglichen Spaziergang aufgeben. Mein zuvorkommender Wirth, Herr Schwemmann, bot mir ein Paar Wasserstiefel an, deren man sich bei dem schlammigen Boden selbst in trockenen Tagen auf weiten Ausflügen bedient, und wir traten eine dreistündige Wanderung an, von der wir todmüde, bis an die Spitze der Vatermörder mit Koth bespritzt, zurückkehrten. Außer offenen Gräbern und Särgen hatten wir vor der Stadt nichts Bemerkenswerthes gesehen. Wir besuchten den Kleinkinder-Thurm von Shanghai, d. h. den officiellen Behälter, in welchen die Eltern ihre todtgeborenen, verkrüppelten oder schwächlichen Kinder werfen, und mein Begleiter versicherte mir, er habe die gefühllosen Chinesen im Verdacht, die Neugeborenen oft noch lebend in dieses Beinhaus hinabzuschleudern. Mir ward erst wieder wohl, als wir der entsetzlichen Schädelstätte den Rücken gekehrt hatten.

Am nächsten Tage genoß ich das lange entbehrte Vergnügen einer guten Musikaufführung. Ein junger Dilettant, Herr Krämer, sang mit sonorer Baßstimme mehrere Arien und Lieder, und zwei gebildete Handlungsgehülfen ergingen sich auf dem Pianoforte in Thalberg'schen Compositionen mit einer Gewandtheit und Sauberkeit, die ich in diesen Regionen des Erdballs nicht erwartet hatte. Die besagte Matinée fand während eines Diners statt, das Herr Schwemmann zu Ehren der Consuln veranstaltet hatte. An demselben Tage mußten wir Abends 7 Uhr noch eine zweite Gasterei überstehen. Von einem reichen chinesischen Kaufmanne waren wir zu einem Souper geladen, und mein weltkluger Wirth hielt es aus Geschäftsrücksichten nicht für rathsam, dasselbe abzulehnen. Wie bei allen asiatischen Völkern, denen die Reize der bunten Reihe bei Tisch unbekannt geblieben sind, nehmen die Frauen und Töchter

an den Tafelfreuden ihrer Väter und Gatten nicht Theil. Doch kommen Ausnahmen vor, wenn seltenen Gästen besondere Ehren erwiesen werden sollen. Wir waren unser vier deutsche Herren, außer dem Gastgeber; den drei Ehefrauen nebst fünf Töchtern desselben waren ihre Plätze hinter uns angewiesen. Zwischen den einzelnen Gängen, die stets aus mehreren Speisen bestanden, ließen sich die Damen auf unsern Schoß nieder und suchten uns durch kunstlose Griffe auf ihren Mandolinen zu erheitern. Auf mir hatte die Reifste der Mütter Platz genommen, ohne daß ich geneigt gewesen wäre, die Ehre ihrer Niederlassung gehörig zu würdigen. Rechtzeitig kam mir ein rettender Gedanke. Wie, wenn ich nach dem Vorbilde Sr. Majestät von Siam meine liebenswürdige Beisitzerin durch einen phantastisch componirten Kloß zu zerstreuen trachtete, da mir ja doch jede Unterhaltung mit ihr durch Unkenntniß der Sprache abgeschnitten war? Das Herz des Menschen ist ein Drachennest, ich gestehe unumwunden, daß ich mit teuflischer Schadenfreude meiner Alten dieselben Qualen zu bereiten trachtete, die mir einst die Gabe Königs Monkut zu Bangkok verursacht hatte. Aus gesottenem Reis, Hachée von Regenwürmern und den bewußten, vier Jahre hindurch vergrabenen Eiern fertigte ich einen handlichen Bissen, der eben so schwer zu kauen, wie zu verschlingen sein mußte, und schob ihn Madame mit tückischem Lächeln in den Mund. Mein Zweck war erreicht. Die Artigkeit an sich wurde zwar sehr gut aufgenommen, doch erwies sich bald, daß meine Gönnerin der Bewältigung des höllischen Bissens nicht gewachsen war. Noch heute verursacht mir die unmenschliche Kaltblütigkeit, mit der ich die Anstrengungen der Unglücklichen, das formlose Compositum niederzuwürgen, beobachtete, Gewissensbisse, plötzlich sprang sie auf und entfernte sich, um — nicht wiederzukehren. Die Zahl der Gerichte überstieg sechzig, doch habe ich nur von den wenigsten etwas zu mir genommen. Ich beschränkte mich auf die Assietten, deren organische Bestandtheile ich zu enträthseln vermochte, bei der chinesischen Küche kein leichtes kritisches Unternehmen. Der Gastgeber machte es sich schon im Verlaufe der Abendmahlzeit bequem. Er ließ seine Opiumbettstelle an die Tafel setzen, zündete die Pfeife an und verfiel bald, ohne von uns weiter Notiz zu nehmen, in die ersehnten paradiesischen Träume. Der Wirth lag wie ein Todter auf seiner Matratze und verlautbarte ein dumpfes

Röcheln, die Diener standen schweigend an den bunten Tapetenwänden; wir setzten unsere Unterhaltung fort.

„Schade, daß unser Wirth alle Viere von sich gestreckt hat," sagte Herr Schwemmann; „wenn Einer der Herren sich disponirt fühlte, könnte er ihm den Dank für das genossene Souper durch die höchste Artigkeit nach chinesischen Begriffen ausdrücken."

„Erklären Sie sich doch näher," rief ich, da Siemssen's Compagnon durchtrieben lächelte.

„Am Ende ist es gleichgültig, ob er schläft oder wacht, die Dienerschaft wird ihm die dargebrachte Huldigung doch verrathen!" schmunzelte Herr Schwemmann.

Noch immer war mir die Rede des Landsmannes unverständlich; bald sollte mir eine Erklärung werden. Er erhob sich und gab den Dienern einen Wink, zwei derselben traten mit strahlenden Gesichtern näher und gingen, nachdem ihnen Herr Schwemmann ein chinesisches Wort zugerufen, mit Papierlaternen voran. Wir passirten zwei schmale Corridore, stiegen mehrere Stufen hinab und befanden uns an einem in der Ecke des Hofes gelegenen Orte, der nach dem Zahlensystem der Gasthofsbesitzer gemeinhin mit einer Null oder Doppelnull beziffert wird. Besondere architektonische Vorkehrungen für die Bequemlichkeit des Hospitanten waren nicht getroffen, ich gewahrte nichts als eine kleine, sauber gehaltene Grube. Unsere Begleiter postirten sich zur Rechten und Linken mit ihren Laternen, und Herr Schwemmann sagte lächelnd: „Hoffentlich verstehen Sie mich jetzt? es wäre in einem europäischen Hause ein eben so großer Verstoß, nach Beendigung der Mahlzeit der Dienerschaft kein Trinkgeld zu verabreichen, als hier zu Lande von dieser Oertlichkeit keine Nutzanwendung zu machen." Verlegen stammelte ich noch einige Worte, aber schon wurden von Seiten des guten Landsmannes die Präliminarien des Actes chinesischer Courtoisie eröffnet, und es blieb mir zuletzt nichts übrig, als unter den dankend bewundernden Blicken der Laternenträger dem Beispiel meines Mentors zu folgen. Meine Mittheilung würde unvollständig sein, wenn ich nicht noch hinzufügte, daß die Diener die Belege unserer Artigkeit gegen den Festgeber durch einen Deckel vor Entweihung schützten und ihre Dankbarkeit für die dem Hause erwiesene Ehre durch tiefe Verbeugungen ausdrückten. Ich hatte mich außer einigen Bissen Entenzungen und Fischlebern auf etwas Hühner-

braten und Austern beschränkt, um nicht unter den Nachwehen des Soupers zu leiden.

Nach einer ruhigen Nacht benutze ich die Morgenstunden fleißig zur Arbeit, packe einen Theil meiner Effecten, da der Abgang des Dampfers nach Tientsin und Taku bevorsteht, und mache dann meine Toilette zu dem um 7 Uhr Abends vom Consul Probst arrangirten Diner. Die guten Landsleute überbieten sich in Artigkeiten gegen ihren Gast. Man erläßt mir wohl, über die Opulenz des Gelages zu sprechen, ich erwähne nur eines alten Taschenspielers, der uns zwischen den Gängen der Mahlzeit durch seine Künste zu unterhalten suchte. Der Geschichtschreiber der Prestidigitation mag untersuchen, ob die Erfinder derselben in Europa oder in Asien seßhaft sind; der Chinese schien mir seine Stücke ungleich vollkommener, als unsere diesseitigen Stammverwandten auszuführen. Sein Becherspiel war bewundernswerth, und das Wachsthum eines Kügelchens, das auf dem unbedeckten Tische unter einem großen Becher nach und nach bis zu einer Kanonenkugel anschwoll, ist mir bei den nackten Armen des Magiers vollkommen unbegreiflich geblieben. Gleich Houdin und Herrmann brachte er unter seinem Talar Schalen mit Wasser hervor, aber er ließ auf Wunsch der Zuschauer auch eine Menge Taschenkrebse darin erscheinen und verschwinden, und entwickelte zuletzt, wohlgemerkt, ohne sich vorher zu entfernen, unter einem Tuche zwei brennende Lampen. Der geschickte Mann würde in Europa große Summen verdienen, während hier nur ein sehr mäßiges Honorar seine wunderbaren Leistungen belohnte. Die Vorstellung schloß mit dem Flug zweier papierenen Schmetterlinge, welche der Taschenspieler mit Fächern in der Luft flatternd erhielt, und dem Tanz kleiner Figuren auf einem Fächer. Ich darf nicht vergessen, anzuführen, daß bei unserem Diner eine ursprünglich chinesische Sitte angenommen war, die ich in heißen Klimaten zur Nachahmung empfehlen kann. Alle Viertelstunden wurden nämlich heiße feuchte Tücher umhergereicht, mit denen man das Gesicht und die Hände abwischte. Das darauf folgende Gefühl der Abkühlung durch Verdunstung des Wassers war ungemein angenehm.

Das Wetter sah am 30. September drohend genug aus; der starke Wind bei dichtbewölktem Himmel versprach nichts Gutes für meine bevorstehende Seereise. Zudem werden die Dampfer von Ort zu Ort immer kleiner. Das nächste Schiff soll zwar ge-

räumiger sein, allein ich müßte dann noch siebenzehn Tage in Shanghai warten, eine zu starke Zumuthung in der vorrückenden Jahreszeit. Das Fahrzeug, zu dem ich verurtheilt bin, ein wahres Kinderspielzeug, heißt „Argus" und ist für die Beförderung von Passagieren gar nicht eingerichtet. Dieser klägliche Umstand verhinderte den Capitän nicht, mir für die Ueberfahrt nach Tientsin 60 Taels, d. h. 120 Thlr., abzufordern. Der letzte Tag meiner Anwesenheit in Shanghai mußte nothgedrungen einem Cirkel von Schiffscapitänen gewidmet werden, deren Unterhaltung, wie immer, in haarsträubenden Lügen bestand. Nach meinem Dafürhalten kann die „Jagdgeschichte" sich längst nicht mehr mit der „Schiffsgeschichte" messen. Der Klipper eines dieser wahrheitsliebenden Berichterstatter segelte z. B. so rasch, daß sein Befehlshaber alle halbe Stunden ein wenig halten und auf den zurückgebliebenen Wind warten mußte. Um Sonnenuntergang traf der aus dem Süden kommende englische Postdampfer ein. Er hatte vor vier Tagen in den Gewässern von Hongkong mit einem furchtbaren Teifun gekämpft und starke Havarien erlitten. Die Nachricht lautete nicht ermuthigend.

Um 11 Uhr Abends stieg ich in einen Sampoon und erreichte nach einstündiger Fahrt und endlosen Fragen endlich den „Argus". Wir waren in der Dunkelheit der bewölkten Septembernacht mehrmals an dem winzigen Schiffe vorübergefahren. „Argus" war kaum größer als die Steamer, welche die Communication auf der Spree zwischen Berlin und Köpenick vermitteln und ihre Schornsteine bereitwillig vor jeder Brücke umklappen.

Bei meiner späten Ankunft fand ich den Capitän und die gesammte Mannschaft schon sattsam auf die Abfahrt vorbereitet, d. h. radical betrunken. Ich war genöthigt, mir über das enge Verdeck einen Weg in die mit abscheulich riechenden Waaren vollgepackte Kajüte zu bahnen. Durch Fußtritte gelang es mir endlich, ein Subject zu ermuntern, das noch so viel Besinnung auftrieb, mir ein Lager zu bereiten. Da, wie ich zu spät erfuhr, jeder Argus-Passagier sein Bett selbst zu beschaffen hat, erhielt ich nur das anderthalb Fuß breite Fragment einer Matratze, zu der ich mit Lebensgefahr über zwei Kisten und einen Tisch kletterte. Besagter Pfühl war etwas unbequem, und eine Analyse seines Innern ergab, daß die Füllung nicht aus Roßhaaren, sondern aus alten Tauenden, aufgedröselten Stricken, Fetzen von Segeltuch, zerrissenen

Schuhen, abgebrauchten Matten und zerbrochenen Blumentöpfen bestand. Es dauerte eine ganze Stunde, ehe es mir gelang, meinem Lager seine Aehnlichkeit mit einer Folterbank zu nehmen und mit Hülfe meines Plaid, den ich in ein Kopfkissen umgestaltete, ein Bett, gut genug für einen Hund, herzustellen.

Am 1. October, lange vor Tagesanbruch, begann die Ouvertüre der Abfahrt mit der Heizung der Maschine und dem Lichten der Anker; der unglückliche „Argus" ragte kaum drittehalb Fuß über das Schmutzwasser des Yantsekiang hinaus. Eben so tief ging der Capitän, jedoch nicht in Fluß- oder Seewasser, sondern in Whisky. Er trennt sich von der Flasche so wenig, wie eine Schildwache von ihrem Gewehr. In der Mittagsstunde kamen wir an dem Feuerschiff vorbei und steuern auf die Saddle Islands, eine starre, nackte Felsengruppe. Der Lootse verläßt uns, und Capitän wie Steuermann begleiten ihn mit einem Epilog des tröstlichen Inhalts, es werde ihnen auch ohne seine Hülfe gelingen, noch einmal mit dem hochbejahrten „Argus" Tientsin zu erreichen. Die Herren sprechen einander Muth ein und stärken ihre Herzen durch Whisky. Ich sehe mich während ihrer Unterhaltung nach einer leeren Portweinflasche um, füge meinem Testamente ein Codicill hinzu und versiegle die Papiere in der Flasche, nachdem ich das Datum der Abfahrt aus der Flußmündung hinzugefügt. Ein unheimliches Gefühl sagt mir, eine Reise unter so jämmerlichen Verhältnissen könne nicht glücklich enden. Dann richte ich ein Gemetzel unter den Cockroaches an, die sich auch bei Tage nicht mehr von mir trennen wollen. Mein Helfershelfer bei dieser Unthat ist ein Hund, der trotz mehrerer Prügeltrachten nicht von mir weichen will und mir seinen Ueberfluß von Flöhen mittheilt. Das arme Geschöpf war ursprünglich weiß, ist aber durch die auf Deck lagernden Kohlensäcke schwarz gefärbt. Der für den zur Reise nothwendigen Vorrath an Heizungsmaterial zu enge Schiffsraum zwingt uns, die Kohlen auch an diesem ungeeigneten Orte aufzubewahren.

Die Theestunde brachte das erste unangenehme Reise-Intermezzo: der Steuermann, ein heulender Feigling, stürzte in die Kajüte und meldete, die Steuerkette sei gesprungen. Wir trieben steuerlos in der Nähe steiler Felsen, doch war die Witterung zu unserem Heile nicht unfreundlich und der Seegang nur mäßig. Nach zwei Stunden war der Schaden nothdürftig ausgebessert. Meine im Ver-

laufe des ersten Tages angestellten Beobachtungen haben nichts Gutes ergeben. Der Capitän, ein langer Schotte, auf dessen Nase eine Riesenwarze wuchert, ist nichts als ein roher Matrose und hat niemals eine Steuermannsprüfung bestanden: die Mannschaft besteht fast ganz aus entlassenen chinesischen Sträflingen. Sie sind leicht an ihren abrasirten Schädeln zu erkennen, da bei der Verurtheilung wegen eines Criminalverbrechens dem Schuldigen stets der Zopf aberkannt wird. Demgemäß wird auch von den Oberen mit diesen elenden Menschen umgegangen. Ich kam dazu, als der Steuermann, der zugleich den Schiffsarzt spielt, einen kranken Matrosen, bei dem das Ricinusöl nicht mehr anschlug, zwingen wollte, einen großen Tassenkopf voll trockenen Bittersalzes zu sich zu nehmen. Trotz der Drohungen des Steuermannes mit der neunschwänzigen Katze wollte der arme Mensch nicht Folge leisten und gehorchte erst, als der mordlustige Heilkünstler drohte, ihm einen Zahn auszuziehen.

XVII.

Der Argus und sein Karavanenthee. Ein falscher Zopf. Mittel gegen Flöhe. Hungersnoth und Leck. Die letzte Ente an Bord. Eine Seeräuber-Dschunke. Die Lebensgeschichte eines deutschen Matrosen. Am Strande von Chifou.

Unsere Lage wird mit jedem Tage trauriger. In der Nacht zwischen dem 2. und 3. October mußten sechs Mann unausgesetzt pumpen, um das elende Schiff über Wasser zu erhalten. Ich bin neugierig, in welchem Zustande der feine Thee, den „Argus" geladen hat und der später über Peking zu Lande nach St. Petersburg geschafft werden soll, an Ort und Stelle anlangen wird. Die Kisten machen im Schiffsraume eine förmliche Seebadecur durch, und doch wird die Waare im Droguenhandel als „Karavanenthee" verkauft. Mir geht es nicht besser wie den für den kaiserlich russischen Hof bestimmten Kisten; sobald ich mich auf das

Verdeck wage, rollt die tobende See über mich hin, ich bleibe daher, mit entsetzlichen Zahn- und Kopfschmerzen behaftet, unten in der düstern Kajüte und suche Zerstreuung in der Gesellschaft der Cockroaches, da der einzige Reisegefährte, ein junger englischer Agent, sich als vollkommen ungenießbar erweist. Eine Abends am Horizonte auftauchende Dschunke mit fünf Masten war die einzige Sehenswürdigkeit des 3. October, wenn man nicht den betrunken am Boden liegenden Capitän ebendahin rechnen will.

Der elenden Verpflegung an Bord habe ich schon gedacht, ich setze mich, wenn wir vier, der Capitän, der Steuermann, der englische Passagier und meine Person, unsere Toilette vor dem einzigen lecken Waschnapfe aus Blech vollendet haben, mit immer neuem Widerwillen zu Tische. Unser Hauptgericht besteht aus Ragouts von altem Salzfleisch; Kaffee und Käse sind ausgegangen. Der Schiffskoch, den die Küchen-Angelegenheiten nicht stark in Anspruch nehmen, widmet sich nebenbei der Cultur seines Zopfes; die Appetitlichkeit der Speisen leidet indessen nicht darunter. Es ist nicht wohl möglich, ein Haar aus dem Zopfe in den erwähnten Ragouts zu finden, da derselbe größtentheils aus schwarzer Seide besteht. Der gute Jünger Soyer's hat als bestrafter Verbrecher nach seiner Entlassung aus dem Gefängnisse statt des abgeschnittenen einen neuen künstlichen Zopf angelegt, dessen Basis nur aus einem dürftigen Büschel Haare besteht.

Die invalide Maschine des „Argus" bringt uns nur langsam vorwärts, erst die Hälfte des Weges nach Tientsin ist zurückgelegt. Mit welcher Freude wird jede kleine Zerstreuung begrüßt! Vier kleine Vögelchen haben auf den Raaen des „Argus" Zuflucht gesucht und nähren sich von unserem Ueberfluß an Fliegen. Außer Stande, bei den fortwährenden Schwankungen unserer Nußschale mich zu beschäftigen, und wäre es mit dem Zuspitzen einer Bleifeder, sehe ich Stunden lang der Jagd der Thierchen zu und bewundere die Polizei-Verwaltung der Natur, wenn mir einer der flinken Spatze den ärgsten Quälgeist von Brummer vor der Nase wegfängt. Mehr Unterhaltung hätte uns eine angebotene Flaggen-Conversation mit einem vorübersegelnden Barkschiff gewähren können; allein der „Argus" führte keine Signale an Bord, wir vermochten der Barke nicht Rede zu stehen. Der 4. October schloß mit einem Unfall. Ein alter chinesischer Matrose, ein Mann von 60 Jahren, fiel vom Mast und beschädigte sich innerlich so

schwer, daß ich sein schmerzliches Stöhnen in der Kajüte hören konnte.

Hätten mich diese traurigen Laute nicht häufig geweckt, ich wäre um meinen Schlaf zu beneiden gewesen. In der stärkenden Seeluft und bei der vorrückenden Jahreszeit hole ich die seit Monaten versäumte Nachtruhe wieder ein. Am 5. October Morgens beabsichtigte der Capitän zur Verbesserung unseres Diners einige der über den „Argus" hinstreichenden wilden Enten zu erlegen, allein es fehlte an einer Vogelflinte wie an Schrot, und die mit gehacktem Blei geladene Büchse wollte nicht losgehen; der projectirte Entenbraten schoß schnatternd über unseren Köpfen hin. Rechtzeitig habe ich das gedruckte Reglement einer Dampfschifffahrts-Gesellschaft gefunden, das sich in ein Paar meiner Stiefel verirrt hatte, und studire dasselbe, wenn ich mich von dem Lager erhebe oder zu Tisch gehe. Der Scharfsinn, mit dem darin alle Rechte der Gesellschaft wahrgenommen sind, ist erstaunlich, aber auch nicht ein Paragraph nimmt sich der Reisenden an und gedenkt irgend einer Verpflichtung zu ihrem Vortheile und ihrer Bequemlichkeit.

Die chinesischen Matrosen haben mir heute eine unangenehme Ueberraschung bereitet. Ich weiß nicht, wie ihnen meine Klagen über den Flohreichthum des Köters zu Ohren gekommen, der, wie ich schon angeführt, sich nicht von meiner Person trennen wollte. Die unglückliche Creatur, ein Bastard von Spitz und Pudel, erschien über und über getheert in meiner Kajüte. Die Consequenz dieses kosmetischen Mittels besteht darin, daß die oberste Schicht des Ueberzuges bei der Tageswärme erweicht und der Hund überall anklebt, Nachts aber zu einem Panzer erhärtet und bei jedem Stoß gegen Tisch und Stühle ein garstiges Geräusch macht. Der Wind hatte sich im Laufe des Tages gebessert, und wir wären bei einer Schnelligkeit von sechs Knoten Fahrt in der Stunde rasch vorwärts gekommen, wenn nicht drei davon durch eine widrige Strömung verloren gegangen wären. In der Nacht setzte der günstige Wind jedoch um und warf uns, da die Maschine nicht zu arbeiten vermochte, an zehn Seemeilen zurück. Zugleich ist das Leck größer geworden, das Wasser im Raum binnen zwei Stunden um drei Fuß gestiegen, und die ganze Mannschaft pumpt unermüdlich hinten und vorn, um den „Argus" flott zu erhalten. Das Verdeck ragt nur noch einen Fuß über das Wasser empor, und der Capitän beabsichtigt einen Nothhafen, Chifou, anzulaufen,

aber wir haben nach seinen Berechnungen noch 30 Seemeilen bis dahin zurückzulegen. Dort sollen auch frische Vorräthe von Lebensmitteln eingekauft werden, denn schon jetzt nagen wir halb und halb am Hungertuche. In der Kajüte über den feinsten Theekisten hängen zwar noch einige geräucherte Schinken, allein diese sind schon verkauft und in Tientsin abzuliefern. Da sie nur lose an der Wand befestigt sind, fallen sie bei bewegter See in jeder Nacht herunter und veranlassen meinen getheerten Schoßhund zu einem kläglichen Geheul, das von dem Erbrechen zweier schwer an der Seekrankheit leidender Chinesen accompagnirt wird. Unter so angenehmen Bedingungen feiern wir den Geburts- und Namenstag des „Argus". Vor 23 Jahren am 7. October war nach den Schiffsbüchern das unselige Fahrzeug von Stapel gelaufen. Ich schlug dem Capitän vor, als er zu Ehren des Tages eine zweite Flasche Whisky leerte, heute gleich den — Todtenschein des „Argus" auszustellen.

In der nächsten Nacht richtete der unaufhörlich tobende Sturm an Bord namenloses Unheil an, das Wasser im Raum ist nur noch mit äußerster Mühe durch Pumpen zu bekämpfen; mein Nachtlager ist seit dem zweiten Tage nach der Abfahrt nicht mehr trocken geworden. Das Seewasser sickert fortwährend auch von außen durch die Decke herein. Die Kisten mit dem „Karavanenthee" sind zusammengestürzt und bilden eine Barrikade vor dem Eingange der Cabine, einer der vermoderten Schinken ist auf meine Matratze geflogen. Er, der getheerte Hund, eine ertrunkene Ratte und zwei wie vom Himmel gefallene alte Brieftaschen leisten mir Gesellschaft. Zum Ueberfluß war bei Tagesanbruch der Kohlenvorrath bis auf den letzten Brocken erschöpft; um das Feuer nicht erlöschen zu lassen, mußte Alles, was nicht niet- und nagelfest war, losgebrochen und verbrannt werden. Das Brennmaterial reichte dennoch nicht; zwei Meilen vor dem Nothhafen Chifou ging der Maschine von Neuem der Athem aus. Wir sind auf die Hülfe der Segel angewiesen, aber alle unsere Leinwand beschränkt sich auf einige 20 oder 30 Quadratfuß durchlöcherter Lappen. Wenn nicht bald Hülfe kommt, sind wir verloren. Das Federvieh, unsere letzte Hoffnung, ist im Sturm umgekommen, nur eine „letzte Ente" watschelt noch melancholisch, wie Thomas Moore's Melodie in Flotow's „Martha", auf dem Deck umher, aber wie leicht kann sie noch, ehe der Tisch gedeckt wird, zu ihren Vätern

versammelt werden. Der Capitän scheint am Delirium tremens zu leiden, er phantasirt von Pfannkuchen, die am nächsten Sonntag gebacken werden sollen, vorausgesetzt, es gelinge dem Koch, das feine Mehl, welches er in der Verwirrung des letzten Teifun verlegt haben will, wieder aufzufinden.

Der Sturm hatte momentan pausirt, aber am Nachmittag erhob er seine Stimme von Neuem und machte unsere sinkenden Hoffnungen vollends zu Schanden. Unser fast geistesabwesender Capitän hatte sich überdies um sieben Meilen verrechnet, und der „Argus" schwankte die Nacht hindurch in der Nähe einer Felswand umher, an der in jedem Augenblick seine morschen Rippen zerschmettern konnten. Ein am Morgen des 9. October hart am Backbord vorübertreibender Schiffsmast, der einem gescheiterten Kriegsschiffe angehört haben mochte, wurde mit großer Anstrengung der Mannschaft aufgefischt und lieferte etwas Heizungsmaterial für die Maschine, doch war bei unserer weiten Entfernung vom Lande damit nur wenig gewonnen. Den Qualen des Hungers gesellte sich jetzt auch ein unerträglicher Durst. Der geringe Wasservorrath erlaubte nur noch die tägliche Vertheilung eines Glases lehmfarbiger stinkender Jauche an jedes Individuum; zum Waschen hatten wir uns schon mehrere Tage hindurch des Seewassers bedient. Die Matrosen, so feige sie sein mögen, gehen mit finsteren Gesichtern umher und rotten sich zusammen. Schon früher haben sie sich über die dürftige Kost bei schwerer Arbeit beklagt, der Durst scheint die armen Menschen zur Verzweiflung zu bringen.

Ueber die verkauften Schinken sind wir, insoweit sie noch genießbar waren, schon hergefallen, auch die versprochenen Pfannkuchen sind wirklich gebacken worden. Ihre Anfertigung wurde durch eine aus dem Raume aufgefischte Bütte voll holländischer Dauerbutter unterstützt, die der Capitän vor mehreren Jahren für eine Schuld angenommen und vergessen hatte. Bei den unaufhörlichen Nachsuchungen in allen Winkeln wurde auch eine Quantität von verwittertem Reis aufgefunden, der trotz einer starken Beimischung von todten Ameisen und Mäusekoth unser Leben doch noch einige Tage fristen kann, wenn es uns gelingt, so viel Regenwasser aufzufangen, um ihn zu kochen; den Vorrath an Trinkwasser dürfen wir nicht angreifen. Ein Päckchen Kaffee, das wir gleichzeitig auf dem Boden einer umgestürzten Tonne entdeckten, erfreute uns mehr als ein centnerschwerer Goldklumpen, nur war

keine Kaffeemühle vorhanden. Ich wickelte die Bohnen also in ein Stück Segeltuch und zertrümmerte sie mit der Breitseite eines Beiles. Weder in Paris, noch in Wien habe ich jemals wohlschmeckenderen Kaffee getrunken.

Der 10. October sollte das Maß unserer Leiden fast zum Ueberlaufen bringen. Vom frühen Morgen an folgte uns unablässig eine dreimastige, mit einem großen und zwei kleineren Mattensegeln versehene Dschunke, die nach der Behauptung des Capitäns mit Piraten bemannt war. Wir mußten uns in Kriegsbereitschaft versetzen, hätten wir für unsere beiden Kanonen nur Munition, für unsere zehn Büchsen nur Zündhütchen gehabt, aber bis auf einige schartige Säbel waren wir vollkommen wehrlos, und der Capitän lief, flennend wie ein altes Weib, auf dem Verdeck umher. Der Steuermann, ich und der zweite Passagier machten mit den Geschützen einige Demonstrationen, indem wir sie anscheinend luden und auf die Dschunke richteten, doch näherte sich das verdächtige Fahrzeug mehr und mehr. Um 11 Uhr Vormittags war es so nahe, daß wir in jedem Augenblicke fürchteten, geentert zu werden. Es wäre unfehlbar geschehen, hätten die chinesischen Lumpe um unsere wehrlose Lage gewußt, aber sie schienen sich noch mehr vor uns, wie wir vor ihnen zu fürchten. Lautlos schoß die Dschunke dicht an unserem Spiegel vorbei, hundert Augen schienen uns aus dem Innern zu beobachten; auf dem Verdeck war keine lebende Creatur zu erblicken. Bald darauf entschwand das unheimliche Fahrzeug unseren Blicken.

Für den Fall, daß ein europäisches oder amerikanisches Schiff in Sicht kommt, haben wir aus allerlei Fetzen Nothsignale zusammengestoppelt und aufgehißt, aber unser „Argus" pfeift aus dem letzten Loche. Er treibt seitwärts, wie ein Wrack vor den Wellen, und noch sind wir ungefähr zwölf Seemeilen von Chifou entfernt. Wir blicken fortwährend gen Himmel, nur ein günstiger milder Windhauch vermag uns zu retten. Am 11. October Abends schien eine gute Brise aufspringen zu wollen; schon fünf Minuten später war sie wieder erstorben. Gleich darauf drangen die Matrosen auf den Capitän ein und forderten Wasser; bei ihren drohenden Geberden blieb nichts übrig, als es ihnen zu bewilligen. Morgens verweigerte mir der Koch sowohl einen Schluck Wasser, wie eine Tasse Kaffee, erst nach fürchterlichen Drohungen und Vor-

würfen: der englische Passagier habe beides erhalten, wurde mein Verlangen befriedigt.

Das Elend verbrüdert die Menschen, die Matrosen nähern sich mir, in dessen Augen sie Theilnahme lesen, und ich entdecke unter ihnen einen Landsmann, dem ich seine Lebensgeschichte abfrage. Auf Helgoland geboren, hat er schon im zehnten Jahre Vater und Mutter verloren und ist auf einem holländischen Kauffahrer als Schiffsjunge nach Java gegangen. Unterstützt durch einige Ersparnisse, hat er in reiferen Jahren sein Glück als Goldgräber in Australien und Californien versucht, auch wirklich in jedem dieser Länder an 500 Pfd. Sterling gewonnen, aber durch eigenen Leichtsinn und böse Beispiele bald wieder verloren. Zehnjährige Dienste als Steuermann brachten ihn abermals in den Besitz einer Summe von 3000 Dollars, mit denen er nun ein, reicheren Gewinn versprechendes Geschäft zu unternehmen gedachte. Er kaufte europäische Gewehre und Revolver, verschiffte sie, gemeinsam mit einem Kameraden, in einer gemietheten chinesischen Dschunke und begab sich zu den Rebellen (Taipings), um sie dort für den doppelten Preis zu verkaufen. Die unglücklichen Schmuggler wurden von den Engländern, den Verbündeten der Chinesen, erwischt und dem englischen Consul in Shanghai, nachdem man sie des letzten Hellers beraubt, an Händen und Füßen mit Ketten beladen, übergeben. Der Matrose meinte, er und sein Freund würden sich, falls sie den Chinesen in die Hände gefallen wären, zur Wehre gesetzt und einen ehrlichen Soldatentod der Gefangenschaft vorgezogen haben. Von dem Widerstande gegen Engländer hätte sie der drohende Galgen abgeschreckt. Die Waffenspeculation sollte ihnen sehr schlecht bekommen; sie wurden zu 1000 Dollars Geldstrafe oder sechs Monaten Gefängniß verurtheilt, und entschlossen sich, da ihnen kein Farthing zu Gebote stand, letztere abzusitzen. Aus dem Gefängnisse waren sie direct auf den „Argus“ gegangen; 55 Jahre alt, mußte der unglückliche Helgoländer jetzt von vorn anfangen. Sein Beispiel steht nicht vereinzelt da. Mir sind in den indischen und chinesischen Gewässern viele deutsche Matrosen begegnet, die, durch die hohen Löhne und die Hoffnungen auf Ersparnisse verlockt, ihr Leben in diesen Gegenden zugebracht, aber meistentheils nichts erübrigt hatten. Die sinnlose Lebensweise der Seeleute mag hauptsächlich die Schuld tragen, wenn die unbesonnenen Menschen noch in späteren Jahren sich allen Mühselig-

keiten des harten Schiffsdienstes unterziehen mußten. Eines weiteren Urtheils über meinen guten Helgoländer enthalte ich mich weislich, trotzdem sein Gesicht zu den sogenannten Galgenphysiognomien gehört und zu einer psychologischen Analyse herausfordert. Der Widerspruch zwischen den sanften, elegischen Mienenspielen berühmter indischen Großen und Mandarinen und ihren Blutthaten hat mich an der Richtigkeit der Wissenschaften Lavater's und Gall's vollkommen irre gemacht. In Parenthese bemerkt, kann von seemännischen Ersparnissen gegenwärtig nicht wohl die Rede sein. Die Course an der Matrosenbörse stehen sehr niedrig. Noch vor einigen Monaten wurde der Kopf monatlich mit 30 Dollars bezahlt, jetzt ist der Preis in Folge des starken Angebots auf die Hälfte hinabgesunken.

Der Wassermangel plagt uns am ärgsten. Die Matrosen erhalten zwar regelmäßig ihr Glas, kommen aber niemals damit aus. Es ist absolut unmöglich, diesem Volk begreiflich zu machen, daß in einer solchen traurigen Lage jede denkende Creatur auch für den nächsten Tag zu sorgen habe. Auf den durch Trunk schwachsinnigen Capitän ist nicht zu rechnen; es bleibt mir nichts übrig, als mein geringes „Pidjen-Englisch" zusammenzuraffen und den schmachtenden Menschen gütlich zuzureden. Ihr Anblick ist gräßlich, vor Hunger und Durst sind ihre Augen tief in die Schädel zurückgesunken, und ich selber weiche consequent den halberblindeten Spiegelscherben in der Kajüte aus, da mir das Gefühl sagt, ich sehe nicht besser aus als die übrigen Dulder. Unglücklicher Weise trauen mir die Matrosen nicht, wenn ich ihnen meine abgezehrten Hände hinreiche und die brennend heiße, vertrocknete Zunge ausstrecke; der Capitän hat sie oft durch allerlei leere Ausreden getäuscht, sie behaupten: in der Kajüte würden heimliche Vorräthe aufbewahrt und wir stillten hinter ihrem Rücken Hunger und Durst. Eine Revolte steht nahe bevor. Dessenungeachtet sind der Capitän und Steuermann weit entfernt, mit uns beiden Reisenden gemeinsame Sache zu machen, ersterer entblödet sich nicht, ganz laut zu sagen: „Alles Unglück käme nur von uns Passagieren, der Teufel solle ihn neunundneunzigtausendmal holen, wenn er jemals einen mitnehme!" Ich trenne mich nicht mehr von meinem Revolver. Obwohl unser geringer Wasservorrath auf die Neige geht, leidet der Capitän nicht Durst; er entwickelt unausgesetzt neuen Whisky. Drei an der Dysenterie leidende Ma-

trosen sind von uns noch am glücklichsten. Sie erhalten allabendlich aus den Händen des Doctors, d. h. des Steuermannes, drei riesige Opiumpillen und müssen sie unter seinen Augen verschlucken, ein solches Extraordinarium an Consumtibilien ist bei der Sachlage nicht gering zu veranschlagen. Ich habe für mein Theil ein Auge auf die zahlreich vorhandenen Heftpflaster der sogenannten Schiffsapotheke geworfen, über ihre Zurichtung bin ich mit mir noch nicht einig. Hinsichtlich unserer Mahlzeiten sind wir jetzt auf die letzten Fragmente von Schiffszwieback angewiesen, und ich habe mir am 11. October an diesem Urgebirge von Backwerk einen nur wenig schadhaften Backzahn ausgebissen. Der Wind ist uns noch immer ungünstig, und der „Argus" wird in der Bai von Wogen und Strömungen hin- und hergetrieben. Aus Verzweiflung legen wir uns auf den Fischfang, jedoch ohne den geringsten Erfolg. Auf die Sorte, vom Hayfisch bis auf den Stint hinab, käme es uns gar nicht an, wir äßen die Beute ohnehin roh; aber nichts, was Flossen hat, will anbeißen. Unter den Matrosen stehen nur noch drei weiße Arbeitskräfte zur Verfügung. Wären wir abergläubisch, wir hätten Ursache, an unser herannahendes letztes Stündlein zu glauben; eine graue Ohreule saß den ganzen Vormittag über auf dem Vordermast und besichtigte uns als eine wohlverbürgte Mahlzeit. Um dem Schicksal wenigstens hartnäckigen Widerstand zu leisten, habe ich die Ueberbleibsel von meinen Zwiebacks-Diners und Soupers gesammelt, mit der Breitseite des Beils pulverisirt und als „Revalenta Arabica" für die äußersten Fälle aufbewahrt. Mein Helgoländer hat mir dabei Hülfe geleistet und erzählt, daß er auf einer seiner Fahrten zweiundvierzig Tage von ungekochtem Reis gelebt habe. Die Nachsuchungen an Bord werden fortgesetzt, und wirklich konnte sich der Steuermann der Entdeckung einer Büchse Anchovis rühmen, die leider durchaus ungenießbar war. In Folge der mangelhaften Ernährung leidet jetzt die gesammte Mannschaft an der Dysenterie, und der starke Arzneiverbrauch zwingt den Steuermann, die Kranken auf halbe Pillendiät zu setzen. Gegen Abend fiel das erste Opfer der Hungersnoth, mein getheerter Kajütengenosse. Er hatte mich den Tag über mit schwermüthigen Blicken verfolgt und ich ihm wiederholt von meinem Zwiebackspulver angeboten, um 5 Uhr neigte er sein Haupt und verschied. Ich weinte ihm eine heiße Thräne und verzehrte dann den Bissen Pulver, den ich ihm soeben hingehalten, selber. Kurz vor Sonnen-

untergang zertheilten sich die Wolken und in einer Entfernung von ungefähr 2 Meilen erschien das Festland mit Chifou. Es wurden unsägliche Anstrengungen gemacht, den Hafen zu erreichen, aber ohne Dampfkraft und ausreichende Segel war es unmöglich. In der Nähe eines riesigen starren Felsenblocks befahl der Capitän die Anker auszuwerfen. Am 13. October sank in den Frühstunden das Barometer so tief, daß wir uns auf einen Sturm vorzubereiten hatten. Um 6 Uhr begann das grauenhafte Concert wirklich, und nun hängt unser Wohl und Wehe allein von der Haltbarkeit der Anker, ihrer Ketten und Taue ab, doch verlief der Tag leidlicher, als ich nach der Eröffnung der Matinée vermuthet hatte. Der Sturm sollte am 14. October an Stärke noch wachsen, und alle Wellen stürzten über das Verdeck des „Argus." Die Kälte nimmt zu, mit zitternden Händen habe ich alle meine dickeren Röcke angelegt und mich bebend vor Heißhunger und Frost in der Kajüte auf meiner Matratze ausgestreckt. Zu meinem Glück hat der englische Agent in der vergangenen Nacht das geheime Whisky-Magazin aufgefunden und einige Flaschen in Sicherheit gebracht, wir halten ein köstliches Tiffin: Zwiebackpulver mit Whisky-Tunke. Der Agent hat außerdem ein Schauessen auf den Tisch gesetzt, einen abgenagten Schinkenknochen aus dem Nachlaß des vorgestern verstorbenen Theerspitzes! Auf Hülfe aus dem Hafen von Chifou dürfen wir nicht rechnen. Einmal sind alle Dschunken in das Innere der Bucht zurückgezogen, dann ist es aber auch nicht die Sache der Chinesen, sich mit gefährlichen Rettungsversuchen abzumühen. Unsere heutige Mittagsmahlzeit bestand in elf im Schiffsraume aufgefischten Kartoffeln, in welche sich fünf Mann getheilt haben; wie wird das enden?!

XVIII.

Kriegsrath. Im Boot ans Land. Gerettet. Weih-hei-Weih. Ein Bürgermeister-Mandarin. Holzeinkauf in Liu Cung. Chinesische Dorfbewohner und ihre Sitten. Chifou. Hühner mit Entenfüßen. Fische mit Hundeköpfen. Drachen.

Die verzweiflungsvolle Lage des Schiffes, die drohende Meuterei der Mannschaft und der verschwindend kleine Vorrath an Lebensmitteln, die aus einem Napf voll schmutziger Reiskörner und einer Handvoll Kaffeebohnen bestehen, zwingen endlich den Capitän, sich aus seinem Stumpfsinn aufzuraffen und unsere Rettung zu versuchen. Ein aus dem Steuermann und beiden Passagieren bestehender Kriegsrath beschließt unter dem Vorsitze des Trunkenboldes, das Wagniß zu unternehmen und ungeachtet des furchtbar hohen Seeganges ein Boot nach der Küste von Chifou zu entsenden. Der Steuermann, der englische Agent und vier Matrosen, die am wenigsten durch Hunger gelitten haben, sind zu der verwegenen Fahrt ausersehen. Der Engländer hofft in Chifou irgend einen Landsmann anzutreffen und mit seiner Hülfe Lebensmittel und Heizmaterial zu schaffen. Vor Abgang des Bootes mache ich mit ihm noch ein nach Umständen für mich sehr vortheilhaftes Geschäft. Er hat einige Flaschen Sodawasser erübrigt, die er mir gegen ein Bündel feiner Cigarren abtritt; mit dieser Flüssigkeit hoffe ich bis zur Rückkehr des Bootes mein Leben zu fristen. Auf eine Mahlzeit habe ich verzichtet. Sobald mich das unleidliche Ekel- und Wehgefühl, die Folge des Heißhungers, übermannt, bekämpfe ich es durch einen Schluck Sodawasser.

Das Boot verließ uns um 8 Uhr Morgens, und anderthalb Stunden hindurch folgte ich ihm mit dem Fernglase, wenn es bald hoch auf den Kämmen der Wogen erschien, bald in ihren tiefen Thälern versank; endlich verschwand es hinter einem Felsvorsprunge. Hatte mich so lange die Spannung aufrecht erhalten, so brach ich jetzt aus Nervenschwäche plötzlich zusammen. Das Erbrechen, an dem wir Alle schon seit mehreren Tagen leiden, nahm überhand, mir wurde schwarz vor den Augen und unter qualvollem Würgen sank ich auf dem Verdeck halb ohnmächtig zu

Boden. Wie lange ich in diesem Zustande gelegen habe, vermag ich nicht anzugeben, so großes Elend löst alle Bande der menschlichen Gesellschaft; an Bord kümmerte sich Niemand mehr um den Andern.

Eine über das Verdeck wegrollende Woge brachte mich wieder zum Bewußtsein zurück, die Sonne war durch den Meridian gegangen, es mochte 3 Uhr Nachmittags sein. Zehn Schritte vor mir hatte sich die Mannschaft versammelt und starrte bange und schweigend in die Ferne; wild hin- und hergeworfen von den tobenden Wassern, näherten sich uns zwei Boote. Eine Stunde später waren sie so nahe, daß ihre Rettung und Ankunft gesichert erschien; nun brach an Bord ein unermeßlicher Jubel aus. Wie einem Kinde liefen auch mir die heißen Tropfen über die Wangen. Waren sie Freudenthränen, so wüßte ich nicht ihr wohlthuendes Gefühl zu rühmen; ich glaubte, mir würde das Herz brechen.

Beide Böte waren mit chinesischen Ruderern bemannt, das erste brachte ein halbes Schwein, Hühner, Enten, Eier, Mehl, Zucker und Holz zum Kochen, das zweite Trinkwasser. Dieses war einfach in das Boot gegossen und zwölf Chinesen hatten ihre schmutzigen Beine darein getaucht, aber nie hat mir ein Festtrunk goldenen Rheinweines köstlicher geschmeckt, als die erste Handvoll dieses trüben Wassers. Bald darauf erschien unser eigenes Boot mit der Hiobspost: der von unserem Capitän gesuchte Ort Chifou liege fünfzig englische Meilen weiter östlich, und das vor uns liegende Städtchen heiße Weih-hei-Weih (Die-hei-Die). In der Zwischenzeit hatte der Koch etwas Schweinefleisch gebraten, ich warnte die Matrosen, allzu gierig und allzu viel zu essen, ohne doch meine Rathschläge selber gewissenhaft zu befolgen; dann streckten wir uns auf den Matratzen oder Schiffsplanken aus und versanken in einen wahren Todtenschlaf.

In der Nacht legte sich der Sturm, und als wir am 16. October um halb 4 Uhr aufstanden, war die See beruhigt und eine abermalige Expedition an die Küste konnte ohne Gefahr unternommen werden. Vor allen Dingen mußten wir Holz oder Kohlen für die Maschine schaffen. Etwas gestärkt, schloß ich mich dem englischen Agenten an, auch der chinesische Koch und der Maschinenmeister waren von der Partie.

Um 7 Uhr landeten wir bei dem Fischerdorf Liu-Cung, und wanderten von hier aus, begleitet fast von der gesammten Ein-

wohnerschaft, nach der kleinen Stadt Weih-hei-Weih. Noch wenig mit Europäern in Berührung gekommen, vermochte die Bevölkerung schlechterdings nicht ihre Neugierde zu bezähmen. Der Janhagel folgte uns auf den Fersen und betastete unsere Kleider, Schuhe, Strümpfe, Knöpfe und Halstücher so unverschämt, daß wir uns zuletzt mit energischen Rippenstößen eine Gasse bahnen mußten. Das unsaubere Nest ist mit einer Mauer und mehreren Wachtthürmen ohne Kanonen umgeben; ein Doppelthor führte in das Innere der Stadt. Unmittelbar davor erhebt sich ein Monument, doch war es nicht dem Andenken eines großen Herrschers oder Feldherrn, Denkers oder Dichters gewidmet, sondern nur dem Gedächtniß einer tugendhaften Frau. Da jede Nation durch steinerne Denkmäler allein jene menschlichen Eigenschaften zu verherrlichen und zu verewigen trachtet, welche nicht zu den Gemeingütern unseres Geschlechts gehören, so scheint die Sittlichkeit der chinesischen Damen nicht über allen Zweifel erhaben zu sein und der kräftigsten Ermunterung durch nationale Auszeichnungen zu bedürfen.

Für die Sicherheit des Ortes sprachen nicht die an den meerwärts gelegenen Wachtthürmen ausgehängten Waffen, Luntenflinten, Pfeile und Bogen. Sie sind dazu bestimmt, anrückende Feinde und Räuber zu schrecken. Gleichzeitig machen die Besatzungen der Thürme, um ihre Wachsamkeit zu bethätigen, auf Gongs, Tamtams, Trommeln und Pfeifen einen Heidenlärm. Mitten in der Stadt, auf dem sehr belebten Marktplatze, sahen wir wohl, daß die Bürgerschaft von Weih-hei-Weih triftige Gründe hatte, wachsam zu sein. In anderthalb Schuh hohen, an acht Fuß langen Bambusstangen aufgehängten Käfigen aus dünnem Rohr waren sechs abgeschlagene Piratenköpfe ausgestellt und mit den Zöpfen an der Decke befestigt. Der Executivbehörde mochten nur sechs Käfige zur Verfügung gestanden haben, denn ein siebenter Kopf lag noch blutig zwischen Fleisch- und Gemüsehändlern auf dem Pflaster. Nahebei saßen vier minder gravirte Verbrecher in schweren hölzernen Halskrägen und wurden von den Fliegen, die zu Tausenden ihre Kahlköpfe und Gesichter bedeckten, fast aufgefressen.

Wie es unsere Schuldigkeit war, machten wir dem Mandarinen-Bürgermeister unsere Aufwartung und wurden sehr artig mit Thee und Pfeifen empfangen. Wir erkundigten uns, ob Holz und

Kohlen vorhanden seien, und erfuhren, daß man uns im Dorfe Liu-Cung etwas Holz ablassen könne; mit Kohlen sei man nicht versehen. Die Sehenswürdigkeiten des Ortes waren mit Ausnahme dreier geputzten Jungfern, vieler wilden Hunde, einiger Miniaturtempel, umgeben von Mandarinenstangen mit rothen und gelben Knöpfen, und mehrerer, Dreschens halber auf der Tenne im Kreise lustwandelnden Maulesel, nicht der Rede werth. Wir eilten, nachdem wir uns satt — und hungrig gesehen, spornstreichs nach Liu-Cung zurück.

Das Holzgeschäft wurde nicht so glatt abgewickelt, als wir gehofft hatten. Zuerst leugneten die Dorfbewohner den Besitz aller Arten von Holz, nach einer Stunde Bedenkzeit und diplomatischer Unterhandlungen gestanden sie, etwas Brennholz zu besitzen, aber es bedurfte noch vielfacher Ueberredung, um sie zum Verkauf zu bewegen. Gleich schwer und langwierig war es, sich mit ihnen über den Preis zu einigen. Endlich waren fünf Böte beladen und es sollte abgefahren werden, als die Verkäufer neue Schwierigkeiten erhoben. Sie wollten nicht eher vom Lande abstoßen, bis wir ihnen für jedes Boot zehn Dollars Transport- und Verladungskosten bewilligt hatten. Eine solche Unverschämtheit war selbst für meine Nachgiebigkeit zu viel, wenn ich auch nicht, wie der englische Reisegefährte, gleich zum Revolver griff und vom Leder zog. Das wilde Gesicht und das Zähnefletschen des Agenten schüchterte die chinesischen Lumpe ein, und nach mehrerem Hin- und Herreden erklärten sie sich mit drei Thalern pro Boot für zufriedengestellt. Als die Holzladungen abgefahren waren, wollten wir einige Schafe kaufen, man führte uns jedoch nur Ziegen vor und behauptete auf unsern Widerspruch: diese seien Schafe. Während der Unterhandlungen hatten wir unsere Zeit nicht verloren, am Strande Fische gekauft, gekocht, süße Kartoffeln geröstet und mit etwas Reisbranntwein aus der Dorfkneipe ein glänzendes Mittagsmahl gehalten. Die dort feilgebotene Kost sah so abscheulich aus, daß wir nicht zuzugreifen gewagt hatten. Statt der Ziegen kauften wir auf, was von Hühnern, Enten, Eiern, Weintrauben und Salz im Dorfe vorhanden war. Das Betragen der Bewohner hatte nichts mit den feinen Sitten der Großstädter Chinas gemein. So nahmen sie uns ohne Weiteres die brennenden Cigarren aus dem Munde, ließen sie im Kreise umhergehen und stellten sich beleidigt, wenn wir die nassen Stummel nach

diesem Rundgange empört zurückwiesen. Als wir unser Fischgericht verzehrten, entblödeten sie sich nicht, mit ihren Affenpfoten in die Schüssel zu greifen und uns vor der Nase die besten Bissen wegzuschnappen. Erst als der Agent aus dem Kessel einen Napf voll heißen Salzwassers schöpfte und über die Hände und Arme der Schmarotzer ausgoß, wurden wir von ihrer Gegenwart befreit. Besonders hatten wir auf die blanken Knöpfe unserer Röcke Acht zu geben; dem Steuermann wurden ihrer drei abgeschnitten, ohne daß er es zu hindern vermochte. Der Abend brach herein, als wir den Dampfer erreichten.

Welchen Verdacht wir den Strandbewohnern eingeflößt hatten, ging daraus hervor, daß kein weibliches Individuum zum Vorschein gekommen war. Die ganze Nacht hindurch wurde mit dem Aufgebot der letzten Kräfte daran gearbeitet, den Dampfer in Stand zu setzen, um aus dieser gefahrdräuenden Bucht fortzukommen. Wie recht wir daran gethan, erhellte ein Jahr später (October 1864) aus dem Untergange des großen Kriegsdampfers Racehorse, der mit 700 Mann Besatzung Angesichts Weih-hei-Weih an den Felsen der Küste zerschellte. Unsägliche Mühe und Zeit kostete es, an den Rädern der Maschine die Schaufeln von Neuem zu befestigen, die vor zehn Tagen des Segelns halber abgelöst worden waren. Um 7 Uhr Morgens, am 17. October, waren wir mit allen Ausbesserungen fertig und unser Seelenverkäufer von Küstenfahrer stach abermals in See. Die Fluth unterstützte uns, und wir machten zu meinem gerechten Erstaunen sieben Knoten in der Stunde. Höher hätten wir es aber unter den günstigsten Umständen nicht bringen können, denn am Bord des „Argus" in Allem kurz gehalten, war auch die Logleine zu kurz und immer nach sieben Knoten abgelaufen. Der Horizont war weithin mit Nebel bedeckt und die Luft ruhig; der plötzlich aufspringende Wind kam uns nicht zu statten. Nachdem wir bis 12 Uhr der Küste entlang gefahren waren, begegnete uns ein großes Fischerboot, von dem der Capitän einen Lootsen an Bord nahm. Der kundige Mann half uns jedoch nicht viel, fünf Minuten später stand die Maschine wieder still. Angeblich war das Brennmaterial aufgebraucht, und wir müssen fünf Seemeilen von Chifou noch einmal den Anker auswerfen. Dem rettenden Port so nahe, unternehmen unsere schon angeführten Emissäre um 1 Uhr eine Bootsfahrt nach Chifou, um uns Hülfe und eine ausreichend Kohlen-

masse zu schaffen. Der Ankerplatz ist höchst gefährlich, der morsche Dampfer über und unter dem Wasser von Felsmassen umgeben. Nachmittags 2 Uhr sprang eine frische Nordost-Brise auf, die zwölf Tage früher nur während der Dauer von wenigen Stunden uns alles Elend erspart hätte. Jetzt bringt sie uns keinen Nutzen, der Capitän ist zugleich mit dem Anker zu Boden gesunken und liegt sinnlos betrunken in der Kajüte, der Steuermann ist nach Chifou unterwegs, und der Dampfer — ohne Befehlshaber. Bei der geistigen Verfassung des Capitäns, der in jedem Augenblick in das Delirium tremens verfallen und einen Excess begehen kann, halte ich es für rathsam, heute Abend mich nicht der Kleider zu entledigen und auf das Aeußerste gefaßt zu machen. Vorläufig ziehe ich von dem Branntwein-Arsenal den Schlüssel ab und stecke ihn in die Tasche; dem Capitän ist die scharfe Munition somit abgeschnitten. Mein Entschluß steht fest, und ich benutze die Stunden der Nacht, um die Aufzeichnungen der letzten Unglückstage zu vervollständigen. Vielleicht interessiren den zoologisch gesinnten Leser die schwarzen bärenartigen Schweine, welche gestern in Weih-hei-Weih auf dem Pflaster lagen, den Botaniker und Gourmand die süßen Kartoffeln, welche sich durch ihren seifenartigen Geschmack dem Gaumen für immer einprägen, ein Gemüse für Schiffbrüchige und begnadigte Seeräuber, abgeschnittene Selbstmörder und erwachte Deliranten.

Die Nacht war sternenklar und windstill, die Milchstraße etwas verblichen, wie mit Regenwasser verdünnt, doch folgte am 18. October um 6 Uhr früh ein malerischer Sonnenaufgang, den ich für das kleinste von Chifou eintreffende Boot hingegeben hätte. Aus langer Weile stellte ich heute eine Untersuchung meiner Physiognomie vor dem Spiegelscherben an und entdeckte, daß ich in letzter Zeit eine Menge grauer Haare bekommen habe. Die Augen stehen uns Allen in Folge der Hungersnoth noch immer einen halben Zoll aus dem Kopfe hervor.

Noch vierundzwanzig Stunden sollten wir in den bangsten Erwartungen verleben, erst am 19. October, um 7 Uhr früh, traf das ersehnte Boot mit Kohlen ein; wir waren geborgen. Der ruchlose Capitän theilte nicht meine Empfindungen der Dankbarkeit gegen die Vorsehung, es bedurfte sogar meiner dringenden Fürbitte, ehe er den die Kohlen einschiffenden Chinesen ein wenig gekochten Reis und einen Eimer Wasser, um den sie ihn anflehten,

bewilligte. Rasch wurde gefeuert, und nach einer halben Stunde dampften wir munter nach Chifou. Die Sonne hatte den höchsten Stand des Tages erreicht, als wir dort anlangten und sogleich an Land gingen. Chifou ist ein bedeutender Handelsplatz im nördlichen China, aber nicht durch Schönheiten der landschaftlichen Lage und Architektur bemerkenswerth. Der Hafen wimmelt von Dschunken, in den engen halbgepflasterten Straßen tummeln sich Tausende betriebsamer Menschen, die Bazars strotzten von Utensilien des chinesischen Lebens, auf dem von einem Tempel mit zwei Thürmen begrenzten Marktplatz häuft sich der gewöhnliche Wirrwarr einer chinesischen Stadt: Vertreter der Landeskirche und des Handels, der Schauspiel- und Barbierkunst, auf dem Rücken von Kulis reitende Frauen und Mädchen mit unbenutzbaren kleinen Fußklumpen und stolz berittene Mandarinen mit Gefolge; den Hintergrund bildet ein Ensemble von Schweinefleisch und Fischen, Grünzeug und Obst. Hochberühmt sind die Kohlköpfe von Chifou, sie werden durch ganz China versandt, doch war augenblicklich die Waare flau; für wenige Cash hätte ich ein förmliches Monstrum dieser blühenden Feldfrucht kaufen können.

Die Einfahrt von Chifou mit einem seltsam geformten Felsen zur Rechten und dem alten Wachtthurm auf den Höhen des linken Ufers war mir so malerisch erschienen, daß ich, statt in der etwas langweiligen Stadt umherzuschweifen, eine Barke miethete und hinausfuhr, um die Contouren der Vedute, in soweit es die bewegte See gestattete, flüchtig zu skizziren. Mein Ausflug war nicht unbemerkt geblieben. Am Landungsplatz erwarteten mich mehrere Kulis, auf deren Rücken in kleinen Lehnsesseln junge Chinesinnen saßen, und boten mir ihre Gebieterinnen während meines Aufenthaltes als Gesellschaftsdamen an. Der Artikel schien nicht „gefragt" zu sein, denn das außer freier Station geforderte Honorar war überaus mäßig. Mehr belustigten mich einige Chinesen, die am Strande umherlungerten und europäischen Matrosen als wundersame Naturproducte des himmlischen Reiches Hühner mit Enten- oder Gänsefüßen aufzureden suchten und die einfältigen Gesellen wirklich prellten. So gewiß der frechste Betrug vorlag, gelang es mir doch nicht, selbst bei genauester Untersuchung die Spuren zu entdecken, wo und wie die falschen Beine angesetzt waren. Starken Abgang hatten Skelete von Fischen mit — Hunde- oder Katzenschädeln, und wurden in meiner Gegenwart

nicht weniger als vier Exemplare an englische Seefahrer verkauft. Unsern Capitän traf ich gleichfalls in der Nähe des Landungsplatzes. Er hatte die Zeit gewissenhaft benutzt und, wie er mir bekannte, einige Dutzend Flaschen fuselfreien „Samschu" (Branntwein) eingekauft. Um jeden Zweifel zu verhindern, zog er gleichzeitig eine Flasche aus der Tasche und schenkte mir ein Glas ohne Fuß ein, von dem der vor Durst verschmachtende arme Sterbliche sich niemals trennte. „Geniren Sie sich nicht," sagte er, als ich die Herzstärkung ablehnte, „ich habe uns reichlicher versehen; Sie werden mein Schiff nicht mehr trocken trinken!"

Ein Spaziergang vor die Thore Chifous, den ich Nachmittags unternahm, wurde durch ein polizeiliches Verbot unterbrochen; in Chifou herrscht noch der frühere chinesische Rigorismus gegen die Fremden. Nur hinderten mich die Polizisten nicht, den Honoratioren des Ortes zuzuschauen, die bei dem frischen Herbstwinde unzählige Drachen steigen ließen. Es mochte damit eine religiöse Ceremonie verbunden sein, denn die Herren lagen diesem Kinderspiele mit größtem Ernste ob. Die Drachen waren sehr zierlich aus Papier oder Seide angefertigt und stellten Vögel, vierfüßige Thiere oder Schmetterlinge vor.

Gar gern wäre ich bis zu einigen, auffallend eleganten Landhäusern vorgedrungen, aus denen eine Menge bunter Drachen aufgestiegen war; allein die Polizei vertrat mir den Weg und gebot mir mit nicht mißzudeutenden Geberden, in die Stadt zurückzukehren. Was sollte ich hier thun? Ohne einen landsmännischen Cicerone blieb mir nichts übrig, als mich an Bord des abscheulichen „Argus" zu begeben. Ueberdies war die drückende Hitze in den engen Straßen der unsaubern Stadt nicht länger zu ertragen. Das Aussehen unseres Verdecks hat sich inzwischen etwas verbessert, ich kam gerade an, als die neu angekauften Vorräthe untergebracht worden waren, und hörte noch die letzten Flüche, mit denen unsere Matrosen die chinesischen Kulis zur Arbeit ermuntert hatten. Treten nicht außerordentliche Umstände ein, so haben wir unterwegs eine abermalige Hungersnoth nicht mehr zu befürchten. Außer einigen lebendigen Schweinen sind mehrere Hammelkeulen angekauft, das Achtel von einem Ochsen, Fische und Gemüse, ja selbst Pfeffer, Senf und Essig, die uns seit zwei Tagen vollkommen ausgegangen waren. Bei so glänzenden Aussichten für die Küche nehme ich keinen Anstoß daran, daß die siebenhundert Kohlensäcke, die im

Schiffsraum, auf Deck, in den Kajüten, überhaupt in jedem noch disponibeln Winkel des Dampfers untergebracht sind, bei jedem festen Fußtritt eine schwarze Staubwolke verbreiten, welche unsere Gesichter und Leibwäsche mit zolldickem Schmutz bedeckt. Eben ist der Capitän eingetroffen und beeilt sich, den garstigen Staub mit einer Flasche Schnaps hinabzuspülen.

Am 20. October bei einem entzückend schönen Sonnenaufgange lichteten wir um 6 Uhr die Anker und verließen die Bucht von Chifou, aber schon nach einer halben Stunde war auch die letzte Spur des herrlichen Farbenspieles verschwunden. Graue Wolken hatten den Himmel bedeckt und der Regen goß in Strömen herab; der nordische Herbst verleugnet auch in dieser Zone nicht seinen rauhen Charakter. Wir steuern der von Dunst umwobenen Küste entlang an kleinen Flecken und Fischerdörfern vorüber, und beabsichtigen, um eine Strecke Weges abzuschneiden, die schmale Meerenge von Miau Tau zu passiren, verzichten aber darauf, da der Capitän eben niedergestürzt ist und zu Bette gebracht werden muß. Der spärliche Raum und der Aufenthalt in frischer Luft wird uns durch drei chinesische Deckpassagiere geschmälert, die den einzigen schattigen Platz occupiren, als die Sonne wieder zum Vorschein kommt. Einer der Touristen scheint ein wohlhabender Mann zu sein, führt zweiundzwanzig Gepäckstücke mit sich und hält einen Diener. Ueber ihren Mangel an Taschentüchern würde ich keine Worte verlieren, wenn der starke Schnupfen, an dem beide leiden, mich nicht fortwährend daran erinnerte. Um 3 Uhr wagen wir uns wirklich in die Miau-Tau-Straße und finden uns auch glücklich wieder hinaus. Dem Steuermann und Agenten war es gelungen, den Capitän so weit zu ermuntern, daß er sich damit einverstanden erklärte. Dann fuhren wir an einer sehr malerisch gelegenen Stadt Teng Chou Fu, wenn ich den Namen richtig schreibe, vorüber, und ich beeilte mich, nicht allein das den Hintergrund schließende, 2000 Fuß hohe vielgezackte Gebirge, sondern auch den in Felstafeln und jähe Klippen vielgespaltenen Vordergrund auf das Papier zu werfen. Sobald wir an dieser Berggruppe vorübergedampft waren, verflacht sich das Festland und verliert alle Anziehungskraft. Zufällig belauschte ich ein vertrauliches Gespräch zwischen dem Capitän und Maschinisten; letzterer bezweifelt nämlich, daß es ihm gelingen werde, den „Argus" unversehrt nach Tientsin zu schaffen: die Maschine müsse entweder

in Trümmer zusammenstürzen oder in die Luft fliegen! Dazu weht es mit Macht, und in der Luft brauen geschäftige Dämonen ein Unwetter zusammen. Ich brauche wohl nicht mehr ausdrücklich zu bemerken, daß die Mannschaft die Pumparbeit noch nicht eine Minute unterbrochen hat. Der 21. October verlief in Sturm und Regen, und am Abend gingen wir bei einer Tiefe von fünftehalb Faden vor Anker. Der Capitän schloß daraus auf die Nähe der Mündung des Peiho; allein ich habe längst alles Vertrauen auf seine Behauptungen und Angaben verloren. Am Morgen des 22. October entdeckten wir den Grund der geringen Tiefe unseres Ankerplatzes: wir lagen dicht vor einer flachen Insel, die bei der Ebbe kaum über den Seespiegel hervorragen mochte. Nichtsdestoweniger behaupteten Capitän und Steuermann mit frecher Stirn, wir befänden uns in der Nähe der Taku-Forts, wenngleich ich ihnen auf der Seekarte nachwies; die Insel Joßhouse läge vor uns und wir seien noch weit vom Peiho entfernt. Die bornirten Gesellen schenkten mir nicht einmal Gehör, als ich ihnen rieth, den Befehlshaber einer vorüberseglenden Dschunke zu consultiren. Die Logleine wurde in Anwendung gebracht, und auf das Gerathewohl dampften wir drauf los; es heißt: biegen oder brechen!

XIX.

Vor der Barre des Peiho. Fort vom „Argus.“ Taku. Bom-Bom-Pidjen. Alles aus Schlamm. Nach Tientsin. Der Kaiserkanal und seine schwimmenden Dörfer. Karrenfahrt. Opiumraucher in der Halbwegskneipe. Glaube, bete und zahle! Chinesischer Pferdewechsel. In Stücke geprügelt. Kurz vor Peking.

Nach einiger Zeit mochte der Capitän an seinen Erfahrungen und nautischen Kenntnissen irre werden; es gelang mir endlich, ihn zur Absendung eines Bootes zu bewegen, das bei jener noch immer in Sicht lavirenden Dschunke Erkundigungen einziehen sollte. Nach einer halben Stunde kehrte das Boot zurück und brachte

uns einen Matrosen der Dschunke mit, der sich anheischig machte, uns in die Mündung des Peiho und nach Taku hinaufzulootsen. Wie aus dem mir vorliegenden, vom Lieut. Col. Wolseley entworfenen „Plan of the Country in the Neighbourhood of the Taku forts“ hervorgeht, macht der Peiho noch vor seiner Mündung zwei starke Krümmungen, und der chinesische Lootse hat unzweifelhaft Recht, wenn er unsere Entfernung von Taku auf fünfzig englische Meilen veranschlagt. Der beschämte Capitän schiebt jetzt frecher Weise die Schuld auf den Compaß; angeblich wäre die Nadel durch das in der Nähe derselben befindliche Eisen von ihrer normalen Richtung abgelenkt worden! Wir sollten nicht so rasch an Ort und Stelle kommen, als die kurze Entfernung erwarten ließ. Der Chinese zeigte sich so unsicher, daß der Capitän selbst für geboten hielt, einen uns entgegenkommenden englischen Lootsen an Bord zu nehmen, und auf den Rath dieses kundigen Seemannes werfen wir um 6 Uhr Abends einige englische Meilen vor der Mündung und gefährlichen Barre des Peiho abermals Anker. Auch am nächsten Morgen, 23. October, trug der Lootse Bedenken, die Barre zu passiren, bei schneidender Kälte war ein Sturm von Nord-Ost im Anzuge, und die durch Nothsignale herbeigerufenen chinesischen Böte, in denen ich um jeden Preis an Land gehen wollte, stellten vier Stunden lang vergebliche Versuche an, bei dem hohen Wogengang zu uns hinaus zu gelangen. Der „Argus“ zerrt, wie ein toller Kettenhund, verzweifelt an seinen Ankern, die gesammte Mannschaft arbeitet an den Pumpen, und der Nordost wühlt vor der Barre hinter Schaum und Wasserbergen unser Grab auf. Der Lootse, ein Mensch mit confiscirtem, von Seelenkämpfen ruinirtem Gesicht, unterhält mich mit Seeabenteuern und schaut so gleichgültig in die vor uns tobende Brandung, wie ein Waschweib in ihre Bütte voll schäumenden Seifenwassers; er hat mit dem Leben abgeschlossen. Mir geht es nicht besser. Nachdem ich noch eine Nacht an Bord des Unglücksschiffes verlebt, beschloß ich am Morgen des 24. October das Wagniß zu unternehmen, in einem Boot die Barre zu passiren, und der englische Agent machte mit mir gemeinsame Sache. Unser Untergang mit dem „Argus“ schien gewiß, ein kleineres Fahrzeug gewährte uns wenigstens einige günstige Chancen. Der Sturm hatte in der Nacht etwas nachgelassen, und ein in See gestochenes Fischerboot bewies, daß die Schwierigkeiten der Barre zu überwinden seien; der Chinese kam auf

unsere Signale heran, wir verluden unser Gepäck, um nie wieder mit dem vermaledeiten „Argus“ in Berührung zu kommen, und verließen nach einem überaus kurzen Abschied für die lange Freundschaft den trunkfälligen Capitän und seinen Hungerdampfer. Wir kamen unter der geschickten Führung des Chinesen und seiner aufmerksamen Bootsmannschaft leichter durch den Wasserschwall der Brandung, als wir erwartet hatten, und erreichten nach einer fünfstündigen Flußfahrt unbeschädigt, wenn auch bis auf die neunte Haut durchnäßt, das heißersehnte Taku (Takoo). Mit der Barre im Rücken war unser Bootsherr, der das „Pidjen-Englisch“ leidlich sprach, redselig geworden und erzählte uns eine Menge Allotria über den englisch-französischen Krieg: „Bom-Bom-Pidjen,“ wie er ihn zu nennen beliebte, dessen Schauplatz wir uns näherten. Seiner triumphirenden Angabe nach sollten viele Hundert Engländer und Franzosen in dem Schlamm der Enceinte von Taku, welche die Chinesen obenein mit tausend spitzigen Pfählen gespickt hatten, um das Leben gekommen sein. In Wirklichkeit sprach das Terrain allen militärischen Operationen Hohn. Schon als wir in die Mündung des Peiho (weißer Fluß) hineinschwammen, war es unmöglich, Festland und Wasser zu unterscheiden. Ich glaubte, in jedem Moment werde das drohende Haupt eines der Saurier der Vorzeit aus dem antediluvianischen Brei auftauchen und nach unserem kümmerlichen Boote schnappen. Die Ebbe culminirte und der Fluß hauchte einen entsetzlichen Modergeruch aus. Zwischen dem rohen Elemente und den menschlichen Ansiedelungen zeigten sich nur geringe Unterschiede. Beide, Forts und Ansiedelungen, waren aus Schlamm zusammengebacken, die uns am schmutzigen Landungsplatz empfangenden Kulis mit einer Schlammkruste bedeckt, ebenso die vorüberwatenden, tief in den Boden sinkenden Maulesel. So weit das Auge reicht, entdeckt es nicht einmal die Wölbung eines Maulwurfshügels; in diesem Kothgemisch wächst viele Meilen weit kein Baum, und doch sind in dieses unsägliche Elend zwei Garnisonen des schönen Frankreich, des reichen England verbannt. Von dem links gelegenen Fort wehte das englische Banner, am rechten Ufer flatterte die französische Tricolore und zeigten sich die rothen Beinkleider der leichten Infanterie. Zum Verweilen an diesem abschreckenden Orte hatte ich keine Veranlassung; ich traf mithin sogleich Vorkehrungen, meine Reise nach Tientsin fortzusetzen. Die von ungefähr einer viertel Million

Einwohnern bevölkerte Stadt liegt oberhalb Taku, an der Mündung des Kaiserkanals in den Peiho, und es wäre am bequemsten gewesen, sich eines Bootes zu bedienen, allein ich hätte auf diese Weise außerordentlich viel Zeit verloren. Ich entschied mich daher für das gewöhnliche Beförderungs- und Frachttransportmittel der chinesischen Reisenden und miethete einen Hauderer. Man würde einen schweren Irrthum begehen, traute man dem Fuhrwerk dieser Leute auch nur den geringsten Comfort zu. Es entspricht durchaus dem verkommenen Zustande der Landstraßen, welche von Regierung und Bevölkerung ebenso vernachlässigt werden, wie beide die Wasserstraßen bevorzugen. So werden die zahlreichen Kanäle, deren Tiefe durchschnittlich zehn Fuß beträgt, sorgfältig überwacht und im Stande erhalten. Ihre Breite wechselt dagegen von zwanzig bis hundert Fuß, der Kaiserkanal soll sogar an einzelnen Stellen über tausend Fuß breit und hier mit Fischerdörfern bedeckt sein. Zwischen den Häuschen bauen die Einwohner auf schwimmenden Bambusschichten Blumen, Reis und Gemüse. Um den Absatz der Producte zu erleichtern, verändern sie häufig den Ort. Nach Verabredung hißt das ganze Dorf die Mattensegel auf und fährt einige Meilen stromauf oder stromab.

Der Handel mit dem Hauderer war abgeschlossen und um 1 Uhr Mittags stand sein zweiräderiger Karren vor der Thür der Kneipe, in der ich abgestiegen war. Unter das eigentliche Verdeck wurden meine Gepäckstücke geschoben, ich selber mußte neben dem Kutscher vorn auf der Gabeldeichsel kauern, doch verlor diese Fahrmethode viel von ihren Schrecken, da wir bei den grundlosen Wegen oft genug absteigen und die hintereinander angeschirrten Pferde peitschen, oder durch Drehen der in dem Koth versinkenden Räder ihnen helfen mußten. Erst drittehalb Stunden nach Mitternacht hatten wir die nur zehn englische Meilen betragende Strecke nach Tientsin zurückgelegt. Mit Ausnahme einer Stunde, die wir in der sogenannten Halbwegskneipe zubrachten, um die Pferde zu füttern, und ein Tschau-Tschau, bestehend aus Fischen, Eiern und mit Oel angemachten Fladen, einzunehmen, wurde die Fahrt ohne Unterbrechung fortgesetzt. Mein ohnehin geringer Appetit wurde weder durch das Local, noch durch seine Gäste verbessert. In einer pechschwarz geräucherten, nach heißem Syrup stinkenden Höhle lagen auf schmierigen Pritschen, lachend und lallend, dreizehn Opiumraucher und luden mich durch Geberden ein, an ihrem narkotischen

Vergnügen theilzunehmen. Ich spülte meinen Ekel mit einem Rest Portwein in meiner Feldflasche hinab und überließ dem Kutscher den größeren Theil der Mahlzeit. Mir ward erst wieder wohl, als wir eine Viertelstunde gefahren waren. Im Laufe des Tages kamen wir an drei ziemlich ansehnlichen Städten vorüber, die durch Kanäle mit einander verbunden waren; die flache Landschaft an sich glich einem ungeheuren Complexus von Kirchhöfen. Ueberall standen zerfallene Särge, gähnten offene Gräber und erhoben sich kleine Denkmäler. Diese pflegen um die Ruhestätte jedes Ahnherrn eines Geschlechts gruppirt zu werden und der Form von Butter- oder Käseglocken zu gleichen. Der Größe nach richten sie sich nach dem Lebensalter jedes Verstorbenen; es giebt Kindergräber, die mit großen Maulwurfshaufen verwechselt werden könnten.

Im tiefen Dunkel der Nacht war es bei meiner Ankunft in der weitläufigen Stadt nicht leicht, das mir anempfohlene Quartier bei einem Landsmann, Herrn Stammann, aufzufinden. Das Reiseglück ließ mich jedoch nicht im Stich; nach wüstem Umherrirren in den kauderwälschen Straßen und vergeblichen Fragen an die theils noch nicht zu Bett gegangenen, theils schon wieder aufgestandenen Tientsiner traf ich zufällig einen alten Chinesen, dem der Name des Landsmannes nicht fremd war. Ein Dollar löste seine Zunge und beflügelte seine Schritte; die Wohnung lag in der Nachbarschaft; Herr Stammann empfing mich, entzückt über die Laute der geliebten Muttersprache, mit offenen Armen und trug ein Dejeuner auf, wie es sich in der Eile improvisiren ließ; Sardinen und Sherry! Meine Uhr zeigte auf vier, als ich mich, wie gerädert von der Karrenfahrt, auf dem Sopha ausstreckte und in dem Asyl des Schlummers allen Mühseligkeiten dieses Lebens entwich.

Der Heidenlärm auf den Straßen gönnte mir nur zwei Stunden Ruhe; wäre es nach meines Herzens Wunsch gegangen, ich hätte mich vor vier oder sechs Wochen nicht von dem Sopha erhoben. Außer der vierzehnstündigen Karrenfahrt hatte ich noch die Vergnügungs- und Hungertour auf dem „Argus“ zu verwinden. Schon um 7 Uhr Morgens unternahm ich meinen üblichen Rundgang durch die Stadt. Tientsin ist ein uralter Ort und von einer vielleicht gar vor Erfindung der Schußwaffen erbauten Mauer umgeben, denn die Schießscharten sind offenbar viel später durchgebrochen. Wie alle großen chinesischen Orte ist Tientsin reich mit

phantastischen Triumphbögen und Tempeln versehen; mitten in der Stadt befindet sich ein Teich und daneben eine Pagode, in welcher durch Gruppen von Thonfiguren den Gläubigen die Strafen nach dem Tode vergegenwärtigt und sie dadurch zu einem tugendhaften Wandel ermuntert werden. Schon früher habe ich dieser moralischen Anregungsmittel gedacht, aber alles Bisherige reichte nicht an die Schrecken des Jenseits der Sündenböcke von Tientsin. Gleich das erste Exemplar war bis an das Kinn in die Erde vergraben, und der Zopf wurde ihm eben abgeschnitten. Dann brach ihm der strafende Dämon die Backzähne aus und schlug sie ihm mit einem Feldsteine in den Schädel! Eine Missethäter saß auf der Schneide eines Schlachtschwertes, und unter die Nägel seiner Finger und Zehen waren brennende Kiensplitter gesteckt. Den zahlreich versammelten Neugierigen schien dieses scheußliche Museum weniger Schrecken einzuflößen, als Vergnügen zu bereiten; die Pagode sah wie ein beliebter Rendezvousplatz alles Gesindels der Stadt aus. In den Winkeln wurden Liebeshändel angeknüpft, Schachergeschäfte getrieben und Diebspläne verabredet, die Gesellschaft war alles Andere, nur nicht eine Versammlung der Bußfertigen.

Die Regierung und die Landeskirche begnügen sich indessen nicht allein mit der Schilderung der Strafen des Jenseits; ihre hohen Beamten, wo sie sich öffentlich zeigen, suchen unzuverlässige Unterthanen auch schon diesseits durch ein martialisches Auftreten ins Bockshorn zu jagen. In einem Palankin zog ein aufgeblasener Mandarin an mir vorüber, vor dem eine rothe Tafel mit goldenen Buchstaben getragen wurde, die muthmaßlich seine Titel und Machtbefugnisse näher angaben. Seinen bewaffneten Satelliten nach hielt ich ihn für einen, in criminalen Angelegenheiten höchst einflußreichen Mann. Einige Henker mit Ketten und Schwertern in den Händen folgten ihm, und Alles wich scheu vor dem Unholde in die Häuser zurück oder warf sich auf das Pflaster nieder und verbarg das Antlitz. Alle Straßen waren mit Blinden, Krüppeln, Aussätzigen und Bettlern angefüllt, die Hülflosesten wurden von kräftigeren Unglücksgefährten in Karren fortgeschafft. Wohl hundertmal wurde ich mit dem Rufe: „Alter Herr! haben Sie Erbarmen!“ um eine Gabe angegangen. An der Außenseite der Tempel und vieler Häuser liest man die Gedenksprüche des Confucius, am häufigsten den Satz: „Glaube, bete und zahle! so wird es dir gut gehen auf Erden!“

Meiner ursprünglichen Absicht nach wollte ich schon Mittags 12 Uhr nach Peking aufbrechen, allein mein Paß, um den ich mich früh Morgens bei dem englischen General-Consul bemüht, wurde mir erst um 2 Uhr überbracht. Die chinesische Copie war auf die Kehrseite des preußischen Ministerialpasses geschrieben, und der Polizeibeamte hatte mich darin auf Grund meines vorgelegten Briefes von Lord Russell, in dem ich Königl. preußischer Hofmaler genannt war, als Mandarin erster Klasse signalisirt. Die brennende Neugier, Peking kennen zu lernen, gönnte mir keinen Augenblick länger Ruhe; sobald ich den Paß in der Tasche hatte, bestieg ich den vor der Thür wartenden Karren und fuhr von dannen, erst durch die sich endlos weit ausdehnenden Vorstädte, dann durch sauber gehegte Ländereien, kleine Waldungen, über zahllose Brücken, durch Dörfer und unübersehbare Kirchhöfe, die Ruhestätte vieler Generationen; es war schon spät Abends, als der Fuhrmann vor einer schauerlichen Spelunke hielt und mir ankündigte, hier würden wir unser Nachtquartier aufschlagen. Ich widersprach nicht, denn nach der vorhergehenden schlaflosen Nacht, dem Treiben in Tientsin und der abermaligen Karrenfahrt brach ich fast zusammen. Der continuirliche Menschenstrom auf der Straße nach Peking hatte mich vollkommen schwindelig gemacht. Der Wirrwar der Ueber-völkerung drückt das Gemüth nieder, wie das Schweigen der Einöde. In der Spelunke gab es nichts als eine steinerne Pritsche mit zwei Heizlöchern, einen Tisch und zwei Stühle. Zwar mußte ich erst einen Tausendfuß verjagen, der die Nacht auf den warmen Steinen zubringen zu wollen schien und sich wüthend gegen meinen Stock aufbäumte, dann streckte ich mich auf den glatten Fliesen aus, schob ein Kissen unter den Kopf und genoß einige Bissen Fisch, der mir auf dem schmutzigen, an die Pritsche gerückten Tische servirt worden war. Als Abschreckungsmittel für das Ungeziefer brannte ich die ganze Nacht hindurch Licht und schlief vortrefflich, obschon ich wie auf dem Paradebette lag und die ganze Nacht hindurch von dem Publikum besichtigt wurde. Die Ankunft eines Fremden im Dorfe hatte sich schnell umhergesprochen, und die Neugierigen steckten die Finger durch die Papierscheiben des Fensters in meinem Parterrezimmer, um mich durch die Löcher, wie das Hauptthier einer Menagerie, zu betrachten. Ich ließ sie gewähren und legte mich, wenn sie mich störten, nur auf das andere Ohr; ich hätte weiter geschlafen und wäre jeder der Schaulustigen ein Raubmörder gewesen.

Bei guter Zeit erhob ich mich am 27. October von meinem Kachelpfühl, kämmte in der Eile aus meinem Haar einige Läuschen, von denen ich unentschieden lasse, ob sie von der Decke gefallen, oder Auswanderer aus der Garderobe meines Kutschers waren, frühstückte Eier und Thee, und tilgte die Rechnung. Ich habe dieses Document chinesischer Gastlichkeit zur Erinnerung aufbewahrt. Es beweist schlagend das sich unter allen Breitengraden gleich üppig entwickelnde Talent der Gastwirthe, die Bedürfnisse ihrer Gäste in Atome zu zerlegen und von jedem derselben eine Abgabe zu erheben. Elf honorarpflichtige Leistungen des Hotels sind in der mir vorliegenden Rechnung verzeichnet, und doch war mir nichts als das Nachtlager, ein Licht und etwas Nahrung gereicht worden. Die Summe betrug 1300 Cash, d. h. 1 Thlr. 22 Sgr. preußischen Geldes. Wahrscheinlich hatte der Oberkellner auch den Verzehr des Kutschers, der nach unserem Uebereinkommen für sich selber zu sorgen hatte, nach dem Vorbilde der Schweizer Wirthe, wenn der Fremde ihnen von einem Führer oder Pferdeknecht zugewiesen wird, auf die Rechnung geschrieben. Die Schriftzüge derselben verstand ich zwar so wenig wie die Abschiedsrede des Oberkellners, doch entging mir nicht seine Aufforderung, unserer jungen Bekanntschaft durch Verabreichung eines Trinkgeldes längere Dauer zu verschaffen. Einige schmutzige Cash stellten ihn zufrieden; der Zuspruch aus dem Inlande hatte ihn noch nicht verwöhnt.

Bald kamen wir an umfangreichen Stapelplätzen von Balken und Salz vorüber; letzteres lag an den Ufern des Peiho in gleich riesigen Haufen, wie der polnische Weizen an der Weichsel. Häufig bezahlten die Chinesen dem Staate ihre Abgaben nicht in baarem Gelde, sondern in Naturalien, und die Holzstöße, an denen wir vorüberfuhren, waren der Betrag der letzten Steuerrate des Districts. So berichtet wenigstens mein Kutscher in seinem besten „Pidjen-Englisch“; wir verständigten uns ganz leidlich, denn meine Fortschritte in diesem Lotterdialekt kann ich ohne Ueberhebung schon bemerkenswerth nennen. Der gute Rossebändiger ist nicht ohne Humor. Unbekannt mit den Transportmitteln des Landes hatte ich, um so rascher vorwärts zu kommen, vor der Abfahrt mir ausbedungen, daß mehrmals täglich die Pferde gewechselt werden müßten. Als ich ihn heute an sein Versprechen erinnerte, leistete er mir sogleich Gehorsam, d. h. er traf einen Tausch zwischen den beiden, hinter einander angespannten Gäulen des Karrens und

wiederholte denselben nach anderthalb Stunden mit dem ernsthaftesten Gesichte von der Welt. Was sollte ich in diesem Lande thun, wo der Postdienst noch in den Kinderschuhen steht? ich schwieg, ich lachte; dabei hatte es denn sein Bewenden. Als guter Wirth vermeidet der Kutscher unterwegs alle unnöthigen Ausgaben. Auf den Stationen, wo die Pferde gefüttert und getränkt werden, betheiligt er sich an ihren Rationen von Grünzeug und frißt Kräuter und Gras mit einem wahren Heißhunger, daß ich glauben muß, er sei an der Raufe großgezogen. Wie glücklich wäre ich bei einer ähnlichen Bedürfnißlosigkeit, denn die ländliche Verpflegung ist unbeschreiblich schlecht. Außer Eiern und Thee, höchstens einigen Fetzen faulen Fisches, wird in den Ausspannungen nichts vorräthig gehalten. Zwar suche ich den Wirthen meine Wünsche begreiflich zu machen; wenn ich Schinken haben will, so zeichne oder male ich auch wohl erst ein Schwein und dann die Keule desselben auf ein Blättchen Papier; das handgreifliche Verfahren hat jedoch gemeinhin keinen Erfolg. Die Leute selber sind blutarm und fristen ihr Leben mit den dürftigsten Nahrungsmitteln; bessere Reisende führen eigenen Proviant mit sich.

Ueber die Hammelnieren, die ich Abends 9 Uhr im heutigen Nachtquartier erhielt, will ich keine gründlichere Untersuchung anstellen; auch ein anderes, vielleicht selbst fleischfressendes Thier kann die pikante Assiette zu meinem Souper beigesteuert haben. Die Fahrt selber war unterhaltend gewesen. Die Vegetation der Landschaft erinnerte an den Pflanzenreichthum der italienischen Seen. Aus Ricinus- und Theegesträuchen blickte der Oleander und Orangenbaum hervor. Kleine Seen belebten die üppig grüne Gegend und mehrere, annähernd im indischen Style erbaute thurmartige Minarets gewährten anmuthige Abwechselung. Vor einem Landhause fand unter freiem Himmel eine Theater-Vorstellung statt. Der reiche Grundherr mochte ein Familienfest feiern und auch seinen Hörigen ein Vergnügen bereiten wollen. Ich ließ mitten unter dem armseligen Volke halten und schaute ein Viertelstündchen hindurch dem „Sing Song“ zu. Der Dichter und mit ihm die Acteure schmeichelten dem chinesischen Nationalstolz. Ein betrunkener, rothborstiger Engländer liebt eine eingeborene Schöne, wird aber von einem jungen Mandarinen ausgestochen. Einmal abgewiesen, verfällt der unglückliche Seladon gleich der Volksjustiz, kahlköpfiges Volk läuft zusammen und prügelt ihn nicht nur zu

Tode, sondern sogar in einzelne Stücke, die in einem Korbe davon getragen werden. Dem lebendigen Original war im Handgemenge natürlich längst eine ausgestopfte Puppe untergeschoben worden, und doch fuhr ich vor Schreck zusammen, als ein furchtbarer Kantschuhieb den rechten Arm des Gentleman plötzlich vom Rumpfe trennte.

Das Nachtquartier war, wenn möglich, noch scheußlicher als alle vorhergehenden. Auf dem steinernen Ofenbrett krochen so viele Tausendfüße, und aus den Spalten der Wände drang, wenn ich einen todt trat, eine solche Menge jüngeren Nachwuchses, daß ich die Nacht auf einem Stuhle zubrachte und dem giftigen Ungeziefer das Schlachtfeld überließ. Um 3 Uhr Morgens hieß ich den Kutscher anspannen und floh die stinkende Mördergrube. Die Nacht war furchtbar gewesen. Fortwährend hatte ich von dem „Argus" geträumt und mehrmals Schiffbruch gelitten. Bei dem Anstoß des Kieles auf den Fels fuhr ich regelmäßig von dem Stuhle in die Höhe, zuletzt fiel ich selbst zu Boden. Ich trennte mich von der Kneipe nach abermaliger Niedermetzelung mehrerer Tausendfüße, die den Thee mit mir theilen wollten.

Die kühle Morgenluft erfrischte wohlthuend meine angegriffenen Kopfnerven. Der Mond stand noch hoch am Himmel und verklärte mit seinem magischen Schimmer eine kleine uralte Stadt, die wir ohne anzuhalten durchkreuzten. Der Ort war bewohnt, aber so morsch, daß wir, an der Stadtmauer vorüberfahrend, den Fall der zerbröckelnden Steinchen hörten, als wäre sie ein sich zurückziehender Gletscher, der sich der auf ihm angesammelten Felsbrocken und Moränentrümmer entledigt. Meine einzige Leibesstärkung bestand um 8 Uhr in einem heißen Lappen, mit dem ich mir das Gesicht anfeuchten und dann trocknen und abkühlen lassen sollte; als ich wieder auf die Deichsel des Karrens stieg, brachte mir der Wirth, der mir den Hunger ansehen mochte, zwei Eier, von denen das größere faul war. Trotzdem mußte ich zehnmal mehr dafür bezahlen, als jedem Chinesen abgefordert worden wäre. Der Kutscher nahm sich meiner an und machte dem habgierigen Wirthe Vorwürfe, zuletzt verständigten sich Beide indeß unter ironischem Gelächter, und der Wirth steckte dem Fuhrmann, wie er glaubte ohne daß ich es bemerkte, eins der von mir erbeuteten Geldstücke zu. Gegen Mittag, als wir uns Peking näherten, begegneten wir einer glänzenden Procession, deren Mitglieder, Er-

wachsene wie Kinder, große Fächer trugen. In Palankinen von rother Seide und blauem Sammet saßen Mandarinen obersten Ranges, und mein Kutscher machte diesen Honoratioren äußerst demüthig Platz; über die Tendenz der Procession wußte er keine Auskunft zu ertheilen. Ich fragte nicht weiter, wir mußten Peking bald erreicht haben, die Landschaft wurde welliger, blaue Berge erschienen im Hintergrunde, vor ihnen zeigen sich lange Streifen der wohlerhaltenen hohen Mauer, und mit jedem Schritte vorwärts wird das Menschengetümmel auf der Landstraße dichter.

XX.

Durch die Vorstadt Sandnest und die östliche Bequemlichkeit in die Stadt Peking. Palast Jang kung fu. Sir Frederic Bruce. Herr Bismarck. Die verbotene Stadt. Thisbe. Die Tempel des Himmels und der Erde. Eiserne Cash. Fliegende Spielhöllen. Praxis zu Pferde.

Die letzte Meile vor den Thoren, welche durch die Vorstadt „Sandnest" führt, wird unser Karren nur noch von dem Gedränge der Reiter und Fußwanderer fortgeschoben, endlich erreichen wir ein hohes gewaltiges Doppelthor und rollen oder wälzen uns vielmehr auf dem unbeschreiblich schlechten Pflaster in die uralte Hauptstadt des himmlischen Reiches. Das gastliche Thor heißt „Oestliche Bequemlichkeit", und ich führe gleich zur Charakteristik der chinesischen Terminologie die Namen einiger Hauptthore an. So giebt es eine „Niederlassung des Friedens", eine „Bekanntmachung gerechter Grundsätze", eine „Ewige Niederlassung", eine „Siegreiche Tugend", eine „Westliche Bequemlichkeit" und ein „Räuberbesänftigungs-Thor." Wenn die Masse der Menschen und Thiere noch fester zusammengekeilt werden konnte, so war dies jetzt der Fall. Aus dem wahnsinnigen Getümmel tauchten lange Reihen von schwerbeladenen Dromedaren auf, und ich war froh, als der

Kutscher in eine Seitenstraße bog und ich nicht mehr in Gefahr schwebte, bei einem Fall von der Gabeldeichsel todtgetreten zu werden. Schon jetzt war mir die Pracht der breiten Hauptstraßen aufgefallen; viele Häuser glichen kunstvoll geschnitzten Möbeln und waren von der Schwelle bis zum Dachfirst schwer vergoldet. Wir brauchten noch eine volle Stunde, ehe der Karren vor dem englischen Gesandtschaftshotel hielt.

Auf Grund des mehrfach erwähnten offenen Briefes von Lord Russel empfing mich der Gesandte, Sir Frederic Bruce, ein Bruder des seitdem verstorbenen Vicekönigs von Indien, Lord Elgin, mit großer Zuvorkommenheit und erklärte mir, er zähle mich während meines Aufenthaltes in Peking zu seinen Haus- und Tischgenossen. Sogleich bemächtigte sich meiner der ehrfurchtsvoll lauschende Haushofmeister, denn hier wird auf hocharistokratisch-nationale Weise Hof gehalten, und führte mich in das mir eingeräumte kleine Gebäude, links hinter den drei Häusern, welche Sir Frederic bewohnt. Ich muß vorausschicken, daß das englische Gesandtschaftshotel, der Palast Jang kung fu, früher von einem kaiserlichen Prinzen bewohnt wurde und seiner ganzen Bauart nach dem, Europäern unzugänglichen Palaste des jetzigen Kaisers von China entspricht. Der sogenannte Palast bildet ein von einer hohen Mauer umgebenes Oblong, das mit einer Menge kleinerer oder größerer, mehr oder minder reich ausgestatteter Baulichkeiten angefüllt ist. Innerhalb der Mauer befinden sich neben der Pforte links die Stallungen, rechts die Wache und der Portier. Durch den unvermeidlichen Triumphbogen gelangt man in die drei hintereinander stehenden und durch Pfeilergänge verbundenen Wohnhäuser des Gesandten. Diese sind mit Ausnahme der nach dem Eingange gelegenen Vorderseite von zahlreichen einstöckigen Gebäuden umgeben, in denen die Gäste und Secretäre, die Diener, Kutscher und Köche des Gesandten wohnen. Jang kung fu ist, genauer betrachtet, mehr ein kleines Stadtviertel als ein Palast, eine Citadelle, die sich unter Umständen, wenn auch nicht gegen schweres Geschütz, sehr wohl vertheidigen läßt. Die von Sir Frederic bewohnten Räume sind das Reichste und Eleganteste, was ich von chinesischer Architektur und Ornamentik gesehen habe. Alle Wände und Decken bestehen aus dem feinsten Schnitzwerk und sind theils reich vergoldet, theils mit herrlich glühenden Farben bemalt oder lackirt. Von feinstem Geschmack sind die Glas- oder Papierfenster,

von vollendeter Arbeit und Sauberkeit die Matten des Fußbodens. In diese Galagemächer denke man sich die ersten Mandarinen des Reiches in ihren von Gold starrenden Seidengewändern, wenn sie dem Gesandten officielle Besuche abstatten, und man wird sich mein Staunen auszumalen vermögen.

Der Haushofmeister führte mich in das nur wenige Schritte hinter dem dritten Hauptgebäude liegende „Gasthäuschen" und stellte mir zu gleicher Zeit einen aus Tientsin gebürtigen, nach Möglichkeit englisirten chinesischen Diener zur Verfügung. Wer beschreibt mein Entzücken, als ich an den mit dem comfortabelsten Geschirr und dem feinsten Leinenzeug bedeckten Waschtisch trat und mich der Schmutzerei, der verbogenen Blechschüssel des „Argus" erinnerte, der monumentalen Unflätherei in der Halbwegskneipe und dem letzten Nachtquartiere! Ich schickte meinen dienstfertigen Zöpfling aus dem Gemach und stürzte mich lechzend in die riesige, blau geblümte Waschschale; ein Baden war's, kein Waschen mehr zu nennen. Außer einem Vorzimmer stehen mir zwei reizende, europäisch bequem ausgestattete Gemächer zu Gebote. Nach einer flüchtigen Umschau in der Nachbarschaft und Vollendung der vorschriftsmäßigen Toilette schlug die Stunde des Diners. Sir Frederic war der liebenswürdigste Wirth, jeder Zoll ein Gentleman. Hochgebildet, voll Geist und Humor, hat er große Reisen gemacht und sich jenen weltmännischen Ton angeeignet, den keine Vornehmheit, kein Reichthum allein dem Menschen anbilden. Der Gesandte fragte mich nach meinen letzten Reiseabenteuern, und ich hatte keine Ursache, mit meinen Erlebnissen auf dem „Argus" hinter dem Berge zu halten. Sir Frederic war außer sich, manche Einzelheiten mußte ich ihm zwei- bis dreimal wiederholen, und nicht selten wandte er sich an seinen hinter ihm stehenden chinesischen Sprachmeister und übersetzte ihm meine überstandenen Leiden in die Landessprache. Er rieth mir, als unumgänglich nothwendig zum Schutz für andere Reisende und Abstrafung der Gaunergilde, den Rheder des „Argus" zu verklagen; nur so könne ferneren gleichartigen Greueln vorgebeugt werden. Eines Schadenersatzes von t a u s e n d Dollars könne ich gewiß sein, auf eine energische Verwendung der Gesandtschaft dürfe ich mit Bestimmtheit rechnen. Es wurde mir schwer, dem erzürnten Diplomaten auseinanderzusetzen, daß meine karg gemessene Zeit mir verbiete, das Ende des voraussichtlich langen Gerichtsverfahrens abzuwarten, ich herzlich gern auf jede

Geldentschädigung verzichte und vollkommen zufrieden sei, ihn von den erlittenen Mißhandlungen in Kenntniß gesetzt und so zum Besten meiner Nachfolger beigetragen zu haben. Das stolze Rechtsgefühl des vornehmen Mannes war nicht zu überreden, ich erzürnte ihn fast durch meine Weigerung, die Schelme zu verklagen, zuletzt ließ er sich sogar zu der Aeußerung hinreißen: Rheder und Capitän verdienten, an den Raaen ihres eigenen Schiffes aufgehängt zu werden. Sir Frederic ließ sich erst zur Nachgiebigkeit bewegen, als ich ihn an seine selbsterlebten Seeabenteuer erinnerte. Vor einigen Jahren hatte er, damals noch Attaché, an der afrikanischen und brasilianischen Küste zweimal Schiffbruch gelitten. Endlich gelang es mir im Rauchsalon, die Laune des Gesandten bei einer Partie Billard und einer Pfeife Latakia vollkommen wieder herzustellen; ich kann mir nachrühmen, auf dem Haupte des versoffenen Argus-Capitäns feurige Kohlen gesammelt zu haben.

Mein Bett verdient eine besondere Lobrede; nach den Nachtlagern auf der Argus-Matratze und den von fröstelndem Ungeziefer wimmelnden Kachelofenpritschen verstehe ich erst jetzt den Tiefsinn der alttestamentarischen Redensart von einer „Ruhe in Abraham's Schoß." Ohne meinen chinesischen Sancho hätte ich den ganzen nächstfolgenden Tag verschlafen. Er weckte mich zur rechten Zeit, denn Sir Frederic hatte ihm aufgetragen, mich zu einer Tour durch die Stadt aufzufordern, er selber wolle mich für spätere Ausflüge orientiren. Nach dem Tiffin stiegen wir zu Pferde, und schon nach hundert Schritten sah ich ein, wie recht der Gesandte hatte, wenn er es für einen Träger europäischer Chaussüre und sauberer Inexpressibles unmöglich erklärte, in den Straßen von Peking fortzukommen. Das Pflaster besteht zwar aus mehreren Fuß dicken, langen und breiten Steinblöcken, doch sind durch den Verkehr von Jahrhunderten so tiefe Geleise hineingefahren und die Steine selber so oft geborsten, daß der Fußgänger bei der mangelhaften Straßenreinigung an feuchten Stellen durch tiefe Schmutzschichten und Spalten zu waten gezwungen ist, während er in trockenen Regionen von dem steinkohlenähnlichen Staube fast erstickt wird. Mit dieser Vernachlässigung aller Wege contrastirt die namenlose Pracht der Häuserfronten; mir lachte das Herz im Leibe bei dem Anblick dieser phantastischen Wunderwerke. Die Erwachsenen liefen hinterdrein, die Kinder und Hunde flohen vor uns; zuweilen zogen wir die Zügel an und verweilten vor den

Unterhaltungen des gemeinen Volkes. In besonderes Erstaunen versetzte mich ein alter Eckensteher, um den sich ein zahlreiches Publikum versammelt hatte. Dieser steckte eine Schlange in den Mund und zog ihren Kopf durch die Nase, so daß die Hälften des Thieres aus beiden Organen herabhingen und sich bewegten. Dann wechselte er, schob die Schlange in die Nase und zog ihren Kopf aus dem Munde hervor. Das jüngere China schien sich an dem Scherze nicht sattsehen zu können.

Auf deutschen Umgang werde ich in Peking verzichten müssen. Der einzige in der Kaiserstadt lebende, gegenwärtig in Tientsin befindliche Landsmann ist Herr Bismarck, ein junger Preuße, der sich schon seit mehreren Jahren für die chinesische Consulatscarrière vorbereitet und gründliche Kenntnisse in der Landessprache und ihrem Dialekte aneignet. Wie groß die Mannigfaltigkeit derselben und ihre Schwierigkeiten sind, erfahre ich aus dem Umgange mit meinem Diener; er stammt aus Tientsin, kann sich aber mit den Bewohnern von Peking nur sehr mangelhaft verständigen; ausgebreiteter ist seine Kenntniß der englischen Sprache, er versteht zweiundzwanzig Worte und kann dreizehn davon selber sprechen. Ich habe ihn der Merkwürdigkeit wegen ordentlich zu Protokoll vernommen und seinen Vocabelschatz gebucht. Wir befleißigen uns Beide in der Unterhaltung nothgedrungen möglichster Sparsamkeit.

Peking — die Chinesen sprechen den Namen „Peh-tsching" aus — hat einen Umfang von fünf geographischen Meilen, die Länge der Stadt beträgt deren anderthalb, die Breite eine Meile; die Zahl der Einwohner, bei dem Mangel aller statistischen Grundlagen eine schwere Abschätzung, wird auf drei Millionen angegeben. Die Stadt zerfällt in zwei Hälften, die tartarische und chinesische; in ersterer hat die kaiserliche Majestät ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Ihr, dem englischen Gesandtschaftshotel ähnliches, von hohen Mauern umgebenes Quartier heißt die „verbotene Stadt." Die geschweiften Dächer derselben, wie die aller gleichartigen Paläste, sind mit gelbglasirten Ziegeln gedeckt, die im Sonnenschein wie Gold glänzen; ihre Verzierungen bestehen an allen Ecken und Enden ausschließlich aus Drachengestalten. Der Plan der Stadt ist im Ganzen regelmäßig, alle Hauptstraßen erstrecken sich von Norden nach Süden oder von Osten nach Westen. Die Uebervölkerung macht alle Spaziergänge äußerst mühselig, aber eben so unterhaltend. Ich tummle mich rastlos unter diesem Potpourri

von Medicinverkäufern, Auctionatoren, Geschichtenerzählern, Wahrsagern, Bettlern, Feuerfressern, Spielbanquiers, Schlangenbändigern, Sängern und Aussätzigen umher. Ungemein achtsam muß der Flaneur auf die Lastträger, die Kulis, sein, welche ihre Bürde auf den Schultern an den Enden einer Bambusstange balanciren und den Warnungsruf: „Lo! Lo!“ mit dumpfem Magenton vorausschicken. Immer der dritte Mann trägt Dungstoffe aus der Stadt; dieses ökonomische Volk sammelt selbst Bartabfälle vom Rasiren, wie abgeschnittene Nägel, und verkauft sie an Gärtner. Zuweilen mache ich meine Ausflüge zu Pferde, hänge an interessanten Punkten die Zügel über den Arm und werfe rasch eine flüchtige Skizze auf das Papier. Bei dem ersten Versuch, mit dem Rücken gegen ein Haus gelehnt, eine Aquarelle anzufertigen, wurde ich von dem Getümmel überrannt; als berittener Landschafter erfreue ich mich besserer Erfolge. Einmal hatte ich mich etwas weiter als gewöhnlich verlocken lassen, ich wußte nicht aus noch ein, da der Himmel mit dichten Wolken bedeckt und es unmöglich war, die Himmelsgegenden zu erkennen. Zuerst zog ich meinen selbstverfertigten „kleinen Chinesen in der Westentasche“ hervor und sprach die Frage aus, nach welcher Richtung der Stadt das Gesandtschaftshotel läge? Dann zeigte ich den Umstehenden die Schriftzüge selber. Sie verstanden meine Aussprache eben so wenig wie die Signaturen; was thun? Ich nahm meinen kleinen Tuschkasten, zeichnete das Hotel und die große englische Flagge, dann colorirte ich sie grell mit den Nationalfarben und reichte das Blättchen umher, aber selbst jetzt verstand mich Niemand. Das Volk starrte mich an und stieß seltsam girrende Vogellaute aus; endlich gerieth ich auf einen gescheidten Gedanken. Ich beschloß, meiner Rosinante, einem ehemaligen Paraderosse Sir Frederic's, welches das Gnadenbrot genießt, die Auffindung des Rückwegs allein zu überlassen. Thisbe, eine arabische Fliegenschimmel-Stute, hat ihre schönsten Jugendjahre in Indien verlebt, sich später in Peking vervollkommnet, und ist mehr als „militärfromm“, d. h. „chinesenfromm“ geworden, das treue Thier steht oft zehn Minuten lang unbeweglich und läßt mich zeichnen. Jetzt steckte ich das Portefeuille in die Busentasche, streichelte und klopfte den seidenglänzenden Hals des edlen Thieres; Thisbe schien mich zu verstehen. Sie spitzte die Ohren, schnupperte, unbehindert von dem losen Trensezügel, in der Luft umher und setzte sich langsam in Bewegung. Von seinem Instinct

geleitet, hatte das kluge Roß den kürzesten Weg gewählt: eine halbe Stunde später stand Thisbe vor der Pforte des Gesandtschaftshotels und stieß ein leises Wiehern aus. Thisbe war durch Straßen geschritten, die mir bis dahin vollkommen unbekannt geblieben waren. Der Gesandte lobte das kluge Thier, als ich ihm Abends beim Thee mein Abenteuer erzählte und Thisbe's seltenen Ortssinn schilderte.

Der alte Fliegenschimmel weiß in Peking offenbar besser Bescheid, als der Droschkenkutscher, mein Diener und ein berittener Mongole, der hinterher reitet und meinen Einlaß in die Tempel des Himmels und der Erde befürworten soll, die ich am 31. October zu besuchen gedachte. Ehe meine Begleiter die richtige Fährte aufgefunden, hatten wir uns dreimal verirrt. Die Protection des mongolischen Cavalleristen war überdies nicht stichhaltig. Hätte ich mir nicht mit klingender Münze den Weg gebahnt, wir wären von der Schwelle zurückgewiesen worden. Dem Wortlaut des Gesetzes nach sind die Tempelwächter von furchtbaren Strafen bedroht, wenn sie Europäern den Einlaß gestatten, aber ein reichliches Trinkgeld überwindet in China selbst die Todesfurcht. Ebenso ist der Eintritt dem weiblichen Geschlechte verwehrt. Beide Tempel sind von einem melancholischen Cederhain umgeben und geräumiger und großartiger stylisirt als die meisten gottesdienstlichen Gebäude, die ich bis dahin kennen gelernt habe. Der Tempel des Himmels ist ein Unicum. Nur einmal im Jahre wird er vom Kaiser besucht, der darin sein Gebet verrichtet und sich schweigend entfernt. Niemand sonst darf in diesen Hallen seine Kniee vor der Gottheit beugen. Ungeachtet Sir Frederic mir gleich am ersten Tage dringend gerathen, nie Almosen zu ertheilen, weil ich sonst während meines ganzen Aufenthaltes in Peking das Bettlergesindel auf dem Halse behalten würde, hatte ich mich doch verleiten lassen, einem unglücklichen Aussätzigen ein Dutzend Cash zu reichen. Die Folge war, daß unser Gesandtschaftshotel am 1. November von einem zahlreichen Belagerungscorps umzingelt wurde und man mich fast in Stücke zerriß, als ich vor dem Thore erschien. Erst als die chinesischen Diener mit Bambusprügeln intervenirten, zertheilte sich der Janhagel. Ich muß mich auf einen Ausflug zu Pferde beschränken und richte ihn nach der Tartarenstadt, von deren hoher Mauer aus man eine vortreffliche Aussicht auf die malerisch erhabenen Gebirgsrücken der mongolischen Tartarei genießt. Bei-

läufig habe ich noch zu bemerken, daß sich in dem der Agricultur geweihten Tempel der Erde ein großer Opferplatz befindet, auf dem an gewissen Tagen des Jahres lebende Ochsen verbrannt werden. Das Klima Pekings soll im Sommer drückend heiß, im Winter aber fast eben so kalt sein; die jetzige Jahreszeit ist für europäische Touristen die angenehmste.

Der Mandarinenstand ist natürlich in der ersten Stadt des Reiches sehr zahlreich vertreten. Dem Geiste der Verfassung gemäß genießen die Civilmandarinen ungleich mehr Ansehen als die Militärmandarinen. Dem Palankin eines höheren Civilmandarinen voraus marschiren nicht allein mit Stäben bewehrte Diener, um ihrem Gebieter Platz zu schaffen, sondern auch stimmbegabte Lobredner, die unter häufigen Schlägen auf Gongs und Trommeln die Titel und Tugenden ihres Herrn ausrufen, während von anderen Dienern Ehrensonnenschirme nebenher getragen und sauber gemalte, vergoldete Tafeln präsentirt werden, auf denen Name und Würden zu lesen sind. Die höchsten Auszeichnungen scheinen in der Pfauenfeder und einem rothen Korallenknopf auf der Spitze des Hutes zu bestehen. Mir, als Fremden, werden gleichfalls, wenn auch nur von dem armen Gesindel, Auszeichnungen gespendet. Sobald ich mich blicken lasse, bildet sich ein Häuflein und begrüßt mich mit dem Rufe: Ta la je, d. h. „großer, alter Herr!“

Schon oft hatte ich mich über eine Menge brüchiger und verrosteter Cash-Stücke gewundert, die in vielen Straßen auf dem Pflaster lagen, ohne von der Bevölkerung, selbst nicht von den Bettlern und Aussätzigen, eines Blickes gewürdigt zu werden. Zuweilen, wenn ich eines dieser Geldstücke aufhob und näher betrachtete, stimmten die vorübergehenden Chinesen ein Hohngelächter an, ja ein kleiner Junge riß mir einst die Scheidemünze aus der Hand und warf sie verächtlich zu Boden. Im Gesandtschaftshotel erfuhr ich, daß der hochselige Kaiser, welcher fabelhafte Summen in Bauten verschwendet, endlich gezwungen worden sei, um nur Geld zu schaffen, aus Sumpfeisen diese elende Sorte von Cashs zu prägen. Der witzige Autokrat hatte sich verrechnet, das Volk selber setzte die nichtsnutzige Münze außer Cours und streute sie auf dem Pflaster aus! Im letzten Jahre soll man in den Küstenstädten angefangen haben, die Cashs zu sammeln und nach Japan zu verschiffen, wo man sie in den Eisengießereien verwendet.

Als gebildete Großstädter sind die Einwohner leidenschaftliche Theaterfreunde. Mehrere Kunstinstitute dieser Art lagen gleich hart neben einander, ein ihnen vis-à-vis errichtetes Gebäude von ähnlichem Baustyl war jedoch kein Theater, sondern — ein Tempel. Die Vorstellungen beginnen früh Morgens und schließen erst lange nach Mitternacht. Wie wir auf einem Ausgange in eine Conditorei treten und je nach der Tageszeit eine Tasse Chocolade oder Kaffee trinken und die Zeitungen durchfliegen, tritt der Chinese auf seinem Spaziergange in das nächste Theater, sieht ein Stück und setzt seine Wanderung fort. Ich folge dem Beispiele der Herren und entrinne dadurch der Langenweile und zudringlichen Kerbthieren. In einem dieser „Sing Songs" (Tempel des Vergnügens) scheint das elegante Conversationsstück gepflegt zu werden. Ich sah dort ein Stück, in dem der Hauptheld, ein gespreizter alter Mandarin, von einem Dutzend seiner eifersüchtigen, verdorrten Frauen durch Eifersüchteleien gequält wird. Weit entfernt, unglücklich zu sein, fühlt sich der unverbesserliche Geck dadurch geschmeichelt und will sich im höchsten Discant über die grimmen Furien todt lachen. Schließlich treiben sie es jedoch gar zu arg, er faßt einen raschen Entschluß und vertauscht die sechs Gerippe gegen ein kugelrundes, mehrere Centner schweres Frauenzimmerchen. Von Nebenfiguren wären zu nennen ein Unbekannter, der später als „Schuft" entlarvt wird, zwei Selbstmörder, ein Stummer, ein übermüthiger Tuchfabrikant, mehrere scrophulöse Schelme, eine stocktaube Alte, der stereotype Hanswurst und ein auf Rattenfang dressirter Hund. Wie in allen großen Städten waren die Costüme kostbar und geschmackvoll, die Musik unerträglich, die Mimik affenartig; das chinesische Theater ist das Letzte, was mir Sehnsucht nach China einflößen könnte. Zum ersten Mal sah ich in dieser Vorstellung auch chinesische Damen als Zuschauerinnen. Sie saßen in abgesondert gebauten, nur leicht vergitterten oder offenen Logen, doch schien es von dem Herrenpublikum übel vermerkt zu werden, wenn ich mich meines doppelläufigen Opernguckers bediente und die schiefäugigen Grazien musterte. Ein Elegant in meiner Nachbarschaft flüsterte etwas von „Fanquei" und „rostborstigen Gläsern".

Zuweilen begleitet mich Sir Frederic's Sprachmeister, ein gut unterrichteter Chinese, auf meinen Wanderungen durch die Straßen und übersetzt mir einzelne Inschriften auf Ladenschildern.

„Durch Schaden gewitzigt, borg' ich von heut an nicht mehr!"

„Bei vielem Reden und geringem Verkauf (Einkauf) macht man schlechte Geschäfte."

„Vielleicht morgen werde ich borgen!"

fand sich auf vielen Schildern in mannigfachen Varianten. Wie bei uns „der billige Mann", empfahl sich ein Schirmfabrikant: „Zum billigen Atchau" (ein Name), oder „Zur billigen Rechnung." Wie unter den Menschen hart neben prahlerischem Uebermuth das tiefgebeugte Elend, sieht man in Peking auch unter den Läden die reichsten Magazine dicht neben den ärmsten, schmutzigsten Höhlen bettelhaften Gesindels.

In den Straßen Pekings entdeckte ich die ersten fliegenden Spielhöllen auf meiner Reise. Das Hazardspiel ist, wie ich schon mehrmals angedeutet, ein Nationallaster der Chinesen, dem man überall begegnet, wo sich eine Genossenschaft dieses merkwürdigen Volkes gebildet hat; aber nirgends wird diesem Laster leidenschaftlicher gefröhnt, als in der Kaiserstadt. Aller Orten sind kleine Spielbanken aufgeschlagen, an denen Individuen jedes Lebensalters in sich versunken sitzen und auf die Geldhaufen des Banquiers starren. Hat der gemeine Chinese seinen letzten Cash verloren, so spielt er um Melonenkerne; sind auch diese verspielt, so soll er einen Finger oder die große Zehe als Einsatz anbieten. Daß ein unglücklicher Spieler, der eine kleine Summe parirt, aber nicht zahlen konnte, um den Gewinner zu befriedigen, sich ein Loch mit ölgetränkter Baumwolle in den Oberarm brennen mußte, habe ich selber gesehen. Die weite Ausdehnung der Stadt zwingt die Doctoren der Medicin, ihrer Praxis zu Pferde obzuliegen. Ich bin dergleichen Reitern, deren gelehrten Stand ich sogleich an den ungeheuer großen Brillen aus bloßem Fensterglase erkannte, täglich begegnet. Ihre Reitknechte, wenn sie vor den Thüren der Patienten die Pferde halten, machen sich gewöhnlich eine kleine Nebeneinnahme. Sie lassen, wo Raum und Verkehr es gestatten, die vorüberlaufenden Schuljungen für ein paar Cash aufsitzen und einigemal hin- und herreiten, ja nicht selten machen sich sogar erwachsene Chinesen dieses kindliche Vergnügen. Möglich, daß sie dazu durch den Aberglauben bewogen werden, durch eine Berührung mit des Doctors Klepper vor Krankheit bewahrt zu bleiben. Man darf sich unter diesem verzauberten Volksstamm auf allen erdenklichen Unsinn gefaßt machen.

XXI.

Die gepanzerte Kehrseite. Himmels-, Drachen- und Tigergarde. Ein neunjähriger Kaiser. Prinz Kung. Der Adel im himmlischen Reiche. Der Staatsanzeiger von Peking. Der Sprachmeister, mein Mentor. Dejeuner in der Pagode. Eine schwarz-roth-goldene Leiche. Diebe mit falschen Zöpfen. Schlauberger. Die Koch- und Speisestraße.

Einmal in Peking, wollte ich, ermuthigt durch mehrmaliges Gelingen meiner Versuche, zu seltenen Sehenswürdigkeiten vorzudringen, nun auch das Wagniß unternehmen, der „verbotenen Stadt", d. h. der kaiserlichen Residenz, eine Visite abzustatten. Gleich dem strebsamen Rodrigo in Shakespeare's Othello that ich Geld in meinen Beutel, befahl dem Diener und dem mir attachirten Mongolen mich zu begleiten und bestieg mein Leibroß Thisbe. Ich wußte, daß Se. kaiserliche Majestät von China hinter einer Separatmauer wohne, und hoffte außer dem Haupteingange noch ein Nebenpförtchen aufzufinden, dessen Wächter weniger für gute Worte, als für Geld sich bewegen lassen würde, mir den Eintritt und die Besichtigung, wenn auch nur eines Theiles der kaiserlichen Schloßanlagen und Appartements zu gestatten. Der um seine Sicherheit besorgte Selbstherrscher hatte sich indessen vorgesehen. Seiteneingänge waren nicht vorhanden, die hohe Enceinte des Inbegriffs der kaiserlichen Wohnungen bildete ein geschlossenes Ganze; wollte ich hinein, so mußte der Angriff auf den Haupteingang unternommen werden. Thisbe gehorsamte mir denn auch und schritt leichten Trittes mit arabischer Eleganz auf das Thor zu, aber meine beiden Begleiter fielen mir in den Zügel. Nach ihren angstvollen Zügen stand ich im Begriff, sie in ein Majestätsverbrechen zu verwickeln. Durch Winke gab ich ihnen zu verstehen, daß sie sich entfernen sollten, und ritt unbekümmert weiter; was ich von Mannschaften im Innern des ersten Hofes bemerkte, flößte mir keine Besorgniß ein. Ich vertraute als friedfertiger Mensch auf das Amulet einer gefüllten Börse. Mein Aussehen muß jedoch den chinesischen Krongardisten nicht Zutrauen erweckend erschienen sein, denn statt, wie es die Zuaven in den Tuilerien

zu thun pflegen, dem Eindringling entgegenzutreten und ihn mit einem höflichen: „on ne passe pas!“ abzuweisen, rannten sie, ohne ein Wort zu verlieren, spornstreichs an die Thürflügel und schlugen sie mir krachend vor der Nase zu. Nur so viel Zeit hatte ich noch, um zu bemerken, daß jene Wachtmannschaften, die der Defensive so beflissen waren, Panzer trugen. Eigenthümlicher Weise diente keine dieser glänzenden Metallplatten zum Schutz der Brust oder des Rückens; jeder chinesische Kürassier trug seinen Harnisch vielmehr auf einem Theile, der im ritterlichen Handgemenge Verletzungen von Hieb- und Stichwaffen am wenigsten ausgesetzt ist, und weniger in der Kriegswissenschaft, als im Rechtswesen und seiner Praxis in Betracht kommt. An der Pforte abgewiesen, wandte ich Thisbe und ritt langsam davon, in Speculationen versunken, auf welche Weise jene Tapferen wohl vorkommenden Falles zum Angriff schreiten und sich gleichzeitig des gedachten Panzers als Schutzmittel bedienen mochten. Es blieb unmöglich, das Räthsel zu lösen.

Nach eingezogenen Erkundigungen und eigenen Beobachtungen gelang mir so viel zu ermitteln, daß die kaiserlichen Leibwächter in drei Abtheilungen zerfallen, die Himmels-, Drachen- und Tiger-Garde. Letztere wird am meisten gefürchtet und pflegt angeblich die Schlachten zu entscheiden. Ihre Kämpfer sind mit großen sichelartigen Schwertern bewaffnet und dahin einexercirt, zwischen die Pferde der feindlichen Cavallerie zu schleichen oder zu kriechen, und Reitern oder Thieren „die Beine abzuschneiden“. Bei seinen Schießübungen legt der chinesische Infanterist den Kolben der Luntenflinte nicht an die Backe und zielt: er schießt, wie unsere Jungen mit Flitzbogen und Pfeil, „im Bogen“! Ein Pfropfen wird nicht auf die Ladung gesetzt, und da der Durchmesser der Kugel kleiner ist als der des Laufes, würde erstere hinausrollen, wollte der Schütz mit der Waffe nach europäischem Brauch hanthieren.

Die verbotene Stadt oder Residenz liegt im Mittelpunkte der Tartarenstadt und lehnt sich nur mit einer Breitseite ihres Gevierts an die chinesische Stadt. Bei dem Ableben des Kaisers findet eine Erbfolge im Sinne europäischer Dynasten nicht statt. Der Sterbende ernennt seinen Nachfolger aus den Angehörigen der kaiserlichen Familie. Zuweilen wird der Sohn zu Gunsten eines Neffen übergangen. Nicht Geburtsrechte sind bestimmend, sondern

natürliche Anlagen, Klugheit und Sittlichkeit. Der jetzige designirte Kaiser war bei meiner Anwesenheit in Peking ein Knabe von neun Jahren und stand unter Vormundschaft seines Onkels, des Prinzregenten Kung. Nach dem trefflichen Stich einer Photographie, den ich mitgebracht habe, ist der Gesichtsausdruck des Prinzen Kung nicht intelligent, aber gutmüthig und etwas trübselig; die Nation hat von ihm weder viel zu fürchten, noch viel zu hoffen. Dem chinesischen Kaiser werden von den Landes-Angehörigen vielleicht größere Ehren erwiesen, als irgend einem andern Staatsoberhaupte. Nach ihren religiösen Vorstellungen giebt es außer dem Himmel für die Seelen der gewöhnlichen Sterblichen noch einen kaiserlichen Extrahimmel. Dem entsprechend sind auch seine irdischen Titel von hochfahrender Art. Der Kaiser heißt „der Sohn des Himmels" und „die Blume der Vernunft". „Landesväter" sind bekanntlich alle Regenten, aber der Kaiser titulirt sich nicht nur „Vater", sondern auch „Mutter" des Reichs. Ein häufiges Epitheton lautet: „Dolmetscher der Verordnungen (Bestimmungen) des Himmels." In seinen Reden und Proclamationen, die nicht mit Schwärze, sondern mit Zinnober gedruckt werden, liebt er es, den Mund voll zu nehmen und mit aufgedunsenen Phrasen um sich zu werfen.

„Ich, der Minister des Himmels, stehe über der Menschheit und bin verantwortlich, die Welt und das Volk in Ordnung zu halten. Unfähig zu schlafen, in Ruhe zu essen oder zu trinken, beladen mit Kummer und Angst, mit Leid und Sorge, mache ich meinem Volk bekannt, daß von heute an ....." folgt irgend eine bedeutungslose Verordnung. Der kaiserliche Thron wird „Drachensitz" genannt und die gelbe Farbe ist ein Vorrecht des regierenden Hauses. Stirbt ein Kaiser, so haben alle Unterthanen des himmlischen Reiches dreihundert Tage hindurch Trauer anzulegen. Sie dürfen sich während dieser Zeit nicht rasiren, nicht verehelichen und kein Gastmahl veranstalten.

Ein Erbadel existirt in China nicht, alle Auszeichnungen müssen durch persönliche Verdienste erworben werden. Wie in der katholischen Kirche fromme und wunderthätige Personen nach hundert und mehr Jahren selig und heilig gesprochen werden und von diesem Zeitpunkt an eine höher geachtete Stellung in der Verehrung der Gläubigen und den Verzeichnissen der Kirchengeschichte einnehmen, ertheilt der Chinese seinem verstorbenen Groß- oder Ur-

großvater, wenn sein Wissen und seine Tugenden allgemeine Anerkennung bei den Nachkommen gefunden haben, den Adel. Auch kann die Gelehrsamkeit oder Sittenreinheit der Söhne ihren Vorfahren die gleiche Auszeichnung verschaffen. Nach den Ansichten der Chinesen müssen die Ahnen eines im Staate hervorragenden Mannes gleichfalls hochbegabte Menschen gewesen sein. Die Erwerbung des Adels durch eine Geldzahlung ist den Chinesen durchaus unbekannt.

Die in Peking erscheinende einzige Zeitung der Chinesen ist ein eigenthümliches literarisches Product. Der Staatsrath oder das höchste Tribunal des Reiches hält seine Sitzungen im kaiserlichen Palaste, und seine neuesten Beschlüsse werden täglich, wie wichtige Actenstücke unserer Gerichtshöfe in den Hausfluren, in einem bestimmten Hofe ausgehängt. Von hier aus gehen diese Documente, seien sie nun Gesetze oder geringfügigere Verordnungen, in den Besitz der Regierungs-Verwaltungen und Behörden von Peking über. Die wortgetreuen, von mehreren Beamten collationirten Copien werden in den Archiven der Büreaus aufbewahrt. Aus den Sammlungen aller dieser Schriftstücke, die von Zeit zu Zeit in Peking gedruckt werden und in freier Folge erscheinen, besteht der „Staatsanzeiger" von China. Die Leser in den Provinzen finden darin die Ordonnanzen der in Peking befindlichen sechs Ministerien sowie der Militär-Befehlshaber, die Ernennungen, die Listen der Examina, die Promotionen der Mandarinen, die Richtersprüche und die Bestrafungen; eine Art Feuilleton bilden Notizen über Naturerscheinungen, die aus den Provinzen nach Peking gesendet werden. Das Jahres-Abonnement ist sehr billig und beträgt nach unserem Gelde ungefähr drei Thaler.

Wenn seine anderweitigen Verpflichtungen es gestatten, mache ich kleinere Ausflüge in den Straßen von Peking gern in Gesellschaft des Sprachmeisters der englischen Gesandtschaft. Er führte mich in dem Glauben, ich sei mit dem Stande der bildenden Künste seiner Heimath nicht bekannt, zu einem geschätzten Maler der Hauptstadt, ohne mich durch die Leistungen dieses Meisters in Verwunderung zu setzen. Ich fand nichts als die bekannte Malerei auf Reispapier, doch schien der großstädtische Künstler etwas erfinderischer als seine Collegen zu sein. Unter anderen Greuelscenen, die eben abgebildet wurden, fiel mir ein Criminalverbrecher

auf. Er hing in einem Schornstein und wurde lebendig geräuchert. In einem andern Atelier bemalte man nur Papierlaternen, und doch hätte Leonardo da Vinci oder Raphael sich nicht stolzer gegen uns geberden können, als dieser ungeschickte Pinsler. Ganz in der Nähe befand sich ein Tempel, dessen Besichtigung mir der Sprachmeister noch besonders anempfahl. Wir mußten erst durch lange Reihen kleiner Götzen mit fratzenhaften Gesichtern förmlich ästhetische Spießruthen laufen, ehe wir zu dem dickbäuchigen grinsen-den Hauptgötzen der Pagode gelangten. Nach der Fülle der Opfergaben mußte der Gott bei dem Stadtviertel sehr gut an-geschrieben stehen. Auf dem langen und breiten Altar standen Platten mit Schweinebraten, gerösteten Fischen, gekochten Gemüsen, Kuchen, Marzipan, Tabak und Pfeifen, die Priester luden uns ein, den Opfergaben zuzusprechen, und mein Mentor war, trotz seines Postens in einem vornehmen europäischen Haushalte, noch immer „Chinese" genug, um sich mit den handfesten Gottesgaben das Mittagessen zu verderben. Spaßhaft war das Gespräch eines Be-kenners der Confuciuslehre, welcher seinen Freund, einen Buddhaisten, wegen dringender Geschäfte im Tempel aufgesucht hatte, mit diesem frommen Manne. Nach der Uebersetzung meines Begleiters be-gann es echt chinesisch mit Complimenten über die beiderseitigen Bekenntnisse.

„Was hast Du für eine herrliche Religion, mein alter Vater!" rief der Jünger des Confucius.

„Du irrst, mein Großvater, die Deinige ist viel schöner als die meinige," antwortete der Buddhaist.

So ging es mehrere Minuten lang fort, ehe die Herren auf den Geschäftsgegenstand kamen und wir uns empfahlen.

Gegen Abend mache ich gern einen Spaziergang auf der Festungs-Stadtmauer, welche die tartarische Stadt von der chinesischen trennt. Mit Sonnenuntergang werden die tartarischen Thore ge-schlossen, und Niemand kommt weder heraus, noch hinein. Das Schauspiel des ameisenartigen Gewimmels kurz vor Beginn der Thorsperre ist höchst ergötzlich. Sind die Thore geschlossen, so kehre ich auf ein Viertelstündchen in einem der kolossalen Speise-häuser ein, wo zu gleicher Zeit mehrere Tausend Tagelöhner, die von der Arbeit kommen, abgefüttert werden. Ein Besuch des alten, noch von den Jesuiten eingerichteten Observatoriums bot außer einer Totalansicht von Peking wenig Neues; ohnehin sind die noch

vorhandenen Instrumente nicht mehr im Gebrauch. Doch benutzte ich den günstigen Standpunkt, ein vorüberziehendes Leichenbegängniß rasch abzukonterfeien. Die vorherrschenden Farben waren schwarz, roth, gold, und auf dem vergoldeten Sarge lag eine purpurrothe Sammetdecke. Zweiunddreißig Träger wechselten immer nach wenigen Minuten unter einander ab, die Leidtragenden trugen als Anzeichen höchster Trauer weiße Oberhemden, gleich unseren Chorknaben. Einige Jungen hielten Trommeln auf dem Rücken, die von Erwachsenen mit tiefbetrübten Gesichtern sehr nachdrücklich bearbeitet wurden.

Erlauben es die Mittel eines philosophischen Chinesen, so kauft er sich schon bei Lebzeiten einen luxuriös ausgestatteten Sarg und bewahrt ihn in seinem Wohnzimmer auf. Auch schenken sich Familienmitglieder an Hochzeits- oder Geburtstagen Prachtsärge. Hier erinnert das Chinesenthum an verwandte Züge der mittelalterlichen Romantik. Ueberaus geliebte Verstorbene behalten die Hinterbliebenen in luftdicht verschlossenen Särgen im Hause. Ihr Anblick soll, wie unsere Marmorbüsten und Medaillons, an die mit ihnen verlebten frohen Stunden erinnern. Wenn man im Gesandtschaftshotel gut unterrichtet ist, spricht es für den Sittlichkeitszustand Pekings, daß Mordthaten überaus selten vorkommen, desto häufiger sind räuberische oder diebische Angriffe auf das Eigenthum. Eine geringe Gabe der Unterscheidung zwischen „mein und dein“ ist dem chinesischen Volksstamm angeboren. Die strenge Criminal-Gerichtsbarkeit leistet zur Beseitigung des Uebels nur wenig. Der dritte Raub und Diebstahl wird in manchen Ländern mit lebenslänglicher Zuchthausstrafe, in China mit Enthauptung bestraft. Das Leben steht nicht sonderlich hoch im Preise. Ist ein Gefängniß überfüllt, so werden, nur um zu räumen, einer ausreichenden Anzahl von Sträflingen die Köpfe abgeschnitten. In der Verschmitztheit haben es die Diebe aller Welt- und Handelsstädte sehr weit gebracht, doch scheinen die Talente von Peking allen anderen den Rang abzulaufen. Häufig kommt es vor, daß ein auf frischer That ertappter Verbrecher, wenn er von den Polizeibeamten der Landessitte gemäß am Zopfe gepackt und in Gewahrsam gebracht wird, diesen in der Hand des Häschers zurückläßt und entspringt. Da er gewöhnlich den Originalzopf schon durch frühere Bestrafungen eingebüßt, hat er sich einen falschen zugelegt, der in derartigen kritischen Fällen seinem Inhaber die

besten Dienste leistet. Was die echten Zöpfe anlangt, ist es ein stereotypes Vergnügen des gemeinen Mannes und der Gassenjugend, zwei bis drei zusammenstehende und plaudernde Personen mit den Zöpfen zusammen zu binden. Es entsteht immer eine heillose Verwirrung, wenn die Anstifter heulend unter die Zusammengekoppelten springen und diese zu Boden fallen.

Der November ist herangerückt, die Morgen und Abende werden kalt, und ich bemerke auffallende Veränderungen in der Garderobe der Stadtgenossen. Das unbezahlbar theure Pelzwerk, das in den Handlungen feilgeboten wird, kann bei seiner Kostbarkeit nur von Personen hohen Ranges getragen werden; die Mehrzahl der Chinesen sucht sich in der rauhen Jahreszeit auf andere Weise zu helfen. So lange die Hitze anhält, wird von dem Volke nur eine bis zum Knie reichende kurze Hose getragen und Brust und Unterleib unbedeckt gelassen. Im September schützen die Chinesen beide durch eine Blouse. Nimmt die Kälte zu, so legen sie nicht dichtere, wärmere Kleidungsstücke an, sondern ziehen nur Hose über Hose, Blouse über Blouse. Durch das Geschenk einer Manila-Cigarre bewog ich einen Kuli, mir eine Untersuchung seiner Garderobe zu gestatten; er trug acht Blousen und elf baumwollene Hosen übereinander. In dieser Jahreszeit gleichen die auf dem Pflaster flanirenden Einwohner ausgestopften Popanzen. Etwas bemitteltere Personen verfügen über mannigfaltigere Kleidungsstücke. Sie bekleiden sich mit einer Blouse, deren lange Aermel die Handschuhe ersetzen.

Mein aus Shanghai gebürtiger Diener macht mir viel zu schaffen. Gleich in den ersten Tagen hatte ich mir in der Gesandtschaft ausbedungen, seinen Lohn aus meiner Tasche zu bezahlen, doch wäre es besser gewesen, mich mit dem englischen Haushofmeister zu verständigen, diesem das Geld einzuhändigen und die weitere Verrechnung mit dem Taugenichts zu überlassen. Als sich nach einigen Tagen unseres Zusammenseins die Nothwendigkeit ergab, ihm, leichteren Commandos halber, einen Namen beizulegen, war meine Wahl schon getroffen. Ich hätte in das chinesische Vocabularium greifen und ihn Attai (Johann), Atchau (Wilhelm) oder Atchung (August) taufen können, in Betracht seiner geistigen Anlagen und moralischen Eigenthümlichkeiten entschied ich mich für den deutschen Namen „Schlauberger", dessen Ruf er rasch Folge leistete. Die meisten Stunden des Tages außer

dem Hause verweilend, mit Arbeiten beschäftigt und dann nur von einem mongolischen Reitknecht begleitet, bin ich außer Stande, „Schlauberger" zu überwachen und zu controliren. Für meine wollenen Unterkleider zeigt er eine rührende Vorliebe. Heimlich trägt er meine rothwollenen Strümpfe und eine sammetne Mandarinen-Mütze, er theilt Alles mit mir; würde ich nicht letztere unter strengem Verschluß halten, selbst meine Baarschaft. Bringt er mir Morgens aus der Gesandtschaftsküche den trefflichen Kaffee, seit langer Zeit wieder einmal das Präparat einer saubern, sorgsamen Frauenhand, so hat der schamlose Wicht die Hälfte bereits zu sich genommen. Seine Leidenschaft, in Peking den Dandy zu spielen, verleitet „Schlauberger" zu Ausgaben, die seine Kräfte übersteigen. Mehr als das Doppelte von dem, was ihm bis jetzt an Lohn zukommt, hat er von mir als Vorschuß herausgelockt, und ich bin darauf vorbereitet, mich von ihm mit einem starken Deficit zu trennen. Meinen Arbeiten gegenüber hat sich „Schlauberger" zu einem hohen kritischen Standpunkte emporgeschwungen; gleich unnachsichtig bin ich noch von keinem europäischen Kunstrichter behandelt worden. „Schlauberger" hudelt mich wie einen Sextaner.

Mit meinen Aquarellen kann ich es ihm niemals recht machen. Bald sind ihm die Augen der schönen Landsmänninnen nicht schief oder scharf genug geschlitzt, bald habe ich es in der Kleinheit der Füße verfehlt, dann ist wieder der Zopf nicht lang und dick genug. So sorgfältig ich in Nachbildung der Architekturen von Peking zu Werke gehe, und die wunderlich verschnörkelten, zum Hohne aller Gesetze der Schwerkraft und Mechanik ausgeschweiften Dächer der Tempel und Privatwohnungen mit unsäglicher Sorgfalt in meinen Aquarellen nachzuahmen suche, die Zufriedenheit Schlauberger's kann ich nicht erwerben. In seiner Seele steckt der chinesische Dämon der Verzerrung des Naturwahren, Ursprünglichen. Wäre er es im Stande, er würde selbst seine Gedärme auf eine andere Weise verflechten, als es dem großen Ordner der Organismen beliebt hat. Daß ihm die Berge nie hoch, die Bäume nie grün, die See nie blau genug ist, darf ich wohl nicht ausdrücklich bemerken. Ueber einen Complexus von Drachen und krampfhaft verkrümmten Katzen, der dem chinesischen Künstler wahrscheinlich eben so viel Mühe gekostet hatte als mir bei der Zeichnung, zuckte Schlauberger verächtlich die Achsel. In

der Hoffnung, auch ein blindes Huhn finde bisweilen ein Gerstenkorn, lasse ich mir Alles von ihm gefallen.

Am 4. November machte ich mit Sir Frederic Bruce einen fast vierstündigen Ausflug durch die Stadt und ihre nächste Umgebung. Vortrefflich beritten, hatten wir auch die weitesten Wegstrecken nicht zu berücksichtigen, und so galoppirten wir wohl drei Viertelstunden lang durch die Ackerflächen und Gartenanlagen, die zwischen der Stadtmauer und den Straßen Pekings liegen, passirten ein Thor, dessen Name mir entfallen ist, und vermochten nun eine lange Mauerflucht mit ihren gigantischen Vorsprüngen oder Forts in der weiten Sandfläche zu übersehen.

„Denken Sie sich, Sie hätten die chinesische Mauer vor sich," sagte Sir Frederic, dem ich mein Leid klagte, bei der Unsicherheit der Straßen von der anderthalbtägigen Reise bis an die mongolische Grenze abstehen zu müssen. „Ich werde Ihnen eine Photographie der Mauer zeigen," fügte der Gesandte hinzu, „und Sie werden keinen wesentlichen Unterschied bemerken!"

Wir sprengten eine gute Strecke an dem riesigen Bauwerk entlang und benutzten dann, ermüdet durch die großartige Monotonie der Formation, das nächste Thor, um in das Innere Pekings zurückzukehren. Das Glück wollte uns wohl; wir kamen an einem Exercirplatz vorüber, auf dem die Tigergarde, angethan mit gestreiften Uniformen, ihren kriegerischen Uebungen oblag.

Hätte uns auch nicht ein englischer Cavallerist in rother Montur und ein mongolischer Reiter begleitet, Sir Frederic schien dem Chef der Tigergarde persönlich bekannt zu sein; der tapfere Befehlshaber unterbrach nicht die Uebungen der Mannschaft. Leider wurde uns das Schauspiel anderweitig verkümmert. Ein mongolischer Gaul riß sich, erschreckt durch unsere weißen Gesichter, von der Hand eines Reitknechtes los und rannte mit der Wuth eines Tigers gegen den englischen Cavalleristen. Nur der muthigen Gewandtheit unseres mongolischen Begleiters hatte der verdutzte Europäer, dessen Streitroß wild aufbäumte, seine Rettung zu danken. Mit einem dicken Kantschu hieb der Mongole dem anstürmenden Gaule, der, um sich beißend, mit den Vorderhufen den Engländer aus dem Sattel schlagen wollte, mit solcher Gewalt über die Nase, daß er stolpernd in die Kniee stürzte und wieder am Zügel festgehalten werden konnte. Unsere edlen Thieren wurden unruhig, und wir suchten im raschen Galopp das Weite. Die

chinesische Raumverschwendung gestattete uns, sie weit ausgreifen zu lassen.

Mit drei französischen Missionären, welche die Tracht von Mandarinen angelegt hatten, wurden weiterhin einige artige Worte gewechselt. Nicht oft genug kann wiederholt werden, daß man sich in Europa vor allen Illusionen über die Erfolge der Missionäre zu hüten habe. Die christianisirten Chinesen in Peking sind als die raffinirtesten Betrüger in der ganzen Stadt verschrieen. Bald darauf durchkreuzten wir eine Straße, in der unter freiem Himmel gekocht und dinirt wurde. In großen Kesseln brodelte eine chaotische Suppe, und vor Hunderten von reihenweise aufgestellten Eimern hockten arme Chinesen und stillten ihren Hunger. Der in der Mitte freigelassene Weg war nur schmal; ich bat meine Begleiter, absteigen zu dürfen, um zu Fuß den Garküchen näher zu kommen; der Mongole hielt mein Pferd. Die in den Eimern dampfende Speise bestand aus einer Olla potrida, wie sie annähernd im Don Quixote beschrieben wird. Für 2 oder 3 Cash — ich konnte im Gedränge die einzelnen Münzen nicht unterscheiden — erhielt der Kunde die Erlaubniß, mit seinem Löffel in diesen flüssigen Brei von Fleischfetzen, Reis, Wurst, Gedärmen, Leber und Gemüsen zu fahren und so viel zu essen, als er vermochte. Nur eine kritische Auswahl unter den Leckerbissen war nicht gestattet. Gern wäre ich noch etwas weiter geschritten, allein der Knoblauchsgeruch, mit dem das Universalgericht angemacht war, der zugleich die ganze Straße verpestete, trieb mich von dannen und zu den wartenden Reitern zurück.

XXII.

Schlaf=Bons. Die Bettlerkaste. Sir Frederic's Passepartout. Musikalische Kleinhändler. Vor Hunger gestorben. Eine Gebetmühle. Pfeifende Tauben. Ein Hochzeitszug. Yuan=ming=Yuan. Buddha unter Bonzen und Schweinen. Pekings Kranzler. Nicht alt genug. Dr. Lockhardt und mein hohler Zahn.

Nicht nur was die Naturalverpflegung anlangt, auch im Punkte des Quartiers kann man in Peking überaus billig leben. In vielen Stadttheilen sind große Häuser errichtet, in denen das Bettlergesindel bei Nacht ein Unterkommen findet. Der Miethsbetrag ist eben nicht hoch. Ein Bon auf drei Nächte kostet etwa einen preußischen Pfennig. Dafür wird der Schlafgast nicht nur beherbergt, sondern auch vor der Kälte geschützt. Sind die Abonnenten im Saale versammelt, so wird vom Plafond desselben eine große Decke voller Schlitze herabgelassen. Jetzt ist es Sache jedes Schlafgastes, ein Loch zu erwischen, durch das er den Kopf steckt, um Athem zu holen. Bei Tagesanbruch wird die Sippschaft unnachsichtig ins Freie getrieben, das Wetter sei so schlecht und rauh, als es wolle. Der Hausherr läßt sich höchstens herbei, einigen ihm längst bekannten Protegés zerlumpte Pelze auf den Weg mitzugeben, die Abends wieder abgeliefert werden müssen. Wer die Schlafstelle nicht zu bezahlen vermag, muß die Nacht unter freiem Himmel zubringen. Man wird sich die Lage der Aermsten ausmalen können, die ohne einen Fetzen, ihre Blöße zu bedecken, in eisigen Winternächten in den Winkeln der Straßen kauern. Es ist nichts Seltenes, im November und December Morgens auf erfrorene nackte Kinder zu stoßen. Bei der unsäglichen Uebervölkerung des Landes und der Schwierigkeit, sie zu ernähren, vererbt sich der Bettel von Geschlecht zu Geschlecht; er wird eine ordentliche Kaste. Ich habe schon gesagt, daß Eltern kein Bedenken tragen, um ihren Kindern eine Handhabe zur Erregung des Mitleids in ihrer Bettler=Carrière mitzugeben, sie greulich zu verstümmeln oder mit ungelöschtem Kalk zu blenden. Will man zudringlichen Bittstellern nichts geben, so sind die Worte „pie kan!“ das einzige Mittel, sie los zu werden. Sie üben eine eben so

nachdrückliche Wirkung aus, wie ein Griff an den vorderen Rand der Halsbinde auf die Bettler von Neapel.

Am nächsten Morgen sollten auf dem großen, mitten in der Stadt gelegenen Richtplatze dreißig Verbrecher hingerichtet werden. Grund genug für mich, vor 12 Uhr nicht meine Wohnung zu verlassen; Schlauberger hatte sich Urlaub erbeten. Ich bewilligte ihm denselben in der geheimen Hoffnung, bei einer so großartigen Metzelei könne auch er um irgend ein minder wichtiges Glied seines Körpers kommen und einigermaßen gedemüthigt werden. Wie ich Abends erfuhr, waren zwei Drittel der armen Sünder geköpft worden, den Ueberrest hatte man in vier Fuß tiefe Gruben auf die Köpfe gestellt und lebendig vergraben.

Das Thermometer sinkt mit jedem Morgen tiefer, aber noch immer ist es möglich, im Freien zu arbeiten. Mein Atelier habe ich auf der Stadtmauer aufgeschlagen, weil ich hier am wenigsten von Neugierigen behelligt werde. Nur eine vier Fuß lange, grün und roth gefleckte Schlange leistet mir heute Gesellschaft. Die Kälte hatte die Bewegungen des sonst so regen Geschöpfes verlangsamt; es schlich schwerfällig an meinem Malerstuhl vorbei an einen sonnenhellen Fleck der Mauer. Nach vollendeter Arbeit stattete ich dem benachbarten Tempel der Göttin der Barmherzigkeit einen Besuch ab und bewunderte den Reichthum seiner Ausstattung an Gold und Marmor. Minder ansprechend war der Eindruck eines nahe gelegenen Lama-Tempels mit seinen gelben Bonzen. Die frommen Brüder gingen mir mit einer solchen Zudringlichkeit zu Leibe, daß ich froh war, ihren Betteleien zu entkommen. Gern hätte ich in der Straße, wo ausschließlich Curiositäten der chinesischen Manufactur feilgeboten wurden, einige Ankäufe gemacht, allein die Preise waren nicht zu erschwingen; da Regenwetter ausbrach, betrachtete ich dieses als einen willkommenen Vorwand, die Unterhandlungen abzubrechen und in das Gesandtschaftshotel zurückzukehren.

Am 6. November hatte ein Orcan in der Nacht die Regenwolken verscheucht, allein das Thermometer war gleichzeitig unter Null gesunken und der Hof mit Glatteis bedeckt. Zwar ließ ich mich zu einem Ausfluge nach dem Observatorium verleiten, um meine, von dort aus aufgenommene Ansicht der Stadt zu vollenden, allein ich mußte die Arbeit noch vor dem letzten Pinselstrich unterbrechen. Meine Hände und Füße erstarrten; ich flüch-

tete zähneklappernd nach Hause. Die Sprachstudien, welche ich jetzt unternahm, kann ich nur für einen Act der Verzweiflung ausgeben. So freundlich der Sprachmeister des Gesandten mich unterstützt: diese vermaledeite Schrift und Sprache haftet nicht in meinem Gedächtniß. Schon ihre 249 Ursignaturen, aus denen nach und nach an 80,000 Schriftzeichen oder Figuren zusammengeschnörkelt worden sind, verursacht mir Schwindel. Wer 12,000 derselben inne hat, gehört zu den Notabilitäten der Gelehrsamkeit; aber mit 2000 kann der gebildete Chinese seinen ganzen Ideenkreis zu Papier bringen. Mein gütiger Wirth Sir Frederic läßt es an nichts fehlen, mir das Leben zu erleichtern. Rührt ihn mein Malerfleiß oder mein unzureichender Ortssinn: um meinen Verirrungen in den Straßen von Peking vorzubeugen, hat er mir seinen Stadtplan, einen Bogen rothen Papiers, auf dem sein Name in großen chinesischen Worten prangt, anvertraut. Dieses Document wird überall als Passepartout angesehen, man gestattet mir den Zutritt oder weist mich zurecht, wenn ich in die Irre gegangen bin. Erst nachdem ich erfahren habe, daß alle Hauptstraßen von Norden nach Süden und von Osten nach Westen streichen, finde ich mich besser zurecht. Erkundigt man sich in den Straßen nach dem Wege, so sagt der Chinese nie: „Geh rechts! geh links!“ sondern: „Geh nach Süden, nach Norden, nach Osten, nach Westen!“

Bei Ankäufen auch der geringfügigsten Gegenstände werde ich regelmäßig übervortheilt. Grundsätzlich fordert der Chinese für jede Waare stets von einem Europäer den höchsten Preis. Wir gelten in seinen Augen für oberflächlich mit Civilisation gefirnißte oder lackirte Barbaren, die den Werth des Geldes noch nicht kennen und deshalb betrogen werden müssen. Der Kleinhandel in den Straßen der großen Hauptstädte Europas bedient sich auch künstlerischer Hülfsmittel, um die Aufmerksamkeit der Käufer zu erregen; die Detaillisten Pekings sind indeß allen ihren Fachgenossen überlegen. Jeder Hausirer oder fliegende Händler, und bestände sein Magazin auch nur in einem Korbe voll saurer Aepfel, führt irgend ein musikalisches Instrument mit sich, durch dessen Klänge er seine Ankunft anzeigt. Die beliebtesten Tonwerkzeuge sind Trommeln, Schellen, Glocken, Triangel, Trompeten und Tamtams, andere echt asiatische Marterwerkzeuge des Gehörs namentlich zu bezeichnen, bin ich außer Stande. In volkbelebten Straßen wird der kauf-

männische Zweck tonkünstlerischer Uebungen meistens durch einen zu massenhaften Zusammenfluß von Artisten vereitelt. Die durch ein ununterbrochenes Ensemble jener Instrumente entstehende „symphonische Dichtung" verhindert jeden Käufer, den Schmerzenslaut des einzelnen Händlers zu unterscheiden.

Auf einer meiner letzten Promenaden wurde ich durch einen Auflauf überrascht, der beinahe die etwas enge Passage versperrte. Um den vor der Thür seines Ladens stehenden Hauswirth hatte sich eine Menge armen Volks versammelt und begleitete seine lauten Wehklagen durch Beileidsbezeigungen. Da ich kräftig vorwärts drängte, machte man mir Platz, ich trat näher und erblickte neben dem Eingange eine in Lumpen gehüllte Leiche. Spuren äußerer Gewalt fehlten, aber Mangel und Elend hatten an dem Körper größere Verheerungen angerichtet, als eine Mörderhand im Stande gewesen wäre. Der Unglückliche war am Abende vorher bei der früh einbrechenden Dunkelheit ohne Wissen des Besitzers in den Laden gekrochen und dort in der Nacht Hungers gestorben. Am Morgen hatte man die Leiche gefunden. Anfangs begriff ich nicht die Aufregung des Hauswirths, da hier eine in China keineswegs ungewöhnliche Todesart vorlag; als ich später jedoch erfuhr, daß der Grundbesitzer in jedem solchen Falle nicht nur eine Geldstrafe an die Regierung zahlen, sondern auch die Kosten der Beerdigung tragen muß, verzieh ich ihm seine Lamentationen. Noch mißlicher wäre seine Lage gewesen, hätte ein Mord oder auch nur Selbstmord nachgewiesen werden können. Mindestens würde er zur ferneren Unterhaltung der Hinterbliebenen des Todten verurtheilt worden sein. Es kommt vor, daß Chinesen, nur um einen Act der Rache auszuüben, sich in das Haus eines Feindes schleichen und dort entleiben. Das Gesetz macht den Eigenthümer auch verantwortlich, wenn sich ein Lebensüberdrüssiger vor sein Haus legt und dort zu sterben anschickt. Entdeckt er ihn rechtzeitig, so sucht er ihn durch das Angebot einer kleinen Geldsumme auf andere Gedanken zu bringen und in die Nachbarschaft zu schicken.

Im Innern der Stadt ist jedes zehnte Haus wie bei uns ein Bierlocal, eine Restauration. Wie das Proletariat sich beköstigt, habe ich schon beschrieben, aber die Beschränktheit der Wohnungen und die Benutzung aller Räume zu industriellen Zwecken zwingt meistens auch den Mittelstand, seine Nahrung außer dem Hause zu

suchen. Dem Pariser ähnlich, dinirt der Einwohner von Peking gern bei einem Restaurant. In den feineren Speisehäusern so gut wie in den gewöhnlicheren habe ich oft zahlreiche Familien getroffen, die rasch ihr Mittagsmahl einnahmen und dann wieder in das Geschäft zurückeilten. Trotz meiner geringfügigen Sprachkenntnisse schließe ich mich gern solchen Kreisen an, und niemals hat man mein Entgegenkommen abgelehnt. Sehr auffallend war mir, daß diese Familien, Alt und Jung, Groß und Klein, stets vor den Schaufenstern von Läden verweilten, wo die frechsten Photographien nach lebenden Gruppen ausgestellt waren. Diese Schmutzbilder werden für den Verkauf in den großen chinesischen Städten eigens in Paris fabricirt und repräsentiren ohne andere Concurrenz die Höhe der europäischen Kunstentwickelung. Dürfen wir uns wundern, wenn der denkende Chinese über unsere Ethik und Aesthetik nur mit äußerster Verachtung spricht?

Man lernt täglich etwas Neues. Einer meiner flüchtigen Speisehaus-Bekannten führte mich in den Hof seines Häuschens und zeigte mir mit triumphirendem Lächeln seine neu eingerichtete Gebetmühle. Der religiöse Apparat stand auf einer vergoldeten Stange, und das vielfarbige Rädchen drehte bei dem frischen Herbstwinde wacker die mit Gebeten beklebte Walze. Auf dem Gesicht des Gebetmüllers lag das selige Bewußtsein, ein der chinesischen Gottheit wohlgefälliges Werk verrichtet zu haben. Demselben Privatmanne verdanke ich auch die Erklärung eines akustischen Phänomens, über das ich mir in Peking oft den Kopf zerbrochen hatte. Die Taubenschwärme, wenn sie sich in der Luft umhertummelten, stießen dabei ein seltsames pfeifendes Geräusch aus, das ich mit der Natur dieses schweigsamen Geflügels nicht zu vereinbaren vermochte. Nachdem ich mich mit meinem Chinesen durch Geberdenspiel verständigt, ersuchte er mich, mit ihm auf seinen Taubenschlag zu klettern und zog mit flinker Hand einen stattlichen Tauber hervor. Jetzt war mir Alles klar. Um doch ein neues unerquickliches Getön hervorzubringen, war an dem Vogel eine kleine Pfeife oberhalb der Schwanzfedern befestigt, auf welchen der Luftzug beim Fluge jenes Geräusch hervorbrachte.

Am 8. November begab ich mich nach dem Tempel der Agricultur, wo der Kaiser jährlich einmal zu Ehren des Landbaus mit dem Pfluge eine Furche zieht, wie sich meine Leser aus Gozzi's und Schiller's „Turandot" erinnern werden, und vollendete eine

frühere Aquarelle. Auf dem Heimwege begünstigte mich das Glück; ein chinesischer Hochzeitszug kam mir entgegen. Ich trat in einen Theeladen, wurde von dem Eigenthümer sehr höflich empfangen, zum Sitzen genöthigt und ließ die Procession gemächlich vorbei defiliren. Der Hochzeitsvater mußte ein bemittelter, wenn nicht reicher Mann sein, denn an die Ausstattung des Zuges war viel verwandt worden. Bei seiner durch den lebhaften Straßenverkehr gebotenen geringen Breite dauerte es eine Viertelstunde, ehe die letzten Gäste an mir vorüberzogen. Eine Doppelreihe von Kulis schritt voran und schwenkte rothe und weiße, vergoldete und mit einem grünen Drachen bemalte Fahnen, dann erschien ein Orchester von Pfeifern, Gong- und Trommelschlägern; die Braut folgte. Sie saß in einem prachtvollen, mit Gold, Silber, Spiegelglas, Glöckchen und Laternen ausgeschmückten, vielfarbig bemalten Hochzeitspalankin und blickte aus ihren geschlitzten Aeuglein über das kaum bemerkbare Stumpfnäschen hinweg fröhlich in die Welt hinein. Der Bräutigam befand sich nicht im Zuge. Nach vollendeten Heirathsfeierlichkeiten im Hause der Schwiegereltern führt er die Neuvermählte in den Palankin, verschließt die Thür und eilt nach Hause. Hält der Zug vor demselben, so erscheint er mit dem Schlüssel in der Hand, öffnet den Palankin und führt die junge Gattin in ihre Wohnung. Hinter dem von acht Kulis getragenen Palankin der Braut wurde die Mutter, aber nur von vier Kulis, getragen.

Als ich im Gesandtschaftshotel anlangte, war eine halbe Stunde vorher Herr Karl Bismarck von Tientsin eingetroffen. Wir füllten die übrige Zeit des Tages mit Spaziergängen aus, speisten bei einem eleganten Restaurant und trafen die nöthigen Vorkehrungen zu einem Ausfluge nach Yuan-ming-Yuan, den kaiserlichen Sommerpalästen, für den nächsten Morgen. Die Weite und Schlechtigkeit des Weges ließ es unbillig erscheinen, sich mit der Bitte um Reitpferde an Sir Frederic zu wenden, obwohl er sie nicht abgeschlagen hätte; wir wandten uns an einen Rossetäuscher und mietheten einige mongolische Gäule, bei deren Bösartigkeit wir allerdings auf die verschiedenartigsten equestrischen Wechselfälle gefaßt sein mußten. Am 9. November, Morgens 7 Uhr, brachen wir auf, Die Kälte war schneidend, unsere Hände erstarrten an den Zügeln, unsere Füße an den Steigbügeln; ohne Herrn Bismarck, der dem Reitknechte in chinesischer Sprache gebot, letztere mit Stroh zu um-

wickeln, wäre ich umgekehrt. Erst die steigende Sonne erwärmte uns ein wenig. Wir ritten durch eine Menge Dörfer und eine ziemlich große Stadt, und erreichten Mittags halb 12 Uhr die kaiserliche Sommerfrische. So viel sich noch ermessen ließ, war sie ein Inbegriff alles Phantastischen und Mysteriösen, was Baukunst und Landschaftsgärtnerei aus Porzellan-Pagoden, Kiosks, Broncestatuen, Marmorbrücken und Pflanzen-Combinationen zu schaffen vermögen. Die Vegetation hatte schon durch die vorgerückte Jahreszeit gelitten, und der größte Theil der Prachtbauten war vor drei Jahren (1860) durch die barbarische französische und englische Soldateska zerstört worden; doch machte die von klaren Wasserstreifen und kleinen Seen belebte Hügellandschaft, welche die malerischen Contouren des Mongolengebirges harmonisch abgrenzten, noch immer einen hochpoetischen Totaleindruck. Entzückend ist die Rundsicht von dem höchsten Punkte, einem Hügel, den ein großer Sommerpalast krönt. Ein Theil desselben hat der Zerstörungslust der europäischen Vandalen getrotzt, aber an vielen Orten ist kein Stein auf dem andern geblieben. Man verdummt vor dieser brutalen Freude am Ruin von zierlichen Werken der fleißigen Menschenhand, wenn man unter muthwillig zerschmetterten Marmortreppen und Brücken, umgestürzten Götzenbildern und verwüsteten Landhäusern umherwandelt. Offenbar sind die gelbglasirten Dachziegeln abgerissen und absichtlich mit den Absätzen zertreten oder den Flintenkolben zerstampft. Weite Strecken glichen im Sonnenglanze Feldern von Goldsand. Nur zwei, wenn ich nicht irre, aus Banca-Zinn gegossene, auf hohen Marmor-Piedestalen stehende kolossale Löwen waren der Wuth der Eroberer unzugänglich geblieben und bewachten noch heute am Eingange die Ruinen des Sommerpalastes ihres kaiserlichen Gebieters. Wir hielten uns nur zwei Stunden auf, denn es war grimmig kalt und der vom Mongolengebirge wehende Wind hatte alle stehenden Gewässer mit einer dünnen Eisschicht überzogen. Unserer Abenteuer mit den Mongolenkleppern sei nur beiläufig Erwähnung gethan. In einem langen Gange des kaiserlichen Gartens nahm mein Schimmel das Gebiß auf die Zähne und Reißaus, um mich später über seinen Kopf weg hart vor einem dichten Gebüsch in den Sand zu setzen. Um 5 Uhr Nachmittags waren wir wieder in Peking, aber acht Stunden hindurch im Sattel geblieben. Unterwegs hatte sich uns ein Chinese aus den besseren Classen angeschlossen, mit dem Herr Bis-

marck ein lebhaftes Gespräch anknüpfte. Der Reisegefährte besaß in der Gegend eine ausgebreitete Bekanntschaft und stieg regelmäßig vom Pferde, so oft ihm ein Freund begegnete, um der Etikette gemäß ihm parterre seine Ehrfurchtsbezeigungen zu erweisen. Da der Freund dieselben stets gewissenhaft erwiederte und dadurch viel Aufenthalt entstand, wurden unsere Klepper noch störrischer als zuvor, und Herr Bismarck, der den seinigen durch europäische Reiterkünste sanfter stimmen wollte, that einen bedenklichen Sturz, und beschädigte sich im Gesicht und an den Händen. Wir griffen zum Kantschu und ließen den überhöflichen Chinesen hinter uns, der natürlich nicht zögerte, nochmals abzusteigen und uns aus der Ferne feierlich Lebewohl zu sagen. Nicht weit von der Stadtmauer führte mich Herr Bismarck in einen Tempel, wo uns die Bonzen gegen ein Trinkgeld die größte Glocke des Kaiserreichs zeigten. Das Ungeheuer besitzt einen Umfang von 33 englischen Fuß. Es war 5 Uhr, als ich im Hotel anlangte. Nach den Strapazen des Tages genoß ich eine erquickliche Nachtruhe und wurde nur zu früh durch ein aus den Dienerwohnungen über den Hof erschallendes Jammergeschrei erweckt. Ein chinesischer Diener hatte die Ofenklappe zu früh geschlossen und war in seiner Kammer am Kohlendampf erstickt. Nun höre man, wie der englische Gesandte sich benahm! Auf seine Kosten wurde ein Sarg herbeigeschafft und die Familie des Verstorbenen citirt, welche vom Haushofmeister 20 Dollars Schmerzensgeld erhielt. Zugleich wurde aber im Bedientenviertel ein Placat an die Hofmauer geklebt des Inhalts, daß der Gesandte dem Verstorbenen seine Unvorsichtigkeit verzeihe, sich aber gemüssigt sähe, jeden Nachfolger strenger zu behandeln. Wer die Klappe wieder zu früh schlösse, hätte es sich selber zuzuschreiben, wenn er weder einen Sarg, noch eine Unterstützung für die Hinterbliebenen erhielte!

Ich bedaure von ganzem Herzen, mit dem liebenswürdigen und geistvollen Bismarck so spät zusammengetroffen zu sein. Er besitzt die Ortskenntniß eines Eingeborenen und führt mich an Orte, von deren Vorhandensein ich keine Ahnung hatte. So besichtigten wir im nördlichen Theile Pekings einen anderthalb Meilen vom Hotel entfernten Buddhatempel und darin das 75 Fuß hohe, 25 Fuß breite, aus Holz geschnitzte Standbild des Götzen, und tummelten uns unverdrossen unter den zahlreichen Bonzen und Schweinen umher, die gemeinschaftlich den Tempel be-

wohnten. Auch dem freundlich gelegenen Kirchhof der russischen Mission und den Gräbern der am 18. September 1860 ermordeten sechs Europäer wurde ein kurzer Besuch abgestattet, der uns nur durch den Ueberfall einer Horde von Bettlern aller Lebensalter verleidet wurde. Um sich zu erwärmen, überschlugen sich die unbekleideten Kinder fortwährend, wobei sie zuweilen in eine Pfütze taumelten und das dünne Eis derselben durchbrachen. Auf einem Thore zeigte mir Herr Bismarck eine Reihe gemalter Kanonenmündungen in den Schießscharten; mit unbewaffnetem Auge hatte ich bisher wirkliche Geschütze dahinter vermuthet.

Sir Frederic war heute bei Tisch in besonders heiterer Laune, er erzählte mit vielem Humor von mancherlei Verlegenheiten, die ihm seine undeutliche Handschrift bereitet. Er hatte z. B. vor Jahr und Tag an eine berühmte Firma der Havannah geschrieben und sich für 200 Pfd. Sterling der feinsten Cigarren ausgebeten. Die Firma schickte für 600 Pfd. Sterling und der Gesandte mußte bezahlen, da die Zahl mehr Aehnlichkeit mit einer 6, als einer 2 besaß. Vor mehreren Monaten hatte er für 600 Frcs. Trüffeln in Paris bestellt, aber unter Hinzufügung der Entschuldigung: es sei schwer gewesen, in so kurzer Zeit die nöthige Quantität in gutem Zustande herbeizuschaffen, deren für 6000 Frcs. erhalten. „Sie werden erklärlich finden, daß bei keiner Mahlzeit Trüffeln fehlen!“ schloß der Bericht Sir Frederic's. Nach dem Dessert verabschiedete sich Capitän Osborne, um mit seinen acht Schiffen nach England zurückzukehren. Der tapfere Seemann hat sich dem Gedächtniß der chinesischen Piraten für immer eingeprägt. Auf seinem Schiffsregister stehen mehr als zweihundert Dschunken, die er in den Grund gebohrt oder nach Gefangennahme der Mannschaft in Brand gesteckt.

Um auch die Zuckerbäckerkünste von Peking kennen zu lernen, führte mich Herr Bismarck zu dem ersten Conditor des Ortes, dem Kranzler von Peking. Unserem europäischen Geschmack sagten die candirten Früchte und feinen Säfte am meisten zu; wir gehörten nicht zu den passionirten Kuchenfreunden. Um meinem Gastfreunde in Tientsin eine kleine Artigkeit zu erweisen, kaufte ich zugleich ein Dutzend mit den erlesensten Früchten gefüllter Flaschen und ließ sie durch einen Kuli in das Hotel tragen. Mit einem Antiquar konnte ich nicht handelseins werden, so eifrig Bismarck intervenirte. Von einem andern Bibliothekar hatte ich irgend ein

altes Buch verlangt, und der schlaue Händler pries mir als Unicum eine von Würmern zerfressene Scharteke an, die vor 8000 (!) Jahren gedruckt sein sollte. Er mochte diese Kostbarkeit schon lange auf dem Lager haben, denn er empfahl mir den morschen Fascikel mit einer Leidenschaftlichkeit, die mich vielleicht zu Fall gebracht und um zehn Dollars ärmer gemacht hätte. Nur die verstohlenen Winke Bismarck's belehrten mich eines Besseren; aber wie dem Zudringlichen entrinnen? Ruhig legte ich das Heft nach einiger Prüfung des Inhalts auf den Tisch und bat meinen Begleiter, dem Verkäufer zu sagen: ich würde es gern behalten, aber es sei mir nicht a l t genug! Dem Chinesen blieb der Schrei des Entsetzens im Schlunde stecken; wir entfernten uns mit feierlichen Schritten. Ein solcher Antiquitäten-Liebhaber mochte ihm in Praxi noch nicht vorgekommen sein. Der liebenswürdige Landsmann veranlaßte mich ferner zu einem Besuche in Dr. Lockhardt's Heilanstalt. Der ehrwürdige Herr ist seines Zeichens Missionär und beschäftigt sich nur nebenbei mit der Heilwissenschaft. Eine Kritik derselben mag den Männern von Fach anheimgestellt bleiben: ich beschränke mich auf eine Beschreibung seiner Fix-Curmethode. Ich fand das Vorzimmer Mr. Lockhardt's voller lahmer, blinder und tauber Chinesen, anderer Uebel und Gebrechen gar nicht zu gedenken. Für alle diese Leiden gab es nur e i n e Arznei. Die krankhafte Stelle wurde zuerst mit gelber Farbe angemalt, dann erhielt der Patient eine Handvoll Pillen, die er gleich vor den Augen des Wunderdoctors zu sich nehmen mußte. Von der Wirksamkeit seiner Medicamente war Mr. Lockhardt felsenfest überzeugt. Von seiner zahnärztlichen Geschicklichkeit bin ich weniger erbaut. Ich wollte die Gelegenheit benutzen, mich von meinem Quälgeist, einem hohlen Zahne, zu befreien, aber Se. Hochwürden brachen in der Hast die Krone auf den ersten Ruck ab und gruben dann eine Stunde lang, während deren ich von zehn Kulis, seinen Assistenten, an Armen und Beinen, Kopf und Kragen festgehalten wurde, an der Wurzel umher, die endlich in einzelnen Stücken zu Tage kam. Das Personal im Gesandtschaftshotel schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, als ich mit bombenartig angeschwollenem Gesichte am Theetische erschien.

XXIII.

Aquarelle für Zahn. Schlauberger's Diener. Abgelohnt. Mistreß Reynolds. Kutscherwechsel. Tartarus, Inferno und Ausspannung. Segelkarren. Ein umgefahrenes Haus. Mongolische Miethsklepper. Nach Chialin. Die Stinkpots bei Taku.

Das Wetter verschlechtert sich mit jedem Tage, und ein anhaltender stürmischer Wind gestattet mir nicht, unter freiem Himmel zu arbeiten. So gleichgültig es mir ist, im Gesicht und an den Händen schwarz wie ein Schornsteinfeger nach Hause zurückzukehren, der klebrige dunkle Staub, der an jedem frischen Pinselstrich haftet, verdirbt alle neuerdings angefangenen Aquarellen. Auch der Ueberlandweg von Peking nach Tientsin muß reiflich in Erwägung gezogen werden. Nach meiner Bekanntschaft mit der Landstraße kann der Weg bei anhaltendem gelinden Frost unfahrbar werden. Die Kräfte zweier Pferde reichen gewiß nicht aus, den durch die Eiskruste bis an die Achse in den Schlamm gesunkenen Karren tausendmal an einem Tage wieder herauszuziehen. Mein Plan, bald möglichst die Rückreise anzutreten, sollte durch **Dr.** Lockhardt, den als Zahnbrecher dilettirenden Missionär, vereitelt werden. In Verlegenheit, ihm, dem frommen Diener der Kirche, ein Honorar für ärztliche Leistungen anzubieten, so elend sie gewesen sein mochten, stammelte ich bei meinem Abschiedsbesuch einige Worte der Erkenntlichkeit, doch war **Dr.** Lockhardt nicht der Mann, sich damit zu begnügen. Keineswegs geneigt, dem Laster der Undankbarkeit Vorschub zu leisten, erklärte er, durch die Zeichnung eines gewissen Theiles der Stadt sattsam für seine Bemühungen belohnt zu werden; es blieb mir also nichts übrig, als einen Tag zu opfern und bei einem eisigen Winde, der mich mit neuen Zahnschmerzen bedrohte, die Zeichnung für den bescheidenen Priester anzufertigen. Wenn mich das Geständniß nicht schändet, will ich bekennen, niemals ein Blatt so gleichgültig und nachlässig ausgeführt zu haben.

Einmal dieser Verpflichtung ledig, ging ich an das mühselige Geschäft, meine Koffer zu packen. Auf Schlauberger's, meines chinesischen Dieners Hülfe, war nicht zu rechnen; ich suchte ihn

sogar Taschen- und Kofferdiebstahls halber fernzuhalten. Nur meiner einfältigen Gutmüthigkeit habe ich es zuzuschreiben, wenn mir der heillose Kerl in den letzten Tagen über den Kopf gewachsen ist. Ueberdrüssig, meine Kleider zu reinigen und die Stiefel zu putzen, hält er sich dazu einen Kuli, der mir bei der wahrscheinlich schlechten Bezahlung seines Gebieters nicht vom Leibe geht und um „Backschisch" bettelt. Der unaufhörlichen Prellereien Schlauberger's müde, beschloß ich, ihn vor Verschluß meiner Koffer abzulohnen. Zu zahlen hatte ich nichts mehr, da er bereits für anderthalb Wochen Vorschuß empfangen. Diesen ließ ich ihm und fügte sogar noch ein kleines Geschenk hinzu. Dessenungeachtet bettelte der Kerl um Backschisch und dann noch um 50 Cash zu einer Pfeife Opium. Es war unmöglich, ihn aus dem Zimmer zu entfernen, die offenen Koffer und die auf dem Tisch umherliegenden, zum Theil werthvollen Gegenstände waren für ihn zu verführerisch. Jetzt ging ich an die Emballage jenes Dutzend Porzellankruken, in denen die feinsten eingemachten Früchte enthalten waren, die ich, um meinem gütigen Gastfreunde in Tientsin eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen, bei dem ersten Conditor in Peking gekauft hatte. Ich befahl Schlauberger, die Kruken aus einem Wandschrank mir zuzureichen und dann das Gemach zu verlassen. Zu meinem Befremden trat der Kerl, ohne meinem Befehl zu gehorchen, sogleich den Rückzug an. Der Paß wurde ihm indessen verlegt; ich drängte ihn gegen das Fenster und griff selber nach den Kruken; sie waren sämmtlich leer; der Schlecker hatte den Inhalt bis auf die letzte Fruchtfaser verzehrt. Bei der geringsten Spur von Verlegenheit oder Scham wäre ihm seine Gefräßigkeit hingegangen, aber die freche Hohnlache des Buben, der die Dieberei für einen guten Witz zu halten schien, empörte mich aufs Aeußerste. In Ermangelung eines Säbels griff ich nach der Nilpferdpeitsche, welche mich auf meinen letzten Reittouren begleitet hatte, und ging Schlauberger zu Leibe. Er wollte mir unter dem Arm durchschlüpfen, allein ich kam ihm zuvor und versetzte ihm mit Aufgebot aller meiner Kräfte einen regelrechten Schwadronenhieb. Schlauberger warf sich zu Boden und stieß ein lautes Jammergeschrei aus, sprang jedoch, als ein Regenschauer von Kantschuhieben über ihn hereinbrach, geschwind wieder auf und rannte heulend davon. Zu meinem Troste machte sich der im Hofe beschäftigte Mongole, dem er stets ein Dorn im Auge ge-

wesen war, über ihn her und versetzte ihm, den Zopf festhaltend, mehrere Fußtritte, wie sie eben nur einem Mongolen zur Verfügung stehen.

Das Geschrei des Sträflings zog die Dienerschaft des Hauses herbei, und ich benutzte gleich die Gelegenheit, um meinen Dank für geleistete Dienste auszusprechen und die Abschieds-Trinkgelder zu vertheilen. Mit ungeheuchelter Rührung trennte ich mich von Mistreß Reynolds, der dicken Köchin. Die würdige Frau hatte sich um mein Leibeswohl hochverdient gemacht; ihre Diners werden niemals aus meiner Erinnerung schwinden. Ein feierlicherer Act war die Verabschiedung von Sir Frederic und seinen jugendlichen Attachés. Der Aufenthalt in diesem Hause und einer Gesellschaft, die alle Bildung und den edlen Anstand Englands besaß, hat mich für sämmtliche, auf See im Kreise roher Capitäne und Passagiere erlittenen Ungebührlichkeiten entschädigt. Am 11. November sagte ich den liebenswürdigen Gastfreunden für immer Lebewohl und bestieg den vor dem Hotel harrenden „Todeskarren." Herr Karl Bismarck und ein junger Attaché gaben mir noch zwei Stunden weit zu Pferde das Geleit. Der Himmel mag wissen, wann ich dem freundlichen Landsmanne die mir erwiesenen Gefälligkeiten vergelten kann.

Die Gegenwart der beiden Herren mochte meinen Kutscher in Zaum gehalten haben; als sie ihm aus dem Gesicht entschwunden waren, entwickelte er plötzlich eine der unangenehmsten Eigenschaften, an der Rossebändiger zu leiden pflegen. Seiner gigantischen Statur nach ein geborener Raufbold, fing er mit einer Menge Passanten Streit an und ging gleich zu Schimpfworten und Thätlichkeiten über. Für einen schlichten Deutschen ist es immer eine bedenkliche Aufgabe, die Streitigkeiten chinesischer Pferdeknechte schlichten zu müssen; ich machte gute Miene zum bösen Spiel. Zänkereien kommen bei der tief eingewurzelten Feigheit der ostasiatischen Völker selten vor, und mich belustigte dieser Wortwechsel, wie ich ihn noch nie erlebt. War der Friede wieder hergestellt, so suchte mich der störrige Kutscher durch Geschichtserzählungen für meine Vermittelung zu belohnen. Ihrem Gange vermag ich nicht zu folgen, doch lerne ich immer einige neue Vocabeln, die ich aber schon in Tientsin nicht mehr verwerthen kann. Die Naturalverpflegung auf dem Rückwege flößt mir keine Besorgnisse mehr ein. Mistreß Reynolds hat hausmütterlich für mich

gesorgt. Noch im Augenblicke des Scheidens brachte die gute Frau einen Kober voll gebratener Rebhühner, Zungen, Pickles und Brandy; eingedenk des Schlauberger'schen Appetits habe ich ihn sofort wie eine Reisetasche um die Schulter gehängt.

Die Eintheilung unserer Nachtlager ist eine andere als auf der Hinreise nach Peking, aber ein Unterschied in der Einrichtung der Gasthäuser ist nicht zu bemerken. Sie sind immer dieselben schmutzigen und stinkigen Kabachen mit aufgemauerten Bettpritschen und ungeflickten Papierfenstern. Wäre ich den Peiho stromab gefahren, so hätte ich wohl diese Unbequemlichkeiten gemieden, bei den Krümmungen des Flusses aber beinahe fünf kostbare Tage verloren.

. Gelegenheit zu Kutscherbekanntschaften wird mir häufig geboten. Sobald nämlich ein Gespann das andere einholt, ist es Brauch der Fuhrleute, nach Austausch der weitläufigen Begrüßungs-Ceremonien nun auch ihre Sitze auf der Gabeldeichsel und die Lenkung der Pferde zu wechseln. Ohne den Fahrgast zu fragen, nimmt der fremde Kutscher neben ihm Platz und knüpft sogleich eine vertrauliche Unterhaltung an. Mehrmals wurden mir von den galanten Herren angebissene Aepfel oder brennende Tabakspfeifen angeboten, die ich regelmäßig mit tiefgefühltem Dank zurückwies. Verriethen sie Spuren von Empfindlichkeit über die Ablehnung dieser Artigkeiten, so stellte das Geschenk einer Cigarre ihre gute Laune schnell wieder her. Der Uebersiedelung des Ungeziefers, mit dem sie bedeckt waren, konnte ich mich leider nicht mit gleicher Leichtigkeit erwehren. Mit untergeschlagenen Beinen sitzen wir einander so nahe, daß die Colonisation der kleinen Kriechthiere rasch und ungehindert vor sich gehen kann. Die Dichter des Alterthums haben sich über die Schrecken des Tartarus eben so ausführlich verbreitet, wie Dante über die Greuelscenen der christlichen Hölle, aber in den Schilderungen Beider vermisse ich das Bild des deutschen Reisenden, der, Abends in einer chinesischen Ausspannung angelangt, seine geräderten Glieder auf der geheizten Steinpritsche ausstreckt, hier vor einer eiskalten Kachel zurückschaudert, dort sich an einer glühend heißen Stelle verbrennt, trotz des Getuschels am Papierfenster, nachdem er das qualmende Talglicht ausgeblasen, endlich in einen unruhigen Schlummer verfällt, plötzlich aber, von naschhaften Kerbthieren angezapft, entsetzt von der Folterbank aufspringt, sich aller Kleidungsstücke entledigt und wie irrsinnig in der Höhle umhertobt.

Ich verschone meine Landsleute mit einer ausführlichen Beschreibung des ersten Nachtquartiers auf der Rückkehr von Peking nach Tientsin. Die Qualen desselben hatten bei der früh hereinbrechenden Dunkelheit der Herbstabende schon um halb 8 Uhr begonnen, aber erst eine Stunde nach Mitternacht hatte ich meine Fassung so weit wieder erlangt, um zu Gunsten der Gastwirthschaft selbst einige Milderungsgründe beizubringen. Möglichst ruhig setzte ich mir auseinander, die Gründung dieser Kneipe könne vielleicht bis in die ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt hinaufreichen und schon ein Zeitgenosse des Attila auf der über die Pritsche gebreiteten Strohmatte geschlafen haben; die älteren Anrechte der darin hausenden Insecten-Bevölkerung seien daher zu respectiren. Ich hüllte mich wieder in meine Kleider und wandelte bis 3 Uhr in dem kleinen Hofe umher. Bis zum Tode erschöpft, schlummerte ich dann noch eine halbe Stunde, wurde aber gegen 4 Uhr schon von meinem Kutscher geweckt. Der schlechten Wege halber trieb er, um das nächste Quartier noch rechtzeitig zu erreichen, so früh zum Aufbruch. Es war bitter kalt und sternenklar, um so unheimlicher wirkte der Leichengeruch, den der Nachtwind uns von benachbarten Gräberstätten entgegentrieb. Der Kutscher bemühte sich wieder, mich durch Fortsetzung seiner gestrigen Erzählungen zu zerstreuen, doch sprach er heute viel lauter. Er mochte mich, da ich meistens nur durch Kopfnicken geantwortet, für harthörig halten. Auch heute setzte ich meine Kutscherbekanntschaften fort und kam nach einer vierzehnstündigen Fahrt, an Gräbern und offenen Särgen vorbei, bald nach Sonnenuntergang, betäubt von dem wirren Geschwätz der Barbaren, in der Herberge an. Seit sechsunddreißig Stunden habe ich keinen Europäer mehr gesehen. Die grundlosen Wege hatten die Karrenfahrt doppelt unerträglich gemacht. Dreimal mußten wir quer durch kleine Flüsse fahren, in deren Lehmgrund die schweren Karrenräder bis an die Achse versanken und das trübe Wasser unsere Füße benetzte. Wegebau-Commissionen mögen in China nicht existiren!

Um über die Schwierigkeiten der Straßen leichter hinweg zu kommen, bedienen sich die Führer von Schiebkarren des eigenthümlichen Hülfsmittels der Mattensegel, und wirklich scheint der Wind bei leichten Fahrzeugen ausreichende Kraft zu besitzen, den Karren rascher von der Stelle zu bringen. Vor einem freistehenden Thor- oder Triumphbogen hielt ich eine Viertelstunde und skizzirte

ihn flüchtig. Zwei fünfzehn Fuß hohe hölzerne Figuren veranlaßten mich besonders dazu. Beide mochten Teufel vorstellen, aber während der eine sich mit einem Säbel gar grimmig geberdete, musicirte der andere unter leutseligem Lächeln auf einer Guitarre. In dem nahen Tempel stand ein Hauptgott aus Bronce, wie eine Bruthenne von ihren Küchlein, umgeben von vielen kleinen Götzchen. In unserem heutigen Nachtquartier sah es etwas reinlicher aus, man war sogar auf ein warmes Abendessen eingerichtet, doch war auch der Betrag der Rechnung diesen Genüssen angemessen. Das Document habe ich gleichfalls aufbewahrt und erfreue mich noch heute in Stunden der Erinnerung der zierlichen Schrift des chinesischen Wirthes. Wenn unsere Oberkellner die Rechnung möglichst flüchtig auf das Papier werfen und die einzelnen Posten gern in ein Pauschquantum zusammenziehen, befleißigt sich der Chinese einer wahrhaft kalligraphischen Ausführung. An den oft aus zwanzig Haarstrichen gebildeten einzelnen Wörtern fehlt nicht ein Häkchen, die Anfertigung der Rechnung von der Größe eines Thalerscheins konnte eine Stunde gedauert haben. Am 13. November brachen wir um 5 Uhr Morgens wieder auf und erreichten Nachmittags noch bei guter Zeit Tientsin.

Wäre ich abergläubisch, unser Einzug hätte mir für eine üble Vorbedeutung gelten können. Mein Kutscher, der seit Tagesanbruch wenig Gelegenheit gefunden hatte, seiner Händelsucht Luft zu machen, suchte in der Vorstadt einiges Aufsehen zu erregen und fuhr ein kleines Haus um. Wäre ihm dieses Attentat auf den befestigten Grundbesitz von Tientsin ungestraft hingegangen, er hätte von den wuchtigen Karrenrädern noch weiteren Mißbrauch gemacht und die ganze Straßenfront von Kartenhäusern über den Haufen gefahren; allein der Hausherr, die Miether und alle Nachbarn fielen über uns her und überschütteten den Freund des Umsturzes mit bitteren Vorwürfen. Man forderte von mir Bezahlung des übergefahrenen Hauses! Nach Abrechnung des Werthes der Baustelle, für die ich nicht verantwortlich gemacht werden konnte, hätte sich die Entschädigungssumme wohl noch erschwingen lassen, denn die Trümmer des Gebäudes glichen nur einem Haufen übereinander geworfener Bettschirme, allein rechtzeitig überfiel mich der Argwohn, das kleine Haus könne auf Speculation so weit aus der Straßenflucht hervorgerückt sein, um dem Besitzer zuweilen

eine Extra-Einnahme zu verschaffen; ich verweigerte jegliche Zahlung. Der Wortwechsel mit dem Kutscher dauerte noch an zehn Minuten, dann ließ man uns passiren, und kurz vor Sonnenuntergang hielt der Karren vor dem Hause des Herrn Stamman.

Während meiner ersten Anwesenheit in Tientsin war mir die Zeit nur spärlich zugemessen, jetzt bin ich genöthigt, den Abgang des Dampfers nach Shanghai hier abzuwarten, und gesonnen, das Versäumte nach Kräften nachzuholen. Gleich am nächsten Morgen (14. November) begünstigte die herrliche, nicht zu kalte Witterung meinen ersten malerischen Ausflug. Schnell war eine Ansicht der Stadt zu Papier gebracht und Nachmittags ein Spazierritt mit zwei Deutschen unternommen, der leicht traurige Folgen hätte haben können. Den mongolischen Miethsgäulen blieb unsere schülerhafte Reitkunst nicht lange verborgen. Nachdem dicht vor dem Thore erst der Braune und dann der Schimmel mit meinen Begleitern durchgegangen, fühlte sich auch mein Fuchs gedrungen, seinen Stallgenossen zu folgen. Ich verlor die Bügel, avancirte über den Sattelknopf auf den Hals der Mähre und flog endlich über ihren Kopf auf die Landstraße. In einiger Entfernung lagen die Landsleute; in dem tiefen Schmutz hatte Niemand Schaden genommen, nur mußten wir in der traurigsten Gestalt zu Fuß nach Tientsin zurückkehren. In den engen Straßen wurden wir eine willkommene Beute der Bettler, die, ohne unsern bejammernswerthen Zustand zu berücksichtigen, unser Mitleid zu erwecken suchten. Einige hatten unsere in die Stadt zurücklaufenden Pferde erwischt und erbaten sich ein Trinkgeld, andere suchten unser Erbarmen zu erregen, indem sie ihre nackte Brust mit großen Mauersteinen so gewaltsam bearbeiteten, daß die Stöße blutige Spuren hinterließen. Gerade diese Bettler waren immer gesunde und robuste Personen, die ihren Lebensunterhalt mit geringer Mühe durch Arbeit hätten erwerben können.

Am Morgen des 15. November wurde mir der Mangel jedes Heizapparates in unserer Wohnung schmerzlich fühlbar. Der Aufenthalt im Freien war immer noch erträglicher. Sobald der Nebel sich etwas verzogen hatte, bepackte ich mich mit meinem Malerstuhl und sonstigen Utensilien und nahm eine sehr malerische Straße mit mehreren Triumphbögen auf. Nach dem Tiffin stattete ich dem preußischen Consul, Herrn Alisch, einen Besuch ab. Der blaue Himmel und warme Sonnenschein forderten zu einem Spaziergange

auf, und der Consul führte mich zu den nahe gelegenen Forts, die in der Geschichte des letzten Krieges und Tractatenabschlusses von Tientsin eine große Rolle gespielt hatten. Die Wälle sind durchweg von Schlamm aufgeworfen, ein Material, das der Beschießung stärkeren Widerstand als Mauern und andere solide Befestigungen entgegengesetzt haben soll. Beim Brescheschießen blieben die Kugeln in der zähen Masse stecken oder fuhren hindurch, ohne eine Oeffnung zu hinterlassen. Die Zahl der Gefallenen muß sehr beträchtlich gewesen sein: die Forts sind von einer Menge von Grabhügeln umgeben, unter denen die Soldaten der Engländer und Franzosen ruhen.

Für den 16. November war ich auf den Landsitz des Herrn Alisch nach Chialin (Tschialin) zu einem Diner geladen. Die Villa war eine Stunde von der Stadt entfernt, und es blieb mir, da es die ganze Nacht hindurch gestürmt und geregnet hatte, nichts Anderes übrig, als mich eines Tragsessels zu bedienen, doch versanken selbst die acht handfesten Kulis, die abwechselnd den Palankin trugen, nicht selten tief in den Schlamm. An die Rückkehr nach Tientsin war nicht zu denken: ich wäre in Nacht und Nebel sammt meinen Trägern in der chaotischen Masse zu Grunde gegangen. Ich blieb in der Villa des Consuls, aber auch an ruhigen Schlaf war nicht zu denken. Der Sturm drückte die kleinen blauen und gelben Fensterscheiben des Gemaches ein, und ich holte mir einen heftigen Schnupfen, der mir auch die letzten Stunden der Nachtruhe verdarb.

Am Morgen war die weite Fläche der Flußniederung, so weit das Auge reichte, in Schnee gehüllt und ein scharfer Nordost trieb ein dichtes Gestöber der feinsten Flocken vor sich her. Dessenungeachtet traten meine acht Kulis an, und über Hals und Kopf kehrten wir mit unserem Palankin nach Tientsin zurück. Consul Alisch versichert mir, wir thäten wohl, stromabwärts nach Taku zu fahren, ehe der Fluß zufriert. Es sei sicherer, von dort aus den Abgang des Dampfers nach Shanghai abzuwarten. Meine Effecten waren rasch gepackt, nur mit klingender Münze war ich noch nicht ausreichend versehen. In der asiatischen Geschäftswelt wird meistens bis auf den letzten Augenblick gewartet. Erst im Moment der Abfahrt war es mir möglich, meine Papiere in Gold umzusetzen. Der Consul, den ich bis Shanghai begleiten werde, hatte ein geräumiges, mit vierundzwanzig Ruderern be-

manntes Mandarinenboot gemiethet, und um 4 Uhr fuhren wir nach der europäischen Ansiedelung den Fluß hinab. Wir sollen hier von der Abfahrtszeit des Steamers in Kenntniß gesetzt werden. Es stürmt gewaltig bei eisiger Kälte; die Flasche muß den gemüthlichen deutschen Ofen ersetzen. Obgleich man uns längst auf den Abgang des Dampfers vorbereitet hatte, traf doch erst am 19. November Vormittags die briefliche Aufforderung des Capitäns ein, uns sofort an Bord zu begeben. Die Dienerschaft des Consuls brannte bei hellem lichten Tage ein Abschiedsfeuerwerk ab, und um halb 2 Uhr Mittags schifften wir uns nach dem zehn Meilen entfernten Taku ein. So rüstig unsere schlechtgekleideten Kulis ruderten, um sich zu erwärmen, erreichten wir den Ort unserer Bestimmung doch erst in den Mittagsstunden des nächsten Tages. Kurz vor Taku zeigte mir Herr Alisch die künstlich aufgeworfenen Hügel, auf welchen vor drei Jahren die Scheinbefestigungen der Chinesen gestanden hatten. Diese waren nichts weiter, als Decorationen aus Leinwand und Papier gewesen, die man zwischen Bambusstäben aufgehängt und mit Schießscharten nebst Kanonenmündungen bemalt hatte. Die einzige Armirung dieser Pseudo-Forts bestanden aus sogenannten „Stinkpots", mit denen man den Bajonnetangriff der Engländer und Franzosen beantwortete. Die teuflische Mischung verbreitet einen scharfen betäubenden Dunst, der den Athem benimmt und das Auge zu brennend heißen Thränen reizt. Eine andere noch abscheulichere Composition ist mit feuchtem Schießpulver angemacht und verbrennt langsam, indem die Stinkmasse verdampft.

Wir hatten uns beeilt, an Bord des Dampfers „Gerard" zu kommen, allein die Mühe war umsonst gewesen. Erst am Tage darauf sollte der „Gerard" die Anker lichten. Die Mannschaft des Steamers begleitete eben die Leiche des Lootsen Wingate zu ihrer letzten Ruhestatt. Der unglückliche Mensch, derselbe, welcher den „Argus" vergebens über die Barre der Peiho-Mündung zu bringen versucht hatte, war gestern sinnlos betrunken in die See gefallen und todt herausgezogen worden. Kaum hatten wir uns ein wenig in unserer Cabine eingerichtet, als Herr Alisch die traurige Entdeckung machte, ein Korb mit zwölf Flaschen Champagner und eben so vielen feinen Medocs sei in unserem Mandarinenboot vergessen worden. Eine so wichtige Herzstärkung durfte nicht zurückbleiben. Der Diener, welcher mit uns die Abfahrt er-

warten und erst dann zurückkehren sollte, wurde dem schwerfälligeren Boote der Kulis nachgeschickt, holte es wirklich mit seinem winzigen Schnellsegler ein, brachte aber um halb 7 Uhr Abends nur noch drei Flaschen Champagner zurück. Den Rest hatte die Bootsmannschaft für gute Prise erklärt und — ausgetrunken.

Im Verlaufe des Tages kamen noch fünf Passagiere an Bord, darunter drei französische Missionäre, mit denen ich schon in Peking flüchtige Bekanntschaft gemacht hatte, und am Theetisch wurde denn auch die Ursache der Verzögerung unserer Abfahrt nach Taku erörtert. Wieder ist es die leidige Barre, die uns, wie früher die Einfahrt, jetzt die Ausfahrt erschwert. Sie besteht aus einer mit Schlamm bedeckten Sandsteinbank und legt sich, gleich einem Schlagbaum, quer vor die Mündung des Peiho. Der Wasserstand hatte bei dem gestrigen Winde nur sieben Fuß betragen, bei dem heutigen Nordost war er um einen Fuß gestiegen; morgen hoffte der Capitän bei ausreichender Tiefe den „Gerard" glücklich über die Barre zu bringen. Wirklich wurden am 21. November mit steigender Fluth alle Vorkehrungen zur Abfahrt getroffen. Ein deutscher Lootse trat an das Steuerrad, und alle Passagiere (der zweite Platz war mit chinesischen Handelsleuten gefüllt) legten mit Hand an, den Anker zu lichten. Die siamesischen und malayischen Matrosen sind nur ein schwächlicher, schlaffer Menschenschlag. Nach einer halben Stunde lag die Mündung des Peiho hinter uns, doch sollten wir abermals aufgehalten werden. Der Capitän eines auf die links gelegene Sandbank gerannten amerikanischen Barkschiffes kam an Bord und bot eine beträchtliche Summe, wenn der Dampfer ihn flott machen wollte. Unser Capitän war nicht der Mann, ein so vortheilhaftes Anerbieten abzulehnen; der „Gerard" ging sogleich ans Werk.

XXIV.

Ein Tag auf der Schlammbank. Die Swartow. Der Rhabarber-Reisende. Ein Laboratorium der Natur. Keine Spielkarten. Kein Schreibpapier. Concert von Rheinländern. Capitän und Matrose. Die Ningpo-Pagode. Das Nachtmahl der Bonzen.

Das Barkschiff war zwischen der Mündung des Peiho und der Barre links auf eine jener Bänke gerathen, welche Schlamm und Triebsand unaufhörlich bald an dieser, bald an jener Stelle zusammenwirbeln, und saß seit drei Tagen fest. Die Bugsirtaue wurden angelegt, und ohne erhebliche Anspannung der Dampfkraft des „Gerard" gelang es, den Nordamerikaner flott zu machen und demnächst auch über die Barre zu schleppen. Wir hielten uns schon für geborgen, als das Tau riß, das Barkschiff vom „Gerard" getrennt, dieser von einer heftigen Strömung ergriffen und südwärts getrieben wurde. Der Yankee nahm diese Gelegenheit wahr, unserm Capitän das Honorar für seine Mühewaltung schuldig zu bleiben, zog eilig so viel Leinen auf, als das Schiff tragen wollte, und fuhr spornstreichs davon; der Capitän ließ ihn gewähren. Er war gewiß, das Geld von den Rhedern der Bark später einzutreiben. Der deutsche Lootse war durch diesen Vorfall und die Strömungen unsicher geworden, und fünf Minuten später rannte der „Gerard" seinerseits mit äußerster Gewalt auf eine Schlammbank. Eine grenzenlose Verwirrung entstand an Bord. Die Mannschaft und Passagiere liefen durcheinander, und erst nach längerer Zeit gelang es der Energie des Capitäns, erstere zur Subordination zurückzuführen, letztere leidlich zu beruhigen. Es war 12 Uhr Mittags, ziemlich stilles Wetter, also Aussicht vorhanden, den Dampfer noch vor Sonnenuntergang von der Bank abzubringen. Die Arbeit mit Wurfankern begann sogleich, und wir Reisenden legten eifrig mit Hand an, doch blieben alle unsere Anstrengungen vergebens. Die Anker hafteten nicht auf dem haltlosen Grunde, und statt den „Gerard" zu bewegen, zogen wir bei jedem Ruck die Anker näher an uns. Wir marterten uns die ganze Nacht hindurch ab, als aber am frühen Morgen des 22. November eine starke Brise aufsprang und nach zwei Stunden

in einen fliegenden Sturm mit Schneegestöber und Eisgraupen ausartete, wurde unsere Lage bedenklich. Das ziemlich große eiserne Schiff trieb immer weiter auf die Bank und schlug und stampfte bei seiner kolossalen Schwere fürchterlich; der Bau zitterte und bebte in allen Rippen, endlich neigte er sich auf die linke Seite und der Wogenschwall brauste darüber hin. Schon am vorigen Tage hatte der Lootse uns auf das Hochwasser der Mitternachtstunde vertröstet, um 12 Uhr Mittags durften wir abermals darauf rechnen. Wirklich brachte die steigende Fluth uns Rettung. Der rasch ausgeworfene Wurfanker haftete, das Schiff konnte gedreht werden, sein riesiger Leib richtete sich langsam wieder auf, der Lootse und Capitän riefen jubelnd: „Der „Gerard" ist gerettet," und Zoll für Zoll arbeitete die Schiffsschraube den riesigen Eisenkasten durch die Sand- und Schlammmasse. Um 1 Uhr Mittags ließen wir in drei Faden Wasser den Anker fallen, denn noch mußten wir auf Briefe und Passagiere warten und den Wurfanker einholen, was bei der bewegten See einige Stunden Zeit kostete. Die Zeit wurde uns durch das von Shanghai kommende, nach Taku bestimmte Dampfschiff „Swartow" verkürzt, welches sich mühselig und fast schon in sinkendem Zustande an dem „Gerard" vorüberschleppte. Ein spanischer katholischer Geistlicher in schwarzem Ornat kam zu uns an Bord, und von ihm erfuhren wir, daß die arme Nußschale von dem Teifun, den wir in Tientsin erlebt, auf hoher See furchtbar mitgenommen worden sei. Um das leck gewordene Schifflein zu erleichtern, waren nicht nur der größte Theil der in Thee bestehenden Ladung, sondern auch Passagiergüter und mehrere Kisten mit Zeitungen, Briefen und Büchern für Sir Frederic in Peking über Bord geworfen worden. Der geistliche Herr maß die Rettung des Schiffes aus so großer Bedrängniß zuversichtlich einer Betstunde bei, die er mitten auf Deck während des Orcans gehalten hatte. Nach seiner Behauptung hätte sich die Wuth des Sturmes sofort gelegt, als er die Gläubigen daran erinnert, sie möchten sich darauf vorbereiten, in wenigen Minuten vor dem himmlischen Richter zu stehen. Die „Swartow" ist in einiger Entfernung von uns vor Anker gegangen, um das zum Passiren der Barre unentbehrliche Hochwasser abzuwarten; wir dampften um 4 Uhr Nachmittags der unsichern Ankerstelle halber eine Stunde weiter hinaus. Mehrere Passagiere der „Swartow" ließen sich dadurch nicht abhalten, uns

einen Besuch abzustatten und einigen Flaschen Cognac den Hals zu brechen. Von ihnen erfuhr ich, daß auf dem „Vicomte Canning", dessen ich mich auf der Fahrt von Siam nach Hongkong bediente, vor acht Wochen wirklich die schadhafte Maschine zusammengestürzt sei. Einige Tage vorher hatte der Unglücksdampfer an der Küste von Formosa ein nordamerikanisches Barkschiff in den Grund gesegelt, ohne das Unglück — die Mannschaft war ertrunken — verschuldet zu haben. Der Nordamerikaner war in dem nächtlichen Dunkel ohne Laterne gesegelt. Der Ostwind hatte sich am Morgen des 23. November zwar etwas gelegt, doch war er uns contrair, die Fahrt also nicht angenehm. In der Nacht waren keine weiteren Unglücksfälle vorgefallen, und der ungewohnte Zustand einiger Sicherheit fängt an mich zu beunruhigen, so vertraut bin ich nachgerade mit allen Wechselfällen des Seelebens geworden. Mir wird erst wieder leichter ums Herz, als der Capitän das Sinken des Barometers ankündigt und einen abermaligen Sturm prophezeit. Die Majorität der Gerard-Passagiere, darunter die drei Missionäre, ist schon jetzt seekrank, besser halten sich die chinesischen Touristen. Einer derselben, unter den knauserigen Chinesen eine seltene Ausnahme, fährt erster Klasse und geht durchweg mit dem Gelde splendider um, als seine Landsleute. Er ist auf der Insel Formosa ansässig und, wenn ich sein „Pidjen-Englisch" richtig verstanden habe, Rhabarber- und Kampher-Reisender. Er hat das uns Europäern unzugängliche innere China bereist und überbietet an Lügen unsern vielbewährten Münchhausen. Nach seiner Angabe werden die Flüsse und Kanäle im Innern des Landes von großen Raddampfern befahren, zuletzt gab er jedoch zu, er könne sich geirrt und schwimmende Reismühlen mit Schaufelrädern für Steamer gehalten haben. Porter und Grog trinkt er mit europäischer Geschmeidigkeit der Kehle.

Zwischen 9 und 11 Uhr passiren wir glücklich die Pitschili-Bai und die Miau-Tau-Straße mit ihren kleinen, aber drohend schroffen Felseninseln, und erblicken die große Stadt Heang-Chau. Am Felsabhang erbaut, reicht sie bis dicht ans Meer herab; auf der benachbarten Insel Chau-Chau zeigte mir der Capitän die Gräber jener vierhundert Franzosen und Engländer, welche vor drei Jahren die Taku-Forts von der Seeseite hatten stürmen sollen, aber im Schlamm umgekommen waren. Die weißen Grabsteine konnten wir mit unbewaffnetem Auge deutlich erkennen.

Unser Dampfer durchschneidet jetzt die Wogen des gelben Meeres, das seinen Namen mit vollem Recht trägt. Sein fortwährend stürmisch bewegtes Wasser gleicht einer Lehmtunke und sondert, in einem Glase aufgefangen, sehr bald einen beträchtlichen Niederschlag ab. Die Natur hat hier ein Laboratorium zur Bildung neuer Landstriche angelegt und ist in voller Arbeit begriffen, die Tiefen des Oceans mit festen Bestandtheilen auszufüllen. Um halb 4 Uhr Nachmittags kamen wir nach Chifou.

Wir warfen Anker, verweilten aber nur vierundzwanzig Stunden, um noch 30,000 Dollars, vier chinesische Passagiere und tausend Hühner nebst einigen Dutzend Hasen und großen Seefischen für Shanghai einzunehmen. Der Wind hat sich nach Westen gewandt, es regnet, und um 3 Uhr stechen wir mit Segel- und Dampfkraft wieder in See. Meinen bedauernswerthen Reisegefährten, nachdem sie das Reis-, Thee- und Opiumthema hinreichend variirt, wird die Zeit entsetzlich lang; ich empfehle ihnen eine Partie Whist, aber es ergiebt sich, daß erstens nur zwei der Herren das edle Spiel verstehen, und zweitens der „Gerard" keine Spielkarten „fährt". Ich muß die Herren ihrem Schicksal überlassen, sie kauern sich in der Kajüte zusammen, wie ein Volk durchnäßter Rebhühner; ich spitze meine Bleifeder und arbeite an meinen Aufzeichnungen. Das Schreibpapier war mir schon in Peking ausgegangen, und da dergleichen Waare in der Hauptstadt des himmlischen Reiches nicht käuflich zu haben war, bediene ich mich der in Seide gebundenen, aus alten Brieftaschen gerissenen Pergamenteinlagen zu Scripturen. Buddha wird sie lesbar erhalten!

Unter ungleich erfreulicheren Bedingungen, wie vor vier Wochen, kommt Weih-hei-Weih in Sicht, aber wir dampfen hochfahrend vorüber und passiren Abends 9 Uhr das Cap Chantung. Mit günstigem Winde legen wir zehntehalb Knoten in der Stunde zurück, der Vollmond erleuchtet taghell das Verdeck, und zur Feier des schönen Abends wird in der Kajüte starker Grog in bedenklichen Quantitäten getrunken. Der Rhabarber-Reisende von der Insel Formosa hat es auf die Missionäre abgesehen, aber: wer Anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Der Ungläubige hatte die Fassungskraft und Leistungsfähigkeit der frommen Männer weit unterschätzt; als ich mein zweites Glas mischte, standen die Füße der malayischen Männer, die ihn in seine Koje tragen sollten, schon draußen. Am 25. November ging bei dichtbewölktem

Himmel der Wind nach Süden herum, doch erheiterte sich der Horizont Nachmittags wieder, und wir beobachteten zwischen 5 bis 6 Uhr Abends eine totale Mondfinsterniß. Der Chinesen bemächtigte sich beim Anblick dieses Schauspiels tiefe Betrübniß. So viel ich zu ermitteln vermochte, schlossen sie daraus auf bevorstehende Hungersnoth oder Kriegsgefahren, und beruhigten sich erst einigermaßen, als der Schatten unseres Planeten die klare Mondscheibe verlassen hatte. Ich ersuchte die Herren Missionäre, den unwissenden Menschen den natürlichen Vorgang auseinanderzusetzen, aber sie zuckten lächelnd die Achseln. Wir verwickelten uns bei dieser Gelegenheit in ein längeres Gespräch, und ich erfuhr von ihnen, daß sie nur in der Eigenschaft gerichtlicher Zeugen einen Besuch in Peking abgestattet hätten. Es handelte sich um die Verurtheilung eines eigenmächtigen Mandarinen, der vor Jahresfrist einen Collegen der Missionäre und vier chinesische Christen hatte hinrichten lassen. Der Missionär war nach vielen Mißhandlungen nackt mit dem Zopf an den Schweif eines Pferdes gebunden, durch die Stadt nach dem Richtplatze geschleppt und dort enthauptet worden. Die französische Regierung hatte Genugthuung gefordert und der Mandarin seine grausame Willkür mit dem Leben gebüßt. Die Einkünfte der armen Geistlichen sind überaus geringfügig, und ohne die Unterstützung christlicher Landsleute müßten sie, nur auf ihre Jahrgehalte angewiesen, elendiglich zu Grunde gehen. Der Bischof **in partibus** erhält 160 Dollars, die beiden Priester jeder 88 Dollars. Der Capitän des Dampfers hat ihnen natürlich freie Ueberfahrt nach Shanghai bewilligt, denn der Preis des Fahrbillets würde fast eine ganze Jahreseinnahme verschlingen. Ich habe für die Strecke von Taku bis an den Ort unserer Bestimmung nach preußischem Gelde 150 Thlr. bezahlt.

Bei schönem Wetter näherten wir uns am 26. November der Mündung des Yantsekiang, die sich schon viele Meilen weit in offener See durch eine eigenthümliche Nüance der gelben Färbung ankündigte. Die Capitäne sind nie um einen schlagenden Ausdruck verlegen; als wir daher um 9 Uhr Abends in die Mündung des Stromes einliefen, hieß es nicht: wir wollen den „Anker", sondern den „Schmutzhaken (**mud hack**)" auswerfen! Die Stromfahrt konnte am nächsten Morgen nur mit halber Dampfkraft fortgesetzt werden; unser Kohlenvorrath ging zu Ende. Bald darauf kamen wir an einem gesunkenen englischen Barkschiff vorüber; es

war der Versicherungs-Gesellschaft theuer zu stehen gekommen. Außer der Entschädigung für die aus Thee und Seide bestehende, auf eine Million Thaler veranschlagte Ladung hatte sie für das Schiff selber 70,000 Thaler zahlen müssen. Durch die Gefährlichkeit der Wasserstraße verzögert sich unsere Fahrt, und ich ziehe, als wir eine Meile unterhalb Shanghai wieder vor Anker gehen, mit Herrn Consul Alisch vor, ein Barke zu miethen und unsere Effecten hinaufrudern zu lassen. Im Angesicht der Stadt kamen wir abermals an einem gesunkenen Dreimaster vorbei.

In Shanghai ist an deutscher Gesellschaft kein Mangel. Gleich am Tage nach unserer Ankunft wurden wir zu dem Concert einer rheinischen Orchester-Gesellschaft geladen; ich traf dort einen alten Bekannten, Herrn Lindauer, Mitarbeiter der „Revue des deux Mondes"; die Soirée schloß Nachts 1 Uhr mit einer Punschgesellschaft. Die am andern Morgen im Kreise von sechzehn Landsleuten unternommene Wasserpartie nach einer oberhalb Shanghai gelegenen berühmten alten Pagode hatte keinen gleich erfreulichen Verlauf. Die Barke führte keine Segel, und die kraftlosen Ruderer ermüdeten so bald, daß wir auf halbem Wege aussteigen und zu Fuß nach Shanghai zurückkehren mußten. Es ward uns schwer, durch ein Netz von Kanälen den richtigen Pfad zu finden, doch entschädigte uns für die Mühsal ein großer Opferplatz mit zahlreichen Leichenhügeln, die mit steinernen Rossen, Löwen und Götzen geschmückt waren. Die anwesenden Leidtragenden oder Andächtigen kamen uns mit großer Höflichkeit entgegen, aber sie schlugen nicht ein, als meine Gefährten ihnen zum Gruße die Rechte boten. Als Erwiderung schüttelt der Chinese nur mit der Rechten die dürre gelbe Linke und fügt „Tschin, Tschin!" hinzu.

Auf malerische Ausbeute muß ich verzichten, Shanghai und seine Umgegend ist durchweg flach und kein Hintergrund für den Landschafter vorhanden. Mir bleibt daher ausreichende Zeit für gesellschaftlichen Umgang, doch bin ich, da es seine Bedenken hat, mit englischen Constablern, der Straßenpolizei und französischen Schildwachen anzuknüpfen, durchschnittlich auf Schiffscapitäne angewiesen. Mein Liebling ist ein Landsmann aus Wolgast, der Befehlshaber eines ansehnlichen Pinkschiffes. Gleich die Antwort, welche mir der humoristische Mann auf meine erste Frage ertheilte, wird ihn am besten charakterisiren. Als ich mich erkundigte, was ihm in diesen Tropengegenden am meisten gefiele,

erwiderte er nach einigem Besinnen: „Der ausgezeichnete, der wunderbare Durst!“

Wir machen gemeinsame Ausflüge und amüsiren uns vortrefflich. Neulich waren wir in dem Atelier eines Schiffsmalers, vermochten aber nicht mit ihm fertig zu werden. Der gute Capitän wollte ein Bild seines Pinkschiffes haben, wie es im Teifun, vor dem Winde „lenzend“, d. h. fliegend, dem Beschauer gleichsam entgegenkommt; der chinesische Künstler behauptete hartnäckig, dergleichen könne nicht gemalt werden. Alle Schiffe ließen sich nur im Profil abconterfeien. Da jegliche Perspective der chinesischen Malerei unbekannt ist, war der störrische Meister nicht eines Besseren zu überzeugen. Mein Wolgaster Freund war eben nicht über seine Weigerung erzürnt. „Die Bilder haben keinen Pli, keine Façon,“ sagte er, als wir das Atelier verlassen hatten. Ueberaus ergötzlich ist sein Verkehr mit den Matrosen des Schiffes. Diese Herren befinden sich, wie alle Personen, deren körperliche Haltung nicht durch ein militärisches Reglement bestimmt wird, wenn sie mit einem Vorgesetzten sprechen, in großer Verlegenheit, was mit ihren Händen anzufangen sei. Ich benutze die vorkommenden Gelegenheiten, die lächerlichen Stellungen und fabelhaften Bewegungen der Matrosen rasch abzuzeichnen, und dem Capitän macht es Vergnügen, sie durch leutselige Fragen hinzuhalten und in immer größere Verlegenheit zu bringen. Da die Capitäne gesetzlich verpflichtet sind, ihre Mannschaften in den Häfen möglichst zu überwachen und vor allen unnützen Ausgaben zu bewahren, damit ihnen nach der Rückkehr eine runde Summe aufgesparter Besoldung ausgehändigt werden kann, ersinnen die Matrosen gewöhnlich die ungereimtesten Ausflüchte, wenn sie ihrer Vergnügungen halber in den Besitz einer kleinen Summe kommen wollen. Ich war Augen- und Ohrenzeuge, als drei derselben, die an Land zu gehen gedachten, dem Capitän eine Visite abstatteten. Jeder bat um drei Dollars Vorschuß; schon diese Uebereinstimmung war verdächtig, noch mehr die angegebenen Gründe.

„Ich möchte mir eine neue Mütze kaufen!“ sagte grinsend der erste, aber dabei drehte er seinen noch sehr reputirlich aussehenden Deckel auf der linken Hand.

„Drei Dollars, mein Sohn!“ antwortete der Capitän, „zu einer neuen Mütze? Deine Mütze ist ja noch sehr gut, drei

Dollars? Ah! ich verstehe, Du willst Dir eine Mandarinenmütze mit einer Pfauenfeder kaufen — hier sind die drei Dollars, laß Dich nur nicht von den verdammten Chinesen über das Ohr hauen!"

Die beiden anderen forderten drei Dollars, um sich einen Zahn ausreißen und die Haare kappen (schneiden) zu lassen. Nachdem der Capitän mit ironischem Lächeln die struppigen rothen Borsten des einen und das schneeweiß glänzende Haifischgebiß des andern in Augenschein genommen, erhielten alle drei den geforderten Vorschuß. Auf unserem Abendspaziergange trafen wir das Triumvirat am Yantsekiang, es kam höchlich angeheitert aus einer Schenke und stimmte, an uns vorübertaumelnd, das bekannte Lied an: „Die Mädchen in Deutschland sind nicht so kokett, als jene dort über dem Rhein!" Der Capitän rief mit sonorer Baßstimme: „Guten Abend, Kinder, habt Ihr Eure Einkäufe gemacht, Eure Geschäfte besorgt?"

An Piraten muß der District von Shanghai besonders ergiebig sein. Kein Tag vergeht, an dem nicht mehrere ausgeschifft und mit zusammengeknüpften Zöpfen durch die Stadt transportirt würden. Ein Trupp, dem ich neugierig folgte, wurde in den Palast des Gouverneurs von Shanghai geführt, wo sich zugleich der erste Gerichtshof des Ortes befindet. Was aus ihnen geworden, erfuhr ich nicht, denn gleich im Vorraum wies man mich zurück, und ich fand kaum so viel Zeit, den großen, auf Drachenklauen stehenden Tisch, das Dintenfaß, d. h. einen gigantischen Tuschkasten mit feinen Bambuspinseln, die Petschafte und kaiserlichen Stempel, endlich die an den Wänden umherhängenden Marterinstrumente meiner Einbildungskraft einzuprägen. Mich verdroß die hochmüthige Behandlung der Subalternbeamten, ich zog meinen „Mandalin Paß Numbel one" aus der Tasche und hielt ihn den Gesellen unter die Nase. Jetzt krümmten sie sich wie Ohrwürmer und erboten sich, mir alle officiellen Gemächer des „Yamun" (Palast) ihres „Taou-tai" (Gouverneurs) zu öffnen; ich dankte ihnen verbindlich. Mehrere verurtheilte Verbrecher ohne Zöpfe, die über den Hof geführt wurden und des Schlimmsten gewärtig schienen, benahmen mir alle Lust weiter vorzudringen. Die Gerichtssitzung „Squeezi Pidjen" (Quäl-Geschäft) war eben beendet.

Von hier begab ich mich in den nahen großen Buddha-Tempel

und die noch geräumigere Pagode der Ningpo-Kaufleute. Letztere, die Bewohner einer im Innern des Landes gelegenen großen Stadt, haben ihren Tempel reich ausgestattet und ermüden schlechterdings nicht in der Darbringung von Speise- und Trankopfern. Hat einer dieser Industriellen etwas auf dem Gewissen, so beeilt er sich, den erzürnten Götzen durch einen guten Bissen zu besänftigen. Die Herren aus Ningpo müssen ziemlich viel auf dem Kerbholz der himmlischen Mächte haben; denn der Altar ihres Tempels glich einer sauber geschmückten, reichbestellten Mittagstafel, so viele Bratenschüsseln und Fischgerichte, Kuchen und Weine, Früchte und Blumen waren dem Götzen dargebracht. Nach Einbruch der Dunkelheit fallen die Bonzen über die Speisen her, doch laden sie auch europäische Gäste ein, sich nach Belieben zu bedienen. Das Laster der Intoleranz und des Fanatismus ist dem chinesischen Volkscharakter vollkommen fremd. Consul Alisch hatte mich begleitet, und als wir die Straße entlang schlenderten, wurden wir plötzlich durch einen jener schrecklichen Contraste erschüttert, die in diesem seltsamen Lande so oft zum Vorschein kommen. Unweit des reichen Tempels und seines Ueberflusses an leckeren Speisen fanden wir auf einem Kehrichthaufen einen armen sterbenden Knaben. Er war unbekleidet, doch hatte ein Vorübergehender ihm mit einer Matte bedeckt. Außer Stande, mehr für ihn zu thun, drückten wir ihm etwas Geld in die Hand. Es fiel zu Boden, das unglückliche Kind vermochte es nicht mehr festzuhalten. Wir gingen schweigend davon; Beide fühlten wir uns einer schweren Unterlassungssünde schuldig. Der Vorwand war ein elender; wir sagten; es sei nicht unsere Sache, für die schlechten staatlichen Einrichtungen dieses lieblosen Volkes aufzukommen und ihre Mängel auf unsere Kosten zu verbessern. Bei einem solchen Geschlecht läuft Alles auf Vortheil und Geschäft hinaus: Liebe und Haß, Leben und Sterben, Vergängliches und Ewiges. Den christlichen Gottesdienst nennen die Chinesen „Jesus Pidjen", eine Heirath „Love Pidjen." Von der nationalen Reinlichkeit haben sie eine sehr hohe Vorstellung. Aus der Leidenschaft der Europäer für tägliche Bäder und wiederholte Waschungen, sowie aus dem täglichen Wechsel der Wäsche, schließen sie auf unsere angeborene Unsauberkeit. Nach ihren Behauptungen reicht alle acht Tage eine Abwaschung vollkommen hin.

Zu einer außerordentlichen Abwaschung wären wir Deutschen

auf einer Wasserpartie nach der Pagode Long faeh im Woosung-flusse ohne die Entschlossenheit unseres Capitäns leicht gekommen. Durch die Ungeschicklichkeit des Steuermanns stieß der kleine Dampfer so heftig gegen das Ufer, daß wir Alle zu Boden stürzten und Flaschen und Gläser in der Kajüte in tausend Granat-splitter zertrümmert wurden. Auch die Maschine hatte durch den heftigen Stoß Schaden gelitten, und der Capitän rieth uns, da der Kessel platzen könne, ins Wasser zu springen und ans Land zu waten. Wir hatten dazu keine Lust und winkten mehreren Fischer-böten, die in der Nähe verweilten. Die Schelme waren weit ent-fernt, uns zu Hülfe zu kommen. Erst als der Capitän den Re-volver zog und nach ihnen zielte, ruderten sie hastig herzu und brachten uns ans Land; doch bedurfte es noch einer starken Geld-entschädigung, ehe sie mit Hand anlegten, den kleinen Dampfer flott zu machen. Ich hatte die Zwischenzeit benutzt, die mehr als siebenhundert Jahre alte Pagode mit Aquarellfarben zu skizziren.

XXV.

Opiumraucher. Die Wochenstube auf der Straße. Die Cabinets d'Aisance von Shanghai. Die Leber auf der Wagschale. Dr. Meyer und sein Todter. Foh-Kien. Der Kaper Alabama. Unter englischer Flagge. Miß B., australische Sängerin. Feuer! Fat-Jack. Eingepökelte Chinesen. Teller oder Krone. Die Bai von Fuchow.

Unweit meiner Wohnung liegt eine Reihe Opiumhöllen, ich benutze daher das schlechte Decemberwetter, mich dorthin zu begeben und die Raucher zu beobachten. Der Empfang ist stets überaus freundlich. Falls die Schwelger in den verschiedenen Stadien des Rausches nicht zu weit vorgerückt und noch der Sprache mächtig sind, laden sie mich ein, neben ihnen Platz zu nehmen und mich auf einer der hölzernen Pritschen auszustrecken. Ich habe mich jedoch immer nur eines Rohrstuhles bedient, denn die Unreinlich-

keit in diesen Localen übersteigt alle europäischen Begriffe. Sobald der Raucher es sich bequem gemacht, zieht er seine Pfeife hervor, eine flötenartige Röhre, auf der ein winziger Pfeifenkopf, nur ausreichend, ein erbsengroßes Stück Opium darin zu befestigen, angebracht ist. Eine kleine Lampe, die auf einem Tischchen neben jener Pritsche steht, dient dazu, dasselbe anzuzünden und im Glimmen zu erhalten. Jetzt thut der Raucher langsam mehrere Züge, verschluckt den Rauch und schließt die Augen, die Wirkung des Narkotikums abwartend. Der Anfänger hat seinen Zweck bald erreicht; die alten Sünder sind genöthigt, ehe der Rausch eintritt, fünf bis sechs Pfeifen zu rauchen. In dem Exterieur der verlorenen Menschen ist nichts Außerordentliches wahrzunehmen, nur selten habe ich bei schwächlichen Individuen leichte Zuckungen bemerkt. Gewöhnlich liegen sie, kaum merklich athmend, auf ihren Pritschen und schwelgen in den wunderbarsten Traumgesichtern. Der erfahrene Opiumraucher vervielfältigt, wie man mir berichtet, seine Dosen so lange, bis er in seiner Vorstellung das Gefühl der körperlichen Schwere vollkommen verliert. Der Zustand eines ätherischen Schwebens durch den Raum, während verführerische Bilder das innere Auge entzücken, wird als der letzte Zweck und höchste Genuß des Opiumrauchens bezeichnet. Die Chinesen geben ihren letzten Heller dafür hin und leben bei geringem Einkommen lieber auf die jämmerlichste Weise, ehe sie auf den dämonischen Rausch verzichten.

Der Himmel klärte sich am 8. December etwas auf und ich machte einen weiten Spaziergang auf der breiten Stadtmauer von Shanghai. Sie begrenzt meistentheils die Hinterhäuser und gestattet die interessantesten Blicke in das Familienleben der Reichen und Armen. In mehreren Gebäuden sah ich durch die offenen Fenster theils verschlossene, theils offene Särge stehen; im letzteren Falle waren die darin befindlichen Leichen skeletirt. In der Nähe eines Buddhatempels stieg ich von der Mauer herab und brachte dem Idol meine Huldigung dar. Ob die auf dem Altar brennenden Lichter zur Verherrlichung der Gottheit, oder nur zur Bequemlichkeit der Bonzen angezündet waren, kann ich nicht mit Bestimmtheit angeben, doch bedienten sich letztere derselben, um ihre Tabakspfeifen in Brand zu stecken, und ich nahm zu den glimmenden Opferstäbchen meine Zuflucht, die mir als Fidibus gleichfalls gute Dienste leisteten. Augenblicklich war eine stolze Schönheit in

kostbarer Toilette im Tempel anwesend. Es schien ihr um Auskunft über den Verlauf ihrer Herzensangelegenheiten zu thun zu sein und sie zog aus einem dargebotenen Becher ein Loos, dessen Nummer mit einem Zettel correspondirte, den der Oberbonze aus einem großen Bündel hervorsuchte. Die Inschrift mochte die schöne junge Dame nicht befriedigen, sie honorirte die Bemühungen des Bonzen und ließ sich in ihren Palankin heben. Ich hatte von den Stufen des Altars aus der Scene zugesehen und eine Tasse Thee aus den Händen der buddhaistischen Priester angenommen; jetzt näherten sich mir auch die vierfüßigen Tempelgenossen. Sechs alte, äußerst übelriechende Ziegenböcke hatten bisher in den Winkeln des Gotteshauses umhergeschnuppert; sobald sie mich entdeckt, traten sie an den Hauptaltar und machten die Bekanntschaft des europäischen Eindringlings. Ich hatte an dem scharfen Dunst der Unholde genug, reichte dem Bonzen ein kleines Geschenk und rannte ins Freie. Der Schmutz der Straßen war entsetzlich, aber eine arme chinesische Frau hatte sich dadurch nicht abhalten lassen, hart an der Mauer eines Hauses ihr Wochenbett aufzuschlagen und ohne Unterstützung einer Wehemutter oder eines Accoucheurs eines gesunden Knäbleins zu genesen. Gutmüthige Nachbarn hatten ihr ein Bündel Reisstroh unter den Kopf geschoben, ein junges Mädchen brachte eine Schüssel Reis mit Curry, die Wöchnerin richtete sich auf und vertilgte die ansehnliche Quantität bis auf das letzte Körnchen, dann wickelte sie das Kind, welches bis dahin in der scharfen Decemberluft auf den Fliesen nackt dagelegen hatte, in ihre Lumpen und machte sich davon.

Die Straßen von Shanghai sind durchschnittlich nur fünf Fuß breit, und alle hundert Schritt stieß ich auf mehrere Cabinets d'Aisance, die, nach allen Richtungen offen, sämmtlich Zuspruch gefunden hatten und von Dünger-Inspectoren überwacht zu werden schienen. Die Gewohnheiten dieses Volkes sind überaus wunderlich; ich lerne täglich neue Eigenthümlichkeiten kennen. Daß die Ostasiaten den Comfort einer Bettstelle, eines gepolsterten Lagers nicht kennen, habe ich schon angeführt, aber es ist bei ihnen selbst keine bestimmte Schlafenszeit festgesetzt. Der Chinese, gleichviel welches Standes, streckt sich, sobald ihn Müdigkeit überfällt, bei Tag oder bei Nacht, auf den Matten des Fußbodens aus und entschlummert. Wacht er auf, und wäre es um 2 Uhr Morgens, so zündet er seine Pfeife an und greift zu irgend einer Arbeit. Die Bequem-

lichkeiten der Europäer kennt er nicht; er legt niemals seine Kleider ab. Verschläft er nicht selten die schönsten Stunden des Tages, so beginnt er dafür sehr oft seine Arbeit mitten in der Nacht.

Mit dem Gesundheitszustande der Landsleute ist es hier eben so schlecht bestellt wie in allen asiatischen Flußniederungen; mehr oder weniger leidet jeder an der Leber. Um daher die Ernährung des Körpers vollständig zu controliren, läßt man sich in 14tägigen Fristen wiegen und verzeichnet die jedesmaligen Resultate. Eine Menge Selbsttäuschungen läuft natürlich mit unter, dieser setzt sich immer nach Tisch auf die Wageschale, jener steckt vorher eine Rolle mit fünfzig Dollars, als einen rechtmäßigen Theil des Menschen, in die Tasche. Strenge genommen ist es indeß höchst tadelnswerth, über die Schwächen der armen Deutschen und Engländer zu lachen; sie thun alles Mögliche, mir das Leben angenehm zu machen. Kein Tag geht vorüber, an dem ich nicht zu irgend einer Gesellschaft geladen wäre. Allerdings sind es nicht immer die auserlesensten Cirkel, in denen ich mich bewege, doch lächelt mir zuweilen das Glück. Die Frau eines Schiffscapitäns, der mit seiner Bark eben von San Francisco anlangte, war eine fertige Klavierspielerin, und in den Salons des Consuls Herrn Alisch verstummt weder Gesang noch Saitenspiel. Man begleitet mich auf meinen Ausflügen, und Herr Dr. Meyer, ein junger Arzt, der Anlagen für Landschaftsmalerei zeigt, führte mich zu einem der schönsten Schauspiele für philosophische Männer seiner Wissenschaft, zu der Leiche eines Mandarinen. Wir fanden den würdigen Büreaukraten schon auf der Bahre. Die Hinterbliebenen hatten ihn in den goldgestickten Bratenrock gehüllt und auf einem Paradebette ausgestellt. Die nächsten Verwandten lagen, in weiße Gewänder vermummt, rings auf den Matten des Fußbodens umher, weinten und heulten, vor der Hausthür wurde Feuerwerk abgebrannt und schlechte Musik gemacht. Dr. Meyer schien stolz auf den Todten. Zwar hatte er nicht zu seinen Patienten gehört, doch war der junge Arzt mit der allmählichen Degeneration seiner Leber vollkommen vertraut und wußte viel von der Euthanasie des edlen Mandarinen zu erzählen. Die Tage meiner Abfahrt rücken heran, und ein Abschiedsdiner jagt das andere; in Folge der unaufhörlichen Toaste bin ich in eine bedenkliche Schwäche verfallen, aus der ich mich erst wieder auf hoher See emporraffen werde. Im Hafen liegt der „Foh-Kien“ vor Anker, ein nord-

amerikanischer Dampfer, den dortige Rheder auf Speculation gebaut und dem Kaiser von China zum Verkauf angeboten hatten. Das prachtvoll ausgestattete Schiff war Sr. Majestät indeß zu theuer gewesen, und so hatten die Besitzer in den sauren Apfel beißen und den „Foh-Kien" in ein Transportschiff für Passagiere und Frachtgüter verwandeln müssen. Mit Vergnügen hätte ich dem tadellos eingerichteten Dampfer meine Person und Habseligkeiten anvertraut, wäre er nur nicht ein Nordamerikaner gewesen. In den chinesischen Gewässern lief nämlich die Nachricht um, die „Alabama", jener berüchtigte Kaper, der dem Handel der Union so vielen Schaden zufügen sollte, ehe ihn an der französischen Küste der Rächer ereilte, treibe sich auf der Höhe von Hongkong umher. Die Hiobspost wurde zwar wieder bezweifelt, aber am 11. December traf von amtlicher Seite wirklich die Kunde ein, die „Alabama" habe in der Sundastraße zwei amerikanische Dreimaster mit Ladungen im Werthe von 400,000 Dollars verbrannt und in Grund gebohrt.

Was war zu thun? Das Passagiergeld von Shanghai bis Hongkong hatte ich mit 190 Thlr. am Tage vorher entrichtet. Alles stand auf dem Spiele. Ward der „Foh-Kien" von der „Alabama" genommen, so war das auf meine Reise verwandte Capital und die Mehrzahl meiner Arbeiten verloren! Die Eigenthümer des schönen Schiffes waren jedoch nicht gewillt, Alles auf eine Karte zu setzen. Sie sind übereingekommen, die nordamerikanische Flagge des Dampfers mit der englischen zu vertauschen und dem Seerecht nach Capitän und Mannschaft darauf zu vereidigen. An Bord des „Foh-Kien" sind daher nur so viel Matrosen und Feuerleute zurückgeblieben, als zur Ueberwachung des Schiffes erfordert werden; der Capitän ist mit seinen Leuten nach Shanghai berufen, um dort nach Vollziehung der sonstigen seemännischen Ceremonien den Eid zu leisten.

Wir Passagiere erster Classe, etwa ein Dutzend, haben uns indessen auf dem Dampfer schon einquartiert. Eine junge Sängerin, die angeblich ihre Vocalstudien in Australien gemacht, begleitet uns nach Hongkong. Bei der Vernachlässigung meiner musikalischen Erziehung habe ich die triftigsten Gründe, in meinen Urtheilen über Gesangscapacitäten vorsichtig zu sein; allein noch heute lasse ich mir nicht ausreden, daß Miß B. am Stockschnupfen litt.

Sehr leicht wäre es gewesen, darüber Gewißheit zu erlangen,

denn Miß B. hatte am Abend vorher in Shanghai ein Concert gegeben; ich war leider durch den Preis des Eintrittsbillets, der fünf Dollars betrug, abgeschreckt worden. In Japan, wohin sie ihre Kunstreisen gleichfalls gerichtet, hatte sie sogar acht Dollars gefordert und erhalten. Darf ich die Qualität ihrer Stimme nach dem tändelnden Getriller taxiren, das sie während des Tiffins ausstieß, so bezweifle ich nicht, daß sie in unserer kunsterfahrenen Heimath nur Verehrer in jenen Localen gefunden haben würde, deren Eintrittspreis 5 Sgr. nicht übersteigt. Außer einer Kammerzofe polynesischen Geblüts führt Miß B. einen Kornak mit sich, der die Regeln des Anstandes aufrecht erhält und seine Herrin vor irdischer und maritimer Ungebühr schützt. Mein Benehmen ist wie das meines Kojen-Gefährten, eines Persers, sehr respectvoll; eben deshalb hat Miß B. uns Beide in ihre Affection genommen. So saßen wir in Abwesenheit des Capitäns am 11. December in holder Eintracht beim Tiffin und Miß B. ringelte eben mit zierlichen Fingern ihre blonden Locken um die Zacken einer reich mit Perlen besetzten Krone, die nie von ihrem Haupte kam, als plötzlich aus dem Schiffsraum der entsetzliche Ruf: „Feuer! Feuer!“ erschallte. Aus den Oeffnungen neben der Maschine drang ein leichter Rauch hervor. Da wir schon seit zwölf Stunden geheizt hatten, mußte das Feuer in der Nähe des Kessels ausgekommen sein. Persönliche Gefahr war nun freilich nicht vorhanden, denn der „Foh-Kien“ lag am Hafenquai und über ein Brett schritten wir in Sicherheit; allein alle unsere Effecten lagen tief unten im Raum, von anderen Frachtstücken bedeckt. Diesen tragischen Moment hielt Miß B. für geeignet, in meine Arme zu sinken und die Besinnung zu verlieren; ich war entgegengesetzter Meinung. Statt das elegante Persönchen mit theatralischem Anstande auf das Sopha zu schleppen und dort die vorschriftsmäßigen Wiederbelebungsversuche zu beginnen, schloß ich Miß B. fest in meine Arme und rüttelte sie, während ich ihr energisch zusprach, so schnell und kräftig, daß sie sofort ins Bewußtsein zurückkehrte und ihre Ohnmacht durch den gehabten Schrecken und die Furcht vor dem Verlust ihrer Sammet- und Damastkleider entschuldigte. Unterdessen war von allen Schiffen Hülfe herbeigeeilt, die Wassereimer flogen in einem rasch gebildeten Spalier auf und ab, die Dampfspritze des „Foh-Kien“ wurde in Bewegung gesetzt und nach einer halben Stunde war auch der letzte Funken erstickt. Die chinesischen Passagiere zweiter Classe,

deren Gepäck auf Deck steht, hatten das bessere Theil erwählt und, statt sich bei der Dämpfung des Feuers zu betheiligen, ihre Habseligkeiten auf das Bollwerk geschleppt, an dem wir ankerten. Miß B. gab ihrem Entzücken über unsere Rettung und die ihrer Garderobe dadurch Ausdruck, daß sie im ferneren Verlaufe des Tages die Toilette noch dreimal änderte. Nur so konnten wir einsehen, in welcher Gefahr sie geschwebt hatte. Der Capitän und die Mannschaft waren spät Abends von Shanghai zurückgekehrt; als ich mich nach einer ruhig verschlafenen Nacht am 12. December von meinem Lager erhob, wehte schon die englische Flagge von der Gaffel. Alles, was an Bord zur Bedienung des „Foh-Kien" gehört, ist darüber bis auf den Tod betrübt. Mir wurde versichert, daß nach seiner Metamorphose der „Foh-Kien" nie wieder das nationale Sternenbanner führen dürfe. Uns genügte die jetzige Gewißheit, vor den Angriffen des Kapers „Alabama" gesichert zu sein.

Um halb 2 Uhr Mittags stach unser stolzes Schiff in See und suchte sich langsam einen Weg durch das Labyrinth von Kauf- und Kriegsfahrern aller Nationen zu bahnen, unter denen wir vor Anker gelegen hatten. Ich stand vorn am Deck neben dem Lootsen, der von hier aus nach amerikanischer Weise das Steuer lenkt, als der „Foh-Kien" unerwarteter Weise einen gewaltigen Stoß erhielt. Bei der geringen Spannung der Dampfkraft hatte uns eine starke Strömung rechts ab und gegen den Rumpf eines großen französischen Kriegsschiffes getrieben. Ein kleinerer Steamer wäre sogleich versunken, der „Foh-Kien" kam mit der Zertrümmerung des Radkastens davon; das Bugspriet des Franzosen rasirte die Dächer der Kajüten und zugleich stürzte der Besanmast in Trümmer. Zum Glück hatte das sehr solide construirte Schaufelrad keinen Schaden gelitten, auch die Maschine war durch die heftige Erschütterung nicht verletzt worden; der Capitän verbesserte die unerwartete Havarie so gut als möglich durch getheerte Leinwand, welche über die offenen Kajüten gedeckt wurde; erst in Hongkong gedenkt man den Schaden glücklich auszubessern. Mich setzen dergleichen Episoden im Seeleben so wenig in Erstaunen, daß ich meine Seemannsmütze, als die Splitter des Besanmastes mir um den Kopf flogen, nur etwas fester über die Ohren zog. Den meisten Schaden haben die Kajütenfenster gelitten, auch sind zwei Rettungsböte zermalmt worden und verloren gegangen. Die Schuld des Unglücksfalles kann Nie-

mandem beigemessen werden, der Lootse behauptete wenigstens, bei der starken Fluth und der Enge des Fahrwassers des riesigen Schiffes nicht vollkommen Herr gewesen zu sein. Um 5 Uhr passirten wir das Leuchtschiff, um 6 Uhr wurde der Lootse entlassen, doch trug der Capitän gerechtes Bedenken, in tiefer Dunkelheit mitten unter kleinen Inseln und Klippen die Fahrt fortzusetzen; um 7 Uhr wurde der Anker ausgeworfen, und nur zu bald erwies sich, wie recht wir gethan. Mehr und mehr steifte sich die Brise auf, und um 9 Uhr Abends wehte es, um einen Ausdruck des Capitäns zu gebrauchen: „Kanonen und Haubitzen.“ Nach einer, trotz des Tobens der Wasser ruhigen Nacht stachen wir am 13. December um 9 Uhr Morgens in See. Wir legen in der Stunde 14 bis 15 Knoten zurück und könnten mit Hülfe des günstigen Windes noch rascher vorwärts kommen, geböte uns der Verlust des Besanmastes und unterschiedlichen Takelwerkes nicht die äußerste Behutsamkeit in der Anwendung der Segel. Für unser materielles Wohlbehagen ist hinlänglich Sorge getragen, wir haben sogar einen Leibbarbier an Bord, der nach europäischem Geschmack rasirt und Haare verschneidet. Fat-Jack, auf diesen Namen hört der junge Haarkünstler, ist technisch nicht ohne Uebung, doch muß man nicht an gewissen üblen Gewohnheiten Anstoß nehmen. Durch constante Einreibungen mit Ricinusöl sucht er seinem fetten Leibe einen poetischen Glanz zu geben, der nur durch den scharfen Geruch der ranzig gewordenen Flüssigkeit beeinträchtigt wird. An meinem Kopf hat er seinen Beruf mit einer solchen Geschicklichkeit erfüllt, daß ich ihm einen Dollar schenkte. Sobald er mir seitdem auf Deck begegnete, war seine stehende Redensart: „You, masta! Ulopin man numbel one!“ d. h. „Sie, Master, sind ein europäischer Herr Nummer eins!“ und wenn ich ihn anblicke, fragt er sogleich, ob er mir wieder die Haare verkürzen solle.

Die chinesischen Passagiere zweiter Classe sind keine angenehme Reisegesellschaft. Als wir am Abend des 14. December, mitten unter uns die emancipirte Miß B., im „Rauchcoupé“ des „Fohkien“ saßen und uns an dem eisigen Decemberabend mit Grog zu erwärmen suchten, brachte der Steward außer einer frischen Flasche Cognac die Nachricht, zwei unserer Landeskinder lägen im Sterben oder seien schon todt. Die Ursache ihres Ablebens ließ sich nicht ermitteln, doch vermuthe ich, daß beide an Entkräftung zu Grunde gegangen seien. Die unglücklichen Menschen, die sich

selber zu beköstigen hatten, wandten, gleich den meisten Chinesen, an ihre Lebensnahrung nur so wenig, daß bei der scharfen Witterung das Oel in der Lebenslampe bald verzehrt sein mußte. Verstimmt durch die Hiobspost, gingen wir zu Bett und zogen die Decke über die Ohren, aber erst auf ein Machtgebot des Capitäns verstummten die Lamentationen der Ueberlebenden, welche noch tief in der Nacht mit den Begräbnißfeierlichkeiten den Anfang machten.

Nach erfolgter Todtenschau, die wirklich ergab, daß luxuriöses Leben den Tod der beiden Reisenden nicht beschleunigt habe, wollte der Capitän nach gewohnter Weise zur Bestattung schreiten, d. h. an die Beine jedes Todten eine Kanonenkugel binden und sie ins Meer versenken; allein die Leidtragenden widersetzten sich auf die hartnäckigste Weise. Die beiden Verstorbenen waren in Hongkong ansässig, ihre Gefährten bestanden deshalb darauf, ihre Ueberreste dorthin zu schaffen und auf heimischem Boden beizusetzen. Auf die Frage des Capitäns, durch welche Mittel sie Leichen vor Verwesung zu schützen gedächten, baten sie ihn nur um zwei leere Tonnen. Die armen Teufel vermochten nicht viel daran zu wenden, und das ganze Verfahren der Einbalsamirung bestand darin, daß jeder Todter in eine Tonne gesetzt und diese bis an den Rand mit Salz gefüllt wurde. Die eingepökelten Leichen kamen wirklich nach Hongkong, ohne die Mannschaft des „Foh-Kien" durch ihre Ausdünstungen belästigt zu haben.

Die Passagiere hatten nichts von diesen Unterhandlungen erfahren, die See ging hoch und die ganze Gesellschaft verweilte in den Kojen, nur ich und Miß B. blieben von der Seekrankheit verschont, so entsetzlich der „Foh-Kien" auch stampfen mochte. Wir fuhren den Tag über die Tschusanküste entlang, meistens dicht unter Land und oft an schroffen, kahlen Felsklippen vorüber. Hier haben sich unter dem Vorwande der Fischerei ganze Seeräuber-Colonien angesiedelt, und hier spielen auch die grausigen Abenteuer, von denen Mr. Fortune in seiner lesenswerthen Reisebeschreibung erzählt. Unser Schiff hat von den Piraten nichts zu fürchten; seine außerordentliche Schnelligkeit würde es allen Verfolgungen entziehen. Gefährlicher ist mir mein Kojenkamerad, der Perser. Zwar habe ich, als ein erfahrener Reisender, mich sofort der oberen Bettstelle bemächtigt und ihm das Erdgeschoß anempfohlen, allein die Seekrankheit tritt bei ihm unter so stürmischen Symptomen auf, daß ich selbst von meiner höheren Warte aus

der Nacht mit Schrecken entgegensehe. Miß B. war bei Tisch erschienen, zog sich aber noch vor dem Dessert in ihre Gemächer zurück. Das Schiff rollte entsetzlich, und einer der chinesischen Aufwärter hatte, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren und einen Teller Suppe aus der Rechten fallen zu lassen, rasch nach der Stuhllehne der Miß B. gehascht, statt derselben aber das goldene Krönchen auf ihrer Stirn in die Hände bekommen. Das Kleinod war unter den Pranken des Chinesen zerbrochen und Miß B. in der übelsten Laune, ihres liebsten Schmuckes beraubt zu sein. Sie arbeitet in tiefster Abgeschlossenheit an der Wiederherstellung des Diadems. Wie ich vorher gefürchtet, hat der Perser mit seinem Stöhnen und Röcheln mir die ganze Nacht verdorben. Die Seekrankheit findet in ihm nichts mehr vor, was über Bord geworfen werden könnte, und der Unglückliche ringt mit Tod und Leben. Jetzt wäre der Moment zur Anwendung eines heroischen Mittels, eines Achtels Cognac, oder auch nur eines Viertels Port, gekommen, allein wie soll man das einem solchen Moslem begreiflich machen? Außer Stande einzuschlafen, ordnete ich mehrmals die Kissen meines Lagers und fand bei dieser Gelegenheit unter dem Kopfpfühl einen Lebensretter oder Schwimmgürtel aus Korkstücken. Auf dem „Foh-Kien“ ist das Bett jedes Passagiers erster Classe mit einem solchen versehen; für die zweite Classe haben die nordamerikanischen Menschenfreunde nicht Sorge getragen. Am 14. December trieb mein Perser es so arg, daß ich seine Ausquartierung beantragte. Der „Foh-Kien“ führt 110 Köpfe an Bord, doch ist immer noch hinlänglicher Raum vorhanden; es war das Glück des Seekranken gewesen. Ich hatte mich nach seiner Entfernung eben auf meinem Lager ausgestreckt, um die versäumte Nachtruhe nachzuholen, als das Bett am Kopfende zusammenbrach und die Stelle mit Trümmern bedeckte, wo das bärtige Haupt des Moslems geruht hatte.

Die Schnelligkeit des „Foh-Kien“ vermindert sich übrigens nicht, wiewohl die Brise für einen Dampfer zu steif weht; eins der Schaufelräder bewegt sich immer in freier Luft. Weniger als 14 Knoten legen wir in der Stunde nie zurück, doch haben wir auch schon 18 erreicht. Die Maschine wird sorgfältig überwacht und trefflich im Stande erhalten, aber unsere Ingenieure werden auch ihren Mühwaltungen entsprechend wie Generäle und Minister bezahlt. Der erste erhält 4500 Dollars! Der Sicherheit

der Küstenfahrt wegen begleiten uns zwei chinesische Lootsen mit Weibern und Kindern. Einer ist für die Seebuchten, der Andere für die Flußmündungen, jeder erhält monatlich etwas über 50 Dollars. Der Lootse, durch dessen Unachtsamkeit wir einen Mast, die Radbekleidung und einen Theil des Verdecks verloren, war ein englischer Süßwasserlootse und für seinen Meisterstreich mit 75 Dollars honorirt worden. Aus meinen Zwiegesprächen mit dem Capitän, einem gebildeten, mittheilsamen Manne, erfahre ich, daß die Höhe der Passagiergelder, namentlich wenn die Reisenden so gut wie wir verpflegt werden, nicht immer ungerechtfertigt ist. So hat der „Foh-Kien" mit Ausschluß der Kohlen täglich zwischen 900 und 1000 Dollars Unkosten.

Unsere Eilfahrt hatte uns auf wahrhaft magische Weise aus nordischen Regionen zwischen die Wendekreise versetzt. Noch in Shanghai war es so kalt gewesen, daß ich nothgedrungen einem chinesischen Schneider für ein Paar grobe grauwollene Beinkleider 4 Pfd. Sterling zahlte; auf den Ankauf eines warmen Winterrockes hatte ich nur verzichtet, da der Preis nicht mehr zu erschwingen war. So muß der armen Seele zu Muthe sein, die, nachdem sie ihr Pensum im Fegefeuer abgesessen, durch Messen und Fürbitten geläutert, entlassen wird und nun die ersten Lüfte des Paradieses einathmet. Durch eine enge Passage fuhren wir in die große Bai von Fouchow; die Thore des Himmels schienen sich vor uns zu öffnen. Im Vordergrunde stiegen kleine schroffe Inseln aus der blauen Tiefe, eine Bergkette von 4000 Fuß Höhe begrenzte malerisch den Hintergrund. Inseln und Festland waren mit Villen und Pagoden bebaut, die in Hufeisenform in die Felsen gehauenen Erbbegräbnisse wurden von alten Banienbäumen (ficus Indica) und Theegesträuchen beschattet. So weit das Auge reichte, war kein unbebauter Fleck zu entdecken. Nach den rauhen Lüften des Nordens erquickte uns hier der linde Athem eines ewigen Frühlings. Miß B. brach vor Freuden in Thränen aus und schwebte in Gefahr, jetzt wirklich in Ohnmacht zu fallen. Mittags 1 Uhr warfen wir hart an der Pagodeninsel Anker.

Der District, in dem wir uns befinden, wird das Paradies des chinesischen Reiches genannt und verdient wirklich den schmeichelhaften Namen. Nach meiner Gewohnheit, einen hervorragenden Punkt aufzusuchen, begab ich mich nach einer siebenstöckigen, ganz aus Stein erbauten Pagode und erstieg die oberste Gallerie. Meine

hohen Erwartungen wurden nicht getäuscht. Ein phantasievoller Landschaftsmaler hätte die Gegend nicht mit mehr Geschmack hinsichtlich der Terrainbildung anordnen und architektonisch ausstaffiren können. Das von der Bergreihe bis an die Küste reichende Amphitheater war mit Städtchen und Dörfern wie besäet, doch verrieth jede dieser kleinen Niederlassungen die weise Berechnung ihres Gründers. Bald lagen sie hart am Meere und kleinen Häfen, bald in Schluchten an Kanäle gereiht, dann wieder in Reisfeldern und zwischen Gemüsebeeten; zierliche, ja zuweilen kostbare Joß-Häuser (Gebethäuser) brachten Abwechselung in alle diese kleinen, der Industrie und dem Ackerbau gewidmeten Anlagen. Die Sonne neigte sich tief, als ich meine Mappe schloß und, unwillig über mich selbst: nicht mehr zu Papier gebracht zu haben, auf den Steamer zurückkehrte.

Ende des zweiten Bandes.